This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

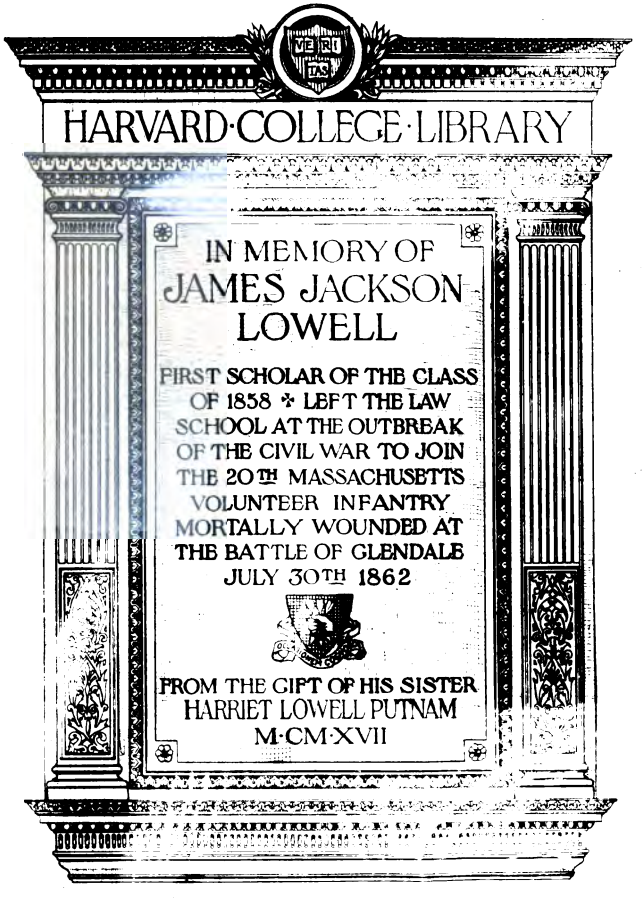
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX IHYT J

BP
102
B


VE RI TAS
HARVARD·COLLEGE·LIBRARY
IN MEMORY OF
JAMES JACKSON
LOWELL
FIRST SCHOLAR OF THE CLASS
OF 1858 ✣ LEFT THE LAW
SCHOOL AT THE OUTBREAK
OF THE CIVIL WAR TO JOIN
THE 20TH MASSACHUSETTS
VOLUNTEER INFANTRY
MORTALLY WOUNDED AT
THE BATTLE OF GLENDALE
JULY 30TH 1862
FROM THE GIFT OF HIS SISTER
HARRIET LOWELL PUTNAM
M·CM·XVII

E

Herr Joh. C. Heinr. Heinse, Journalist
Karl Ludw. Muthmann, K.K. Kanzl. Adjunct d. Hofkanz.
in Leipzig, geb. 1728. †

C 11.

Zs. Jodel Schindel. 1776. d. 22.

Brittiſche Bibliothek.

Erſter Band.

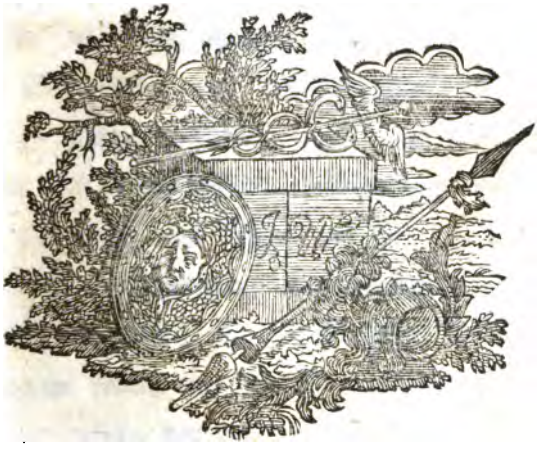
Leipzig,
bey Johann Wendler

1757.

BP 372 .18
HARVARD COLLEGE
DEC 29 1927
LIBRARY

Brittische Bibliothek.

Erstes Stück.



Leipzig,
bey Johann Wendler.
1756.

Vorbericht.

Die Verfaſſer dieſer Schrift wollen von engliſchen Büchern, die ſie ſelbſt geleſen haben, ohne ſich auf die neueſten einzuſchränken, umſtändliche Auszüge und Beurtheilungen machen. Sie wollen zuweilen Lebensbeſchreibungen berühmter engliſcher Schriftſteller, und Ueberſetzungen kleiner engliſcher Schriften liefern, wovon ſie hoffen können, daß ſie den Leſern angenehm ſeyn werden. Es wird einen Monat um den andern, ein Stück herauskommen, und ſo lange damit fortgefahren werden, als die Verfaſſer Muſſe zu arbeiten haben, und den Beyfall der Leſer erhalten. Leipzig, den 31 Jänner 1756.

I.

A Syſtem of moral philoſophy, in three books, written by the late *Francis Hutcheſon* L L. D. Profeſſor of Philoſophy in the Univerſity of Glasgow, II. Vol. 4. London 1755.

Leute von Wiſſenſchaft und Geſchmack, brauchen einer Art von Ueberwindung, wenn ſie ein neues Buch leſen ſollen, ſo ihnen unter dem Nahmen eines **Syſtems** angekündiget wird, und niemals brauchen ſie mehr Ueberwindung, als wenn der Verfaſſer ein **Syſtem** philoſophiſcher Wiſſenſchaften verſpricht. Man iſt es gewohnt, unter dieſem Nahmen entweder ekelhafte Wiederholungen unzählichmal geſagter Sätze, oder wenn ſich mittelmäſſige Verfaſſer von der gemeinen Bahn entfernen wollen, an ſtatt neuer Gedanken, neue Worte zu leſen. Wiſſenſchaften und Geſchmack machen ihre Liebhaber, mit den Vorzügen der Deutlichkeit und des allgemeinen Nutzens, ſo bekant, daß ſie ſich gewöhnen, zu glauben, die Gelehrſamkeit ſey die Kunſt, Wahrheiten, die dem menſchlichen Geſchlechte nützlich ſind, ſo deutlich vorzuſtellen, daß ſie von einem jeden begriffen werden können, dem ihr Gebrauch nützlich iſt. Sie gewöhnen ſich, die Geſchicklichkeit, nützliche Wahrheiten zu dem höchſten Grade der Deutlichkeit zu erheben, für die gröſte Tugend eines wahren Gelehrten

lehrten anzusehen. Wie unangenehm mus es ihnen also seyn, wenn der Verfasser eines neuen philosophischen Systems, seine Gelehrsamkeit mit einer geheimnisvollen Dunkelheit allen denen verbirgt, die es sich nicht wollen gefallen lassen, vorher die ihm eigene Sprache zu lernen. Wie sehr müssen sie Zeit und Arbeit beklagen, wenn sie endlich wahrnehmen, daß die Gutwilligkeit, mit welcher sie beydes verschwendet haben, durch nichts, als durch die Ueberzeugung belohnet wird, daß der Lehrer der Welt, von welchem sie sich geduldig durch ungebahnte Wege führen lassen, sie am Ende wieder an den Ort in dem Reiche wahrer und nützlicher Wissenschaften zurück bringt, an welchem sie waren, ehe sie sich seiner Führung überliessen.

Hutchesons System der philosophischen Sittenlehre unterscheidet sich von den gemeinen Systemschreibern durch so sichtbare Vorzüge, daß es die Aufmerksamkeit aller Liebhaber der Wissenschaften und des guten Geschmacks aus mehr als einem Grunde verdienet. Ungeachtet es erst nach dem Tode des Verfassers zum Vorschein gekommen: so haben wir dennoch nicht nöthig es dem Herausgeber auf sein Wort zu glauben, daß es kein unausgearbeiteter Entwurf sey, durch dessen Bekantmachung die Gewinnsucht des Erben, den Ruhm des Verfassers verdunkelt. Man kennet Hutchesons Art zu denken, und sich auszudrücken, aus seiner Untersuchung des Ursprungs der Begriffe, die wir von der Tugend und Schön-

heit haben, und aus seiner Abhandlung von den Leidenschaften. Seine in lateinischer Sprache herausgegebene philosophische Lehrbücher, sind ein Beweis, daß der academische Vortrag der Weltweisheit, angenehm werden könne, wenn der Lehrer die schönen Wissenschaften ohne Zwang und nach dem Muster der alten Griechen und Römer dabey anzuwenden weis. Wer mit unserm Verfasser aus den von ihm selbst herausgegebenen Schriften bekant ist, wird seine Hand in diesem System nicht verkennen, und zugleich den Fortgang eines grossen Geistes in der wahren Gelehrsamkeit, aus der Vollständigkeit und Deutlichkeit, mit der dieses Buch die vorigen Ausarbeitungen übertrift, mit Vergnügen wahrnehmen.

Eine Sittenlehre der Vernunft kan unmöglich viel neue Wahrheiten enthalten. Vernunft und Tugend sind kein Geschenk der Gelehrten, sondern die Sprache der Natur. Ihre Gesetze sind sich zu allen Zeiten ähnlich gewesen, und alles, was der Gelehrte dabey thun kan, bestehet darinn, daß er die Menschen auf die Sprache der Natur aufmerksam mache. Wir müssen unserm Verfasser die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er diese Pflicht auf eine neue und vortheilhafte Art erfüllet.

Ein Auszug aus einem Buche, welches Wahrheiten enthält, die niemand fremd seyn können, der sich seiner Bestimmung bewust ist, würde

zu

zu wenig neues enthalten. Wir wollen daher unſere Nachricht, auf eine Betrachtung über die Kunſt, mit welcher der Verfaſſer die Natur reden läſſt, einſchränken, und das Vergnügen, das neue in dem Vortrag der einzelnen Pflichten wahrzunehmen, den Leſern eines Buchs überlaſſen, welches ſich auch dann mit Vergnügen leſen läſſt, wenn es uns mit den bekanteſten Wahrheiten unterhält.

So lange man in der Naturlehre mit abſtrakten Begriffen und Hypotheſen anfieng und aus ſolchen neue Syſteme bauete, iſt man darinn niemals weiter gekommen, als Dunkelheiten gegen Dunkelheiten zu vertauſchen. Nachdem man angefangen hat, auf die einzelnen Begebenheiten in der Körperwelt aufmerkſam zu ſeyn, Beobachtungen und Erfahrungen anzuſtellen, und die Natur aus ihren Wirkungen kennen zu lernen, vertreibet die Entdeckung deutlicher und brauchbarer Wahrheiten, die unnützen Dunkelheiten, und erweitert die Naturlehre zum Nutzen des menſchlichen Geſchlechts.

Unſer Verfaſſer folget dieſem Exempel in der philoſophiſchen Sittenlehre, und er folgt ihm genauer, als es von andern geſchehen.

Er fängt mit der Betrachtung an; daß die ganze Abſicht der philoſophiſchen Sittenlehre dahin gehe, die Menſchen zu dem Verhalten anzuweiſen, welches am geſchickteſten iſt, ſie zu der gröſten Glückſeligkeit und Vollkommenheit zu führen, der

sie fähig sind, in so ferne dieses ohne Beyhülfe einer übernatürlichen Offenbarung, durch blose Beobachtungen und Schlüsse, die sich aus der Einrichtung der menschlichen Natur herleiten lassen, geschehen kan. Diese Regeln des Verhaltens der Menschen, nennet er Gesetze der Natur und die zusammenhangende Sammlung dieser Gesetze, das natürliche Recht.

Weil nun von einer richtigen Erkäntnis der menschlichen Natur, der wahre Begrif von der höchsten Glückseligkeit des Menschen, und von diesem die vernunftmässige Bestimmung des Verhaltens, welches den Menschen am gewissesten dazu führen kan, abhanget, so widmet er sein ganzes erstes Buch der Untersuchung der menschlichen Natur und des daraus fliessenden richtigen Begrifs von der höchsten Glückseligkeit der Menschen.

Er befiehlt uns, mit der Beobachtung der menschlichen Natur von dem Stande der Unwissenheit und des Unvermögens, in welchem wir gebohren werden anzufangen, und der Natur in der nach und nach erfolgenden Entwickelung und Beschäftigung unserer Kräfte Schritt vor Schritt zu folgen. Er zeiget, wie wir durch Hülfe der äussern Sinne und des innern Bewustseyns zu Begriffen gelangen und durch die Vergleichung der Begriffe in den Stand kommen, unsern Verstand mit Urtheilen und Schlüssen zu beschäftigen; wie endlich Verlangen und Abneigung, Freude

und

und Traurigkeit in uns entstehen, und den Grund aller Handlungen unsers Willens enthalten. Er findet, daß alle Handlungen unsers Willens entweder auf unsere eigene Glückseligkeit, oder auf die Glückseligkeit, die wir, ohne Rücksicht auf uns selbst, aus einer innern Neigung, andern gönnen, unmittelbar gerichtet sind. Er bemerket diesen Unterschied, sowohl in den ruhigen Bestimmungen unsers Willens, als in den unruhigen Leidenschaften des Herzens. Diese Anmerkung ist der Grund seines Systems, welche er darauf bauet, daß unser Wille durch einen natürlichen Trieb, nicht nur auf unsere eigene Glückseligkeit, sondern auch, ohne Absicht auf unseren eigenen Nutzen, auf die Glückseligkeit anderer uns bekanten Wesen gerichtet wird, und daß daraus eine Empfindung von moralischer Schönheit und Volkommenheit entspringet, die ein harmonisches Verhalten, wobey nur unsere Glückseligkeit niemals von der Glückseligkeit des Ganzen abgesondert, mit einem ruhigen und ungezwungenen Beyfall beehret, und ein entgegen gesetztes Verhalten als unedel verabscheuet. Wir müssen gestehen, daß wir bey genauer Aufmerksamkeit auf uns selbst und andere Menschen, diese Bemerkung, welche der menschlichen Natur zur Ehre gereichet vollkommen gegründet finden, gleichwohl aber wünschen, daß bey dem Gebrauch, den man in der Moral davon machen kan, die Gränzen des Rechts der Natur und der Tugendlehre, genauer von einander abgesondert werden, als es von unserm Verfasser geschehen ist.

Das Recht der Natur muß ſich auf die Rechte der Dinge, die ſich auſſer uns befinden, und auf unſere Verbindlichkeit, dieſen Rechten gemäs zu handeln, in ſo ferne beydes aus der Vernunft erkant wird, gründen. Gott hat ein Recht, von uns Verehrung und Gehorſam zu fordern. Alle Menſchen haben ein Recht, von uns ein Verhalten zu fordern, welches mit der Glückſeligkeit des ganzen menſchlichen Geſchlechts übereinſtimmet; ſie haben ein vollkommenes Recht, uns zu zwingen, daß wir ihre Glückſeligkeit nicht ſtören; ſie haben ein wahres, aber mit keinem Befugnis zum Zwang verbundenes Recht, zu verlangen, daß wir ihre Glückſeligkeit befördern. Die Verbindlichkeit, unſere freyen Handlungen ſo einzurichten, wie es die Verehrung Gottes und die Glückſeligkeit des ganzen menſchlichen Geſchlechts erfordert, iſt der wahre und richtige Grund des Rechts der Natur in ſeinem weiteſten Umfange. Auf dieſen mus der Lehrer des Rechts der Natur bauen und dabey die Gränzen der Pflichten, die mit einem Zwangsrechte verbunden ſind, und das Recht der Natur im ſtrengſten Verſtande ausmachen, ſo genau als möglich beſtimmen.

Die Tugendlehre, die Sittenlehre im eigentliſten Verſtande, ſoll unſere ganze Seele in den Stand ſetzen, daß alle ihre Neigungen mit allen ihren Pflichten übereinſtimmen, und der Menſch durch die Harmonie von Neigung und Pflicht, wahrhaftig tugendhaft werde. Hier iſt der Ort, da

da man ſich bemühen mus, den natürlichen Trieb, uns nicht nur an unſerer eigenen Glückſeligkeit, ſondern auch an der Glückſeligkeit anderer Dinge auſſer uns, ohne eigennützige Rückſicht auf uns ſelbſt, zu beluſtigen, und die natürliche Empfindung von moraliſcher Schönheit und Vollkommenheit in einem harmoniſchen Verhalten, welches unſere eigene Glückſeligkeit, von der Glückſeligkeit des ganzen niemals abſondert, zu unterhalten und zu verſtärken. Auf dieſe Art, wird das eigennützige Syſtem, welches die eigene Glückſeligkeit zum einzigen erſten Grunde und letzten Zweck des natürlichen Rechts und der Tugend machet, zur Ehre der menſchlichen Natur, und zum Nutzen des menſchlichen Geſchlechts, aus beyden Wiſſenſchaften, verwieſen. Ein Syſtem von welchem wir allemal glauben, daß wenn auch deſſen Erfinder und Vertheidiger keine böſe Abſichten haben, ſolches gleichwohl am geſchickteſten iſt, die dem menſchlichen Geſchlechte ſo vortheilhaften edlen Triebe der uneigennützigen Menſchenliebe, und der wahren Grosmuth zu unterdrücken und zu ſchwächen. Iſt es zu verantworten, daß man dergleichen aus Liebe zu einem Syſtem wider die eigene Empfindung unternimmt? Iſt es nicht billiger, den Trieb, uns an der Glückſeligkeit anderer Weſen, ohne einige Rückſicht auf eigene Vortheile zu vergnügen, und die Empfindung der Schönheit und Vollkommenheit in einem Verhalten, ſo mit der allgemeinen Glückſeligkeit übereinſtimmet, in den Menſchen aufzuſuchen und zu verſtärken?

Wenn

Wenn es niedrige und eigennützige Seelen in der Welt geben sollte, die an der Glückseligkeit anderer Wesen, ohne Absicht auf eigene Vortheile, keinen Antheil nehmen könten: so müsten sie von edlern Herzen, als Geschöpfe einer niedern Art, mit Mitleiden angesehen werden. Wir sind aber mit unserm Hutcheson überzeugt, daß die Natur keine dergleichen Menschen bildet, sondern, daß es dem lasterhaften Mühe kostet, die edlen Triebe der Natur zu schwächen und zu unterdrücken. Wir sind überzeugt, daß selbst der lasterhafte schwerlich jemals den höchsten Grad des Lasters erreichet, daß, wenn die Glückseligkeit anderer Menschen ihm weder das mindeste schadet, noch im geringsten nutzet, er nicht lieber wünschen sollte, andere glücklich, als unglücklich zu sehen. Wir glauben zur Ehre der Vertheidiger des eigennützigen Systems, daß sie ihrer eigenen Empfindung widersprechen, wenn sie sich selbst und andere überreden wollen, der Mensch könne sich an der Glückseligkeit anderer Wesen, niemals ohne Rücksicht auf sich selbst und seinen eigenen Nutzen belustigen, und das Herz könne ein Verhalten für moralisch schön und vollkommen ansehen, welches den blossen eigenen Nutzen zum alleinigen ersten Grunde des Rechts und der Tugend machet.

Wir wenigstens sind unserer Empfindungen gewis. Wir fühlen es, daß wir die Thränen, welche uns die glückliche Kunst des Dichters und Schauspielers, mit Schrecken und edlen Mitleid

dem

dem weit von uns entfernten und erdichteten Unglück der Tugend und Grosmuth zu opfern zwinget, nicht aus Eigennutz weinen. Wir fühlen es, daß uns unser Herz befiehlt, uneigennützige Grosmuth ohne Absicht auf unseren eigenen Vortheil zu billigen, und ein Verhalten, welches andere unglücklich macht, wenn es auch uns nutzen sollte, zu verabscheuen. Wie glücklich wären wir Menschen, wenn wir nur allemal diesen Trieben und Empfindungen folgten? Man mag noch so viel Beweise häufen, um uns zu überführen, daß der Eigennutz die Quelle dieser Triebe, und Empfindungen, und daß der eigene Vortheil der alleinige erste Grund des Rechts und der Tugend sey, so hoffen wir uns allemal darinnen ähnlich zu bleiben, daß wir empfinden, daß es wenigstens bey uns wahr sey:

Nicht der Hochmuth, nicht die Eigenliebe,
Nein, vom Himmel eingepflanzte Triebe,
Lehren Tugend, und daß ihre Krone
Selbst sie belohne.

Wir haben uns bey diesen Betrachtungen etwas länger aufgehalten, weil sie das eigenthümliche und vorzügliche des Hutchesonschen Systems ausmachen, und weil wir bey aller Ueberzeugung von seiner Vortreflichkeit gleichwohl glauben, daß die Gründe und die Gränzen des Rechts der Natur und der Tugendlehre, ohne jemals ein System, welches eine oder die andere dieser Wissenschaften, auf den alleinigen Grund des eigenen Nutzens

tens zurückführet, anzunehmen, richtiger unterſchieden werden müſſen, als Hutcheſon in einem Werke gethan hat, welches das Recht der Natur und die eigentliche Sittenlehre niemals zureichend unterſcheidet und oft vermenget.

Damit man die Einrichtung und den Zuſammenhang des Werks etwas genauer überſehen könne, müſſen wir anmerken, daß das ganze Werk in drey Bücher eingetheilet iſt, und daß das erſte Buch nebſt den acht erſten Abſchnitten des zweyten Buchs, den erſten Band, der außer der Vorrede 358 Seiten enthält; hingegen die letztern Abſchnitte des zweyten Buchs nebſt den zweyten Band der aus 380 Seiten beſtehet, ausmachen.

Die Vorrede welche den Doctor und Profeſſor der Gottesgelahrheit zu Glasgow **William Leechman** zum Verfaſſer hat, iſt die vortreflichſte Einleitung zu dem Werke ſelbſt, und das harmoniſche Leben unſers **Hutcheſons**, ſo auf eine ſehr einnehmende Art beſchrieben wird, rechtfertiget den edlen Begrif von den natürlichen Trieben und Empfindungen, auf welche er in ſeinen Werken, die Liebe der Tugend und den Haß der Laſter gründet. Das erſte Buch des Werks ſelbſt unterſuchet, wie wir bereits erinnert haben, die Einrichtung der menſchlichen Natur und das höchſte Gut. In dieſer Abſicht handelt der erſte Abſchnitt, von der Beſchaffenheit der menſchlichen Natur und ihren Kräften, ſonderlich

lich von dem Verſtande dem Willen und den Leidenſchaften überhaupt; der zweyte Abſchnitt, von den Kräften des Bewuſtſeyns, ſonderlich von dem Bewuſtſeyn der feinern Empfindungen von Schönheit und Vortreflichkeit; der dritte Abſchnitt, von den natürlichen Beſtimmungen unſers Willens, die den lezten Zweck unſerer freyen Handlungen enthalten, und theils in der Liebe unſrer ſelbſt und unſerer eigenen Glückſeligkeit, theils in einer uneigennüzigen Liebe der allgemeinen Glückſeligkeit beſtehen; der vierte Abſchnitt, von der innerlichen Empfindung der moraliſchen Schönheit und Vortreflichkeit; der fünfte Abſchnitt, von der innern Empfindung von Ehre und Schande. In dem ſechſten Abſchnitt unterſuchet der Verfaſſer, in wieferne die verſchiedenen Empfindungen, Begierden, Leidenſchaften und Neigungen in unſerer Gewalt ſind; der ſiebende Abſchnitt vergleicht die verſchiedene Arten von Vergnügen und Misvergnügen, um ihr Verhältnis gegen die Glückſeligkeit zu beſtimmen; der achte Abſchnitt, betrachtet die verſchiedene Temperamente und Charactere der Menſchen, mit einer Abſicht auf ihre Glückſeligkeit oder ihr Elend; der neunte und zehnte Abſchnitt erkläret unſere Pflicht, Gott recht zu erkennen, und würdig zu verehren, als den Grund unſerer Glückſeligkeit. Der eilfte beſtimmet die höchſte Glückſeligkeit der unſere Natur fähig iſt, und den Weg, zu dieſer höchſten Glückſeligkeit zu gelangen.

Das

Das zweyte Buch erkläret die besondern Gesetze der Natur, und die Pflichten, die sich die Menschen, ohne Absicht auf eine bürgerliche Regierung und den Stand willkührlicher Gesellschaften, schuldig sind. In dieser Absicht werden im ersten Abschnitt, die verschiedenen Umstände, welche die moralische Güte oder Schändlichkeit der Handlungen vermehren oder vermindern, untersuchet; in dem zweyten, die allgemeinen Regeln, nach welchen die Sittlichkeit der Handlungen beurtheilet werden muß, festgesetzet; in dem dritten, die allgemeinen Begriffe der Rechte und Gesetze, nebst ihren Eintheilungen; und in dem vierten, die verschiedenen Stände der Menschen, sonderlich aber der Unterscheid des Standes der Natur und der willkührlichen Gesellschaften, erkläret. Hierauf werden in dem fünften Abschnitt, die angebohrnen natürlichen Rechte der Menschen, sonderlich in Ansehung der natürlichen Freyheit und Gleichheit, abgehandelt. Der sechste Abschnitt führet uns auf die Rechte, welche die Menschen durch gewisse Handlungen erlangen müssen, zu welchen die Rechte des Eigenthums gehören. Der siebente Abschnitt erkläret die ursprüngliche Arten, das Eigenthum einer Sache zu erlangen; und der achte, die verschiedenen Arten, das erlangte Eigenthum auf andere zu übertragen. Der neunte Abschnitt bestimmet das Recht der Verträge und Contracte überhaupt; der zehnte, die Pflichten in Ansehung des Vermögens, die Gedanken durch Worte auszudrücken; der eilfte, die Natur der Eide und Gelübde

lübde; der zwölfte, den unterschiedenen Werth der Güther im Handel und Wandel und dessen Bestimmung durch Geld; der dreyzehnte, die vornehmsten Arten der Contracte, die in der menschlichen Gesellschaft vorkommen; der vierzehnte, die persönlichen Rechte und Verbindlichkeiten, die aus erlaubten Handlungen entstehen, und der funfzehnte, die persönlichen Rechte und Verbindlichkeiten die aus unerlaubten Handlungen entspringen, nebst der Art Rechte und Verbindlichkeiten aufzuheben. Im sechszehnten Abschnitt, werden die allgemeinen Rechte der Menschen, in so ferne man sie als Mitglieder der allgemeinen menschlichen Gesellschaft anzusehen hat, und im siebenzehnten die besondern Rechte, zu denen uns die Noth ein Befugnis ertheilet, betrachtet. Endlich erkläret der achtzehnte Abschnitt, die Art, die Streitigkeiten im Stande der natürlichen Freyheit zu entscheiden.

Das dritte Buch beschäftiget sich mit den Rechten der besondern menschlichen Gesellschaften und der bürgerlichen Regierung. Hier werden in dem ersten Abschnitt die Pflichten des Ehestandes; in dem zweyten die Rechte der Aeltern und Kinder; und in dem dritten, die Verbindlichkeiten der Herrschaften und des Gesindes bestimmet. Der vierte Abschnitt untersuchet die Ursachen, welche die Menschen veranlasset haben, sich einer bürgerlichen Regierung zu unterwerfen. Hierauf wird im fünften Abschnitt von der natürlichen Art, wie die bürgerliche Regierungen eingerichtet

worden, und von ihren wesentlichen Theilen gehandelt. Im sechsten Abschnitt, werden die verschiedenen Regierungsformen, mit ihren Vortheilen und Fehlern; im siebenten, die Rechte der Regenten, und im achten, die unterschiedene Arten zur Regierung zu gelangen, erkläret. Der neunte Abschnitt untersuchet die Natur der bürgerlichen Gesetze, und die Art, solche zu vollstrecken; der zehnte erkläret die Gesetze des Friedens und des Kriegs, und im eilften wird die Dauer der vereinigten bürgerlichen Gesellschaft betrachtet.

Der Verfasser beschliesset endlich das ganze Werk mit einigen besondern Anmerkungen, welche die Zeit und Ewigkeit, das gegenwärtige Leben, und die gegründete Erwartung des zukünftigen, auf eine so rührende und überzeugende Art verknüpfen, daß wir hoffen der sterbende Lehrer der Tugend, wird wenigstens dadurch einen Theil des sichtbaren Endzwecks seiner lezten Arbeit erhalten, daß es seine Leser mit Ueberzeugung fühlen werden, es sey ihrer ganzen Bestimmung gemäs, unter der Regierung eines Wesens von unendlicher Weisheit, Güte und Gerechtigkeit, alle ihre Handlungen auf die allgemeine Glückseligkeit zu richten, und unter dieser Beschäftigung, sich in dem gegenwärtigen Leben, der Glückseligkeit des zukünftigen nicht unwürdig zu machen.

Ohne uns von der angenehmen Empfindung, in die uns Hutcheson gesetzt hat, zu ausschweifen-

den

den Lobsprüchen verleiten zu lassen; ohne alle Sätze und Meynungen des Verfassers zu billigen und ohne zu läugnen, daß verschiedenes einer Verbesserung, einer genauern Bestimmung und eines schärfern Beweises fähig ist; müssen wir aus Ueberzeugung gestehen, daß wenig philosophische Bücher so viel schönes und vortrefliches enthalten, wenige bey ihren Lesern so viel Ueberzeugung und Empfindung zurück lassen, als dieses.

Wir wollen bey dieser Gelegenheit eine deutsche Uebersetzung dieses schätzbaren Buchs ankündigen, die bereits im Wendlerischen Verlage, unter der Presse ist, und die mit einer Sorgfalt für die Gedanken des englischen Verfassers, und für die Richtigkeit des deutschen Ausdrucks ausgearbeitet worden, welche mehr mit der Vortreflichkeit des Werks, als mit der Gewohnheit der meisten Uebersetzer übereinstimmet.

II.

Aſtronomy in five books, by *Roger Long*; D. D. F. R. S. Maſter of Pembroke Hall in the Univerſity of Cambridge, Vol. I. Cambridge printed for the Author 1742.

Dieſes Werk iſt für den Verfaſſer auf Unterzeichnung gedruckt. Sein Aeuſſerliches zeiget eine Pracht, welche dem Gegenſtande deſſelben gemäs iſt. Die Kupfer, welche zur Erläuterung dienen, ergötzen zugleich das Auge durch ihre Schönheit, und auſſerdem ſind noch über die verſchiednen Abtheilungen des Werkes, Anfangsleiſten zur Zierrath angebracht; als: die Geſchichte jenes griechiſchen Philoſophen, der aus geometriſchen Figuren, die er im Sande gezeichnet fand, den Schluß machte, der Ort wohin er ſich nach dem Schiffbruche gerettet hatte, müſſe von Menſchen bewohnt ſeyn, und die Schaumünze auf die bononiſche Sternwarte mit des Grafen Marſigli Bildniſſe.

Die Abſicht des Werks iſt nicht, Aſtronomen, die ſich dieſer Wiſſenſchaft beſonders widmen wollen, vollſtändigen Unterricht zu ertheilen, ſondern vielmehr die Lehrbegierde derjenigen zu ſtillen, welche hievon eine Käntnis zu erlangen ſuchen, ohne daß ſie eben aufs tiefſte in die Geheimniſſe der Mathematik gedrungen wären. Man könte muthmaſſen, daß

daß dieserwegen das Aeussere des Werks so reizend gemacht worden, wenn es nicht überhaupt der Engelländer Gewohnheit wäre, ihre Achtung für den Inhalt nützlicher Schriften, auch durch die Auszierung derselben an den Tag zu legen. Dieses Verfahren setzet voraus, daß die Reichen in Engelland Kenner und Liebhaber der Wissenschaften sind, und bey ihrem übrigen Aufwande auch in der Gelehrsamkeit Pracht zu zeigen suchen: Es ist also nicht überall auf dem festen Lande nachzuahmen, so wenig als ein Gelehrter in vielen Gegenden des festen Landes zu Unterzeichnung eines grossen Werks, Herzöge, Grafen, Bischöfe, Kaufleute, u. s. w. zu hoffen hat, es müßte denn ein Kochbuch seyn.

In der Einleitung werden Lehren verschiedener Wissenschaften vorgetragen, die zum Verstande der astronomischen Wahrheiten nöthig sind; Besonders die vornehmsten geometrischen und optischen Sätze. Es versteht sich von sich selbst, daß sie hier nicht, mit den schärfsten Beweisen versehn, erscheinen können, indessen ist doch überall einiger Zusammenhang beobachtet worden, und wenigstens sind die leichtesten Beweise beygefüget.

Gegenwärtiger erster Band der Sternkunde, enthält zwey Bücher. Das erste handelt in zwanzig Abschnitten, von der Rundung der Erde, ihrer Umdrehung um ihre Axe, der Länge und Breite der Erde und den allgemeinen Gründen, Sonnen-

uhren zu verzeichnen, den Polen und Kreisen der Himmelskugel, der gleichlaufenden, schiefen, und senkrechten Kugel; den Verschiedenheiten in den scheinbaren täglichen Bewegungen der Sonne, über einerley Horizont, den Erdstrichen, der Mittagslinie und was dahin gehört; den Maassen verschiedener Völker; den Abmessungen der Erde; dem Unterschiede zwischen der wahren und der scheinbaren Horizontallinie, den Graden der Länge in verschiedenen Parallellen; dem Gebrauche der Erdkugel, den Grundsätzen der Schiffahrt; den Charten; der Höhe der Berge, und der Tiefe der See.

Dieses Buch ist, wie aus dem Angeführten erhellen wird, gewissermassen eine mathematische Geographie. Das zweyte hat mehr mit den himmlischen Körpern selbst zu schaffen. Seine zwey und zwanzig Capitel, betrachten: das Weltgebäude, und die Fixsterne; die Sternbilder; die Sonnenwelt, die Bahnen der Planeten und Kometen, die Ekliptik, und was die verschiedenen Lagen der Planeten gegen dieselben zu bestimmen dienet; die elliptische Gestalt der Planetenbahnen und der Planeten ungleiche Bewegung darinnen; die Bewegungen der untern Planeten aus der Sonne, und von der Erde gesehn; eben diese Umstände bey den obern Planeten; die Undurchsichtigkeit der Planeten und ihre Erleuchtung von der Sonne; die Bewegung der Erde um eine Axe, welche gegen die Ekliptik schief lieget, die

Dunst-

Dunſtkugel, die Strahlenbrechung und die Dämmerung; die veränderliche Entfernung der Sonne von der Erde, die gerade und ſchiefe Aufſteigung der Sonne; ob die Stellen der Sterne und die Schiefe der Ekliptik veränderlich ſind? die Parallaxe der himmliſchen Körper; die jährliche Parallaxe der Fixſterne, ihre Entfernung und Gröſſe; die Geſchwindigkeit des Lichtes, der Sonne und der Hauptplaneten ſcheinbare Durchmeſſer, der Planeten Entfernungen von der Sonne, und ihrer wirklichen Gröſſe; die Aenderungen bey den Fixſternen, und die neblichten Sterne.

Dieſe Erzählung des Inhalts wird ſowohl dazu dienen, damit man ſehe, was eigentlich für aſtronomiſche Lehren in gegenwärtigem Bande abgehandelt worden, als auch damit man aus der Ordnung, die der Verfaſſer erwählt hat, urtheilen könne, daß man hier nicht die Aſtronomie aus den erſten Erſcheinungen in einem Zuſammenhange, wo alles Folgende ſich auf das vorhergehende gründet, hergeleitet antrifft; ſondern, daß vielmehr nach der Abſicht des Verfaſſers die aſtronomiſchen Wahrheiten gröſtentheils erzählt werden, ohne daß ihnen allemal die gründlichſten Beweiſe könnten beygefügt werden. Es ſcheint auch dieſer Band eigentlich nur dasjenige zu enthalten, was etwa in der Naturlehre von der Sternkunde kan abgehandelt werden, und vielleicht wird ſich der Verfaſſer in dem zweyten tiefer in mathematiſche Unterſuchungen einlaſſen. In dieſer Betrachtung iſt es allerdings dienlich

ge-

gewesen, das Gegenwärtige, welches den meisten Lesern gefallen kan, voraus zu senden.

Man wird nicht erwarten, daß aus diesem Buche vieles anzuführen wäre, welches Kenner der Wissenschaft noch unterrichten könte, und andern würde mit Anführung einzelner Lehren, wenig gedient seyn; Indessen wollen wir die Leser mit dem Vortrage des Verfassers und der Bemühung, welche er sich gegeben hat, seinen Gegenstand vollständig abzuhandeln, einigermassen bekant zu machen suchen.

Das Titelkupfer des Buches stellet eine Maschine vor, die der Verfasser erfunden hat, die Erscheinungen der täglichen Bewegung sinnlich zu machen. Eine gläserne Kugel ist von aussen mit den vornehmsten Sternen und Kreisen bezeichnet, welche mit einem Diamant darauf gegraben sind; In ihr befindet sich eine kleine Kugel, welche die Erde vorstellet, und einerley Mittelpunkt und Axe mit jener hat, so, daß beyde zugleich nach der Polhöhe könte gestellet werden; Ferner ist die Vorrichtung dergestalt gemacht, daß entweder die Erdkugel innerhalb der gläsernen, oder die Himmelskugel oder die innere kan herumgedrehet werden. Horizont und Meridian, und dergleichen, befinden sich auch daran, so daß sich auf diesem Werkzeuge verschiedene himmlische Erfindungen vor Augen stellen lassen. Einige, welche es bey dem Verfasser gesehen, haben es unvollkommener nachgemacht, und die Sphäre des Archimeds genannt,

nannt, von der es doch weit unterſchieden iſt. Ueberhaupt ſieht man, daß der Verfaſſer, welcher die Sternkunde ſehr viele Jahre gelehret hat, (er ſetzet die Erfindung ſeiner gläſernen Kugel zwanzig Jahr vor der Ausgabe ſeines Buches) viel Mühe angewandt hat, die aſtronomiſchen Lehrſätze durch allerley Maſchinen ſinnlich zu machen. Unter andern erwähnt er eine, welche den Thierkreis vorſtellt. Sie iſt zwanzig Fus im Durchmeſſer und drey breit; und enthält die Geſtirne des Thierkreiſes, mit der Ekliptik und einigen andern Kreiſen. Wenn man in ihrer Mitte ſitzet: ſo ſiehet man die Geſtirne auf die Art um ſich herum, wie ſie am Himmel erſcheinen. Er glaubt, es würde ſehr nützlich ſeyn, dergleichen Kugel zu machen, die ſich um einen Platz herum drehete, auf welchem Zuſchauer ſtünden, die ſich auf ſolche Art die himmliſchen Bewegungen viel bequemer vorſtellen würden, als itzo durch Figuren oder Maſchinen geſchehen kan (*).

Zu einem Beweiſe, wie vollſtändig der Verfaſſer ſeinen Gegenſtand abhandelt, kan der neunzehnte Abſchnitt von den Landcharten dienen, welchen wir deſto eher wählen, weil die wenigſten, welche Landcharten brauchen, von ihrer Natur die gehörigen Begriffe haben. Eine Charte ſtellt einen Theil der Erdfläche vor. Sie würde dieſes vollkommen thun, wenn ſie, wie die Erde, gekrümt, und ein

(*) Die Gottorfiſche Kugel war dergleichen Maſchine.

Theil einer Kugelfläche wäre; Es haben auch wirklich einige vorgeschlagen dergleichen gebogene Charte, von metallnen Bleche oder von Pappe zu machen, bisher aber sind sie nicht in Gebrauch gekommen.

Man theilt die Charten in **allgemeine** und **besondere** ein. Die Alten verzeichneten zuweilen die ganze ihnen bekante Welt in einer **allgemeinen Charte** (*). Dionysius Periegetes vergleichet die Gestalt, welche dergleichen allgemeine Charte hatte, dem Leder einer Schleuder, das viel länger als breiter ist. Denn das was die Alten von der Erde kanten, erstreckte sich viel weiter von Westen nach Osten, als von Süden nach Norden, daher man auch die erste Ausdehnung auf der Erde, die Länge, die andere die Breite, genannt hat. Die allgemeinen Charten stellen die halbe Kugel vor, auf der Fläche eines grossen Kreises entworfen, der diese halbe Kugel begränzt und von der andern absondert. Besondere Charten stellen Theile der Erdfläche vor. Man verlangt hauptsächlich drey Dinge von den Charten:

Erstlich

(*) Sie konten dieses thun, theils, weil sie auf keine perspectivische Abbildung sahen, theils weil ein Auge das von der Erde entfernt gewesen wäre, wirklich das alles, was die Alten kanten auf einmal hätte übersehen können. Aber mit dieser alten Welt lässt sich die neue nicht zugleich sehen, daher können wir nicht die ganze uns bekante Erde in eine einzige Charte bringen.

Erſtlich die Längen und Breiten der Oerter oder ihre Lagen gegen die Kreiſe der Kugel zu zeigen, und dieſes können alle Charten thun, auf denen ſich Mittagskreiſe und Parallelen befinden, ſie mögen verzeichnet ſeyn, wie ſie wollen; Zweytens, die Länder in ihrer eigentlichen Geſtalt und dem Verhältnis gegen einander vorzuſtellen, und dieſes läſſt ſich auf keinen allgemeinen Charten bewerkſtelligen, wenn ſie nicht eine kugelförmige Geſtalt haben, bey kleinen Theilen der Erdfläche aber, wo nur ein ganz enger Bezirk vorgeſtellet wird, kan ſolches einigermaſſen geleiſtet werden, weil ein ſehr kleines Stück von der Erdfläche nicht merklich gekrümmt iſt, und ſich alſo auf einer ebenen Charte der Wahrheit ziemlich gemäs vorſtellen läſſt. Drittens ſollte man auf den Charten ſehen können, nach was für einer Weltgegend ieder Ort, in Abſicht auf den andern, gelegen, und wie weit er von ihm entfernet wäre. Dieſes zeiget die Erdkugel, wie auch Wrights Seecharte, die aber die zwote Foderung wegen der wahren Geſtalt und dem Verhältnis der Länder, zu erfüllen nicht vermögend iſt. Bey allgemeinen Charten werden die Kreiſe der Kugel nach gewiſſen perſpectiviſchen Regeln entworfen. Man ſtellet ſich nämlich vor, zwiſchen dem Auge und der Kugel befinde ſich eine durchſichtige Ebene, und bemerkt, wenn von jedem gegebenen Puncte der Kugel ein Lichtſtrahl nach dem Auge gezogen wird, wo dieſer Lichtſtrahl in die Ebene ſchneidet. Dieſer Ort wird des Puncts auf der Kugel perſpectiviſche Vorſtellung, und die Sammlung aller ſol-

cher

cher Puncte, die Abbildung oder die Charte der halben Kugel, indem die Ebene oder Tafel, welche man sich vorstellt, eben diejenige ist, auf welcher die Charte verzeichnet ist. Wenn das Auge in einer mässigen Entfernung von der Tafel, worauf die Verzeichnung geschieht, gesetzt wird, so nennt man solches die scenographische Verzeichnung; so werden die Scenen eines Schauplatzes, auch andere Gemählde von Gebäuden, Gärten u. s. w. verzeichnet; setzet man aber das Auge unendlich weit von der Tafel entfernt, so wird solches die orthographische Verzeichnung genant. Hier werden die vorhin genanten Lichtstrahlen lauter Parallellinien und ordentlicher Weise Perpendikel auf die Tafel. Beyde Arten von Verzeichnungen können auf die Erdkugel dergestalt angewandt werden, daß man sich entweder vorstellet, das Auge sähe in die Höhlung einer Halbkugel inwendig hinein, oder daß man es von aussen auf die Oberfläche der Kugel herabsehen lässt. Wenn man auf eine von diesen beyden Arten die Halbkugel orthographisch verzeichnet, so werden die Theile, die sich gerade mitten unter dem Auge befinden, ordentlich vorgestellt, die Theile aber, welche sehr seitwärts liegen, zusammen gezogen; wenn man also das Auge über den Pol setzet, daß die Ebene, auf welche die Verzeichnung geschieht, mit dem Aequator parallel liegt, so zeigen sich die Gegenden um den Pol herum am besten; und die um den Aequator am besten, wenn das Auge gerade über denselben steht. Diese letztere Art von Verzeichnung hat noch den Vortheil, daß die Parallel-

rallelkreiſe nach eben dem Verhältnis abnehmen, wie auf der Kugel ſelbſt, welches bey keiner andern geſchieht. Wenn die Verzeichnung auf den Horizont eines Orts geſchieht, wird ſie die horizontale genannt, und weil ſolche nach Regeln zu machen ſchwer iſt, hat der Verfaſſer um einen Begrif von ihr zu geben, die Hälfte einer Erdkugel nachgezeichnet, wie ſich ſolche in einem verfinſterten Zimmer abgebildet hat. Wegen des angeführten Fehlers der othographiſchen Verzeichnung, daß ſie die äuſſern Theile allzuſehr zuſammenzieht, bedienet man ſich ihrer nicht oft, auſſer wenn man die Erdſcheibe bey einer Sonnenfinſternis vorſtellen will. Die ſtereographiſche iſt gewöhnlicher, wo man ſetzt, das Auge betrachte die Höhlung einer Halbkugel aus einem Puncte in dem andern. Die mittlern Theile werden hier ein wenig zu ſehr zuſammen gezogen, ſo, daß ſie in Vergleichung mit dem Aeuſſern etwas zu klein werden; wenn man bey ihr das Auge in einen Pol ſetzet, und alſo die Ebene der Charte den Aequator vorſtellet, durch den es in die Höhlung der gegen über liegenden Halbkugel hinein ſähe, ſo werden die Mittagskreiſe als gerade Linien, und die Parallelen als vollkommene Kreiſe vorgeſtellt. Setzt man aber das Auge in den Aequator, und läſſt es eine Halbkugel, die jenſeits eines Mittagskreiſes liegt, auf der Fläche dieſes Mittagskreiſes verzeichnet, betrachten: ſo werden beyde erwähnte Arten von Kreiſen, Kreisbogen, diejenigen in deren Ebene ſich das Auge befindet ausgenommen, die ſich als gerade Linien darſtellen. Man nennt dieſes

die

die Verzeichnung auf dem Mittagskreise (meridional projection). De la Hire hat eine andere Art von Meridianverzeichnung erfunden, wo die Entfernung des Auges, von der Ebene des Mittagskreises, auf welcher die Verzeichnung geschieht, dem Sinus von 45° gleich ist, diese Verzeichnung kömt unter allen der Natur der Kugel am nächsten, weil die Mittagskreise bey ihr in gleichen Entfernungen von einander zu stehen kommen, und die Parallelen auch beynahe alle gleich weit von einander unterschieden sind, daher der Verfasser keine Ursache sieht, warum die Erdbeschreiber sich derselben nicht bedienen. Bey der scenographischen Horizontalverzeichnung setzt man, das Auge befände sich in dem Puncte der Kugelfläche, welcher dem Orte auf dessen Horizont die Verzeichnung gemacht wird gerade gegen über steht, z. E. bey den Gegenfüssern von London, wenn die Verzeichnung auf dem londner Horizont geschieht. Der Ort, auf dessen Horizont die Projection geschieht ist alsdenn gewissermassen der Mittelpunct der Charte, und man kan sehen, nach was für Weltgegenden alle übrige auf ihn liegen, weil sich alle Mittagskreise in ihm schneiden. Eine besondere Charte ist ein Theil der allgemeinen, und kan nach eben den Grundsätzen gemacht werden. Grosse Theile der Erdfläche abzubilden, bedienet man sich gemeiniglich der stereographischen Verzeichnung auf der Ebene eines Mittagskreises. Für einen kleinern Theil der Erdkugel, der sich nahe bey dem Aequator befindet, können die Mittagskreise und

Paralle-

Parallelen, gleichlaufende gerade Linien werden, für einen Theil, der weiter vom Aequator entfernet iſt, können die Mittagskreiſe gerade Linien werden, die nach dem nächſten Pole zuſammen laufen, und die Parallelen gleichlaufende gerade Linien, oder Kreisbogen für einen ſehr kleinen Theil, als eine einzige Landſchaft u. d. g. werden beydes gleichlaufende gerade Linien (*). Die Seecharten ſtellen einen Theil des Meeres mit den Küſten, oft ohne die innländiſchen Theile vor, weil ſolche zu dieſer Abſicht nicht gehören. Man hat zwo Arten derſelben. Ebene Charten (plaincharts) heiſſen, wo Mittagskreiſe und Parallelen durch gleichlaufende gerade Linien vorgeſtellt ſind; dieſe zeigen der Oerter Länge und Breite richtig, aber man kan darauf nicht ſehen, nach was für einer Weltgegend ein Ort, in Abſicht auf einen andern, liegt. Dieſes zeigen Wrights oder Mercators Charten, wo Mittagskreiſe und Parallelen durch gerade Linien vorgeſtellt ſind, und in allen Breiten die Grade der Parallelen gleich gros bleiben, die Grade der Mittagskreiſen aber vom Aequator nach den Polen, in der Verhältnis gegen die unveränderlichen Grade der Parallelen, zunehmen, in der eigentlich auf der Kugel die Grade der Parallelen gegen die unveränderli-

(*) Wer die mathematiſchen Gründe der perſpectiviſchen Verzeichnung der Landcharten allgemein überſehen will, findet davon Nachricht in Käſtners vollſtändigem Lehrbegriffe der Optik, im Anhange.

änderlichen Grade der Mittagskreise, abnehmen. Der Verfasser erkläret auf eine besondere Art, wie man sich den Grund, nach dem diese Charten verzeichnet sind, vorstellen kan. Man soll sich einbilden, die Erdkugel stecke mit ihren Kreisen in einen hohlen Cylinder, dessen Durchmesser so groß ist als des Aequators Durchmesser; so, daß ihre Axe auf des Cylinders Axe liege; alsdenn schwelle sie, gleichsam wie eine Blase auf, daß sich alle Theile gleichförmig ausdehnen, und die Mittagskreise sich in eben der Verhältnis, wie die Parallelen verlängern, bis ieder Theil ihrer Oberfläche die hohle Fläche des Cylinders berühret. Solchergestalt wird iedes Parallels Durchmesser dem Durchmesser des Aequators gleich werden, die Mittagskreise werden gerade gleichlaufende Linien werden, und also in allen Breiten eben so weit von einander seyn als auf dem Aequator; sie werden auch in der vorerwähnten Verhältnis vom Aequator nach den Polen zu, verlängert werden, die Compaßlinien (Rhombi) aber werden sich aufwickeln, und gerade Linien auf des Cylinders Fläche verzeichnen. Wenn man sich nun ferner einbildet, die Fläche dieses Cylinders werde durch eine der Mittagskreise aufgeschnitten, und in die Ebene eines Rechtecks ausgebreitet, so stellen sich die genanten Seecharten dar, die zur Schiffahrt besser als alle andere dienen, ob sie gleich die Gestalten und Verhältnisse der Länder sehr unvollkommen zeigen. Nach dieser Erzählung der verschiedenen Arten von Charten lehret der Verfasser ihren Gebrauch, und erläutert alles mit häufigen Figuren.

Figuren. Man wird aus dem Angeführten hinlänglich urtheilen können, wie geſchickt der Verfaſſer ſeine Abſicht erreicht habe, nicht die Sternkunſt mit neuen Erfindungen zu vermehren, ſondern ihre Wahrheiten, auf eine ſehr deutliche und leichte Art, vorzutragen, und ſolchergeſtalt, theils dieſe Wiſſenſchaft unter ſolchen auszubreiten, die ſich ſonſt durch ihre befürchtete Schwierigkeit hätten abſchrecken laſſen, theils auch Liebhaber derſelben, welche in ihrem mathematiſchen Theile weiter gehen wollen, durch die Menge und Schönheit der hier vorgetragenen Wahrheiten, zu weitern Unterſuchungen anzureitzen.

III.

Miſcellanies in proſe and verſe, by *Mary Iones*. 8. Oxford 1750.

Dieſe Sammlung poetiſcher und proſaiſcher Stücke enthält die Arbeiten eines liebenswürdigen Frauenzimmers. Die Marquiſin von **Lambert** hat ihre Tochter gelehrt, daß ein Frauenzimmer, wenn es liebenswürdig ſeyn will, nicht allein äuſſerliche Reizungen, ſondern auch Reizungen des Herzens und der Empfindungen haben müſſe. Wir haben die **Maria Jones**, blos in dem letzten Verſtande, liebenswürdig nennen können, ob es gleich ſeyn kan, daß ſie es auch im erſten iſt. Ihr Herz und ihre Empfindungen ſind in ihren vortreflichen Werken geſchildert, und keine Lebensbeſchreibung von ihr ſagt uns, ob ſie die Vollkommenheiten der Geſtalt beſitzt, auſſer welchen dem meiſten Theil unſrer Frauenzimmer bis itzo keine bekant ſind. Wir wollen unſern Leſern die wenigen Nachrichten von ihr mittheilen, welche wir uns ſelbſt aus ihren Werken geſammelt haben. Sie ſagt in einem poetiſchen Schreiben an die Lady **Bowyer**:

Of *honeſt* parents, not of *great* I came
Not known to fortune, quite unknown to fame.

„Ich wurde nicht von **vornehmen** aber **rechtſchaffenen** Aeltern gebohren, dem Glücke fremd, „und dem Ruhme ganz und gar unbekant.

Sie

Sie hat schon vor ihrem sechszehnten Jahre Gedichte gemacht. Ihr erster Versuch in der Dichtkunst war die Umschreibung zweer italienischer Arien aus der Oper **Elpidia**. Ihre Freundinnen haben oft gewünscht, eine Sammlung ihrer Werke zu sehen: sie ist aber immer zu schüchtern gewesen, sie dem Urtheil der Welt zu unterwerfen; und sie würde sich vielleicht noch nicht dazu entschlossen haben, wenn sie sich auf eine andere Art hätte in den Stand setzen können, einer alten unglücklichen Anverwandtin beyzustehen. Sie meldet von ihr in einem Briefe an eine Freundin: „Meine arme Anver„wandtin, die Sie niemals gesehn hat, und Sie „niemals sehn wird, segnet Sie täglich. Ihre wie„derholten Gütigkeiten, und das wenige, was „mir das Publicum geliehen hat, und das ich, „wenn ich kan, mit Witz wieder bezahlen will, haben „in ihrem drey und siebenzigsten Jahre, Freude und „Wonne in ihr Herz gegossen.„ — Die Anzahl der Subscribenten auf ihre Werke ist ungemein gros, und sie hat mit den Namen derselben, welche unmittelbar vor den Gedichten stehen, nicht weniger, als sieben und vierzig Seiten, anfüllen können. Im Vorberichte nimmt sie Gelegenheit, ihre Erkänntlichkeit dafür öffentlich an den Tag zu legen, und zu versichern, daß sie die ihrer Anverwandtin dadurch erzeigte Wohlthat mit eben den Augen ansehe, als wenn sie ihr selbst erwiesen worden wäre. Indessen, da sie mit der Herausgabe ihrer Werke beschäftigt war, starb ihre Mutter, welche sie die theureste und beste aller Mütter nent.

Durch ihre verſchiedenen Gedichte iſt ein philoſophiſcher Geiſt, die feinſte Satyre, und der angenehmſte Scherz, verbreitet. Das erſte darunter iſt das Schreiben an die Lady Bowwer, welches wir vorhin angeführt haben, und das Betrachtungen über den Ruhm der Schriftſteller enthält. Es fängt mit einem Seufzer an, der vielleicht auf die deutſchen Scribenten weit billiger, als auf die engliſchen, anzuwenden wäre:

How much of paper's spoil'd! what floods of ink!
And yet how few, how very few can think!
The knack of writing is an easy trade;
But to think well requires — at leaſt a Head.

„Wie viel Stöſſe Papier, wie viel Ströme Dinte „werden verdorben! und wie wenig, wie ſo gar wenig können doch denken! Die Kunſt zu ſchreiben, „iſt ein leichtes Handwerk; aber richtig zu denken, „erfordert — wenigſtens einen Kopf.

Wir dürfen unſern Leſern den Entwurf nicht vorenthalten, welchen unſre Dichterin in dieſem Gedicht von ihren Geſinnungen macht:

— I can be no man's slave
I ask for nothing, tho' I nothing have.
By Fortune humbled, yet not sunk so low
To shame a friend, or fear to meet a foe.
Meanness, in ribbons or in rags, I hate,
And have not learnt to flatter, even the Great.
Few friends I ask, and those who love me well.

„Ich

„Ich darf niemanden unterwürfig seyn. Ich ver„lange nichts; ob ich gleich nichts habe. Das „Glück hat mich erniedriget, aber ich bin noch „nicht so tief gesunken, daß eine Freundin sich mei„ner zu schämen hätte, oder daß ich einen Feind „fürchten dürfte. Ich hasse die Niederträchtigkeit, „im Ordensband, und im Kittel, und ich habe nicht „gelernt, zu schmeicheln; selbst keinem Grossen. „Ich wünsche mir wenige Freundinnen, und solche, „die mich aufrichtig lieben.„

Hierauf folgt ein langes Gedicht über die **Geduld**. Wir wollen durch einen Auszug unsere Leser in den Stand zu setzen suchen, von dem Plane und einigen einzeln Schönheiten desselben urtheilen zu können.

Die **Geduld** ist eine seltene **Tugend**, die vielleicht dem **Weisesten** unter uns fehlt. Es ist leichter, vortreflich zu **handeln**, als anständig zu **leiden**. — Die vollkommenste Gemüthsart ist dem Gefühl des Elends am meisten unterworfen — und der ganze Unterschied, zwischen dem Weisen und dem Thoren, liegt in ihren Empfindungen. — Der Weise ist seine Weisheit seinem feinen Gefühl schuldig; der Thor fühlt wenig, und weis nichts. Der gutherzige Esel ist gelassen und nachgebend; bey Schlägen und bey Liebkosungen immer derselbe. Seine stoische Brust weis von keinen ungestümen Leidenschaften; ihr könt ihn mit Füssen treten, ohne ihn aufzubringen. Beneidenswürdiges Geschöpf! das weder fühlt, noch fürchtet, das alles leidet und

alles ſtandhaft erträgt; das weder von Furcht, noch von Hofnung gerührt, und weder rachgierig noch verliebt werden kan — immer geduldig und immer dumm! — Die Philoſophie der Stoiker iſt leeres Geſchwätz! — oft hilft eine glückliche Leibesbeſchaffenheit mehr, als die Vernunft. — Blos von den verſchiedenen Graden der Empfindlichkeit hängt Schmerz und Freude ab, — und die unpartheyiſche Hand des Himmels ſcheint allen Menſchen einen gleichen Antheil davon gegeben zu haben. — Sagt ihr Groſſen! haben nicht Hohe und Niedrige, Vornehme und Geringe, ein gleiches angebohrnes Recht zur Glückſeligkeit? — Beſitzt ihr mehr Tugend, die ihr Wildpret ſpeiſet, als jener, der vor eurer Thüre hungert und durſtet? — Sagt, ihr Armen, welchen alle irdiſche Güter fehlen, auſſer ein ruhiger Schlaf und ein ungeſchwächter Appetit, — ſagt, aus was für einer andern Abſicht iſt alles ſo geordnet, als euch von der Vorſorge des Himmels zu überzeugen, und zu beweiſen, wie gleich er ſeine Gaben austheilt; einem in Gold, dem andern in Genügſamkeit. Doch immer ſind dieſe unruhig, und jene misvergnügt. — Wie grauſam iſt mein Schickſal; (ruft dieſer) und meinem Nachbar ſind alle Bequemlichkeiten des Lebens zu Theil geworden. Siehe, er beſitzt alles, was der Himmel nur gewähren kan. Aber ich Unglücklicher! mir fehlt alles. Er iſt gottlos — und ſein ganzes Leben iſt ein wollüſtiges Gaſtmahl: ich bin tugendhaft — und habe nicht Brod zu eſſen. — Du haſt dieſen beneideten

Mann

Mann nur halb gesehn. Die Aussenseite ist schön; aber betrachte auch das Inwendige. — Vielleicht wird seine Brust durch ein geheimes Leid, oder durch einen Wunsch beunruhigt, der zu ausschweifend, oder zu unvernünftig ist, als daß er ihn gestehen dürfte. Halte seinen Ueberfluß gegen seinen Mangel an Gesundheit; seine Freuden gegen die Quaalen des Reichthums; betrachte dieses beneidete Geschöpf auf allen Seiten, und denn sage mir, wer ist glücklicher: er oder du? — Es ist also eine Thorheit, daß einer des andern Glückseligkeit beneidet, da ein jeder seinen eigenen Kummer, und seine eigene Freuden hat. — Das itzige Leben ist ein Stand der Zubereitung auf die Zukunft, und die Mühseligkeiten desselben dienen zur Prüfung und Befestigung unsrer Tugend. — Laßt uns also, mit Geduld bewaffnet, die Gefahren verachten. Das Ende ist gewis, und die Aussicht reizend. Er, der bey allem, was er giebt oder nimmt, höchst gerecht ist, wird unsre Tritte leiten, und uns sicher unsre Reise vollenden lassen. Alsdenn wird jede Bekümmernis, jede Furcht aufhören, und uns unsterblicher Friede zu Theil werden. Derjenige, welcher ruhig gelitten hat, wird eine vollkommene Belohnung erhalten, — die Geduld trägt im Himmel die schönste Krone. —

Das folgende Gedicht über die Wünsche, in einem Schreiben an die Miss Lovelace, wollen wir ganz übersetzen:

Woher entſtehen dieſe ungeſtüme Bewegungen in unſrer Bruſt? Warum klopfen unſre Herzen, unbekant mit der Ruhe? Müſſen wir uns denn immer ſehnen, unempfundene Freuden zu empfinden; immer für der Zukunft erzittern, und um die Vergangenheit klagen? Kan die Vernunft, kan der Stolz eines Stoikers dieſe unabläſſige Krankheit der Seele heben? Vernunft! was iſt ſie, wenn geſetzloſe Leidenſchaften herrſchen? Das Spiel der Sinne und das Geſchwätz der Schulen! Einige wenige vielleicht haben von ihr gelernt, zu denken und zu wünſchen, was ſie ſollen. Sich ſelbſt genug, laſſen ihre Bedürfniſſe ſie weder etwas unrechtes begehren, noch zu viel wünſchen. Hier wohnet Freyheit und unbegränzte Freude, mit Ueberflus, Ruhe und Zufriedenheit der Seele. Hier iſt der Urſprung der wahren Gröſſe, Weisheit und Tugend, und hier liegt die ſtillgenoſſene Luſt, die Genügſamkeit.

O du, für die meine Einbildungskraft ihre Flügel ſchwinget, für die ich gern die zitternde Saite ſtimme; was wollen wir, auſſer Weisheit, Tugend und Ruhe? Sage es, wenn du kanſt; denn du biſt mit ihnen zufrieden.

Daß bey einigen die Vernunft und bey einigen die Leidenſchaften herrſchen, rührt daher, weil einige weiſe und einige thöricht ſind. Ihre Vernunft und ihre Leidenſchaften ſind in beſtändigem Streit, gleich einem Paar, welches das Band der Ehe unzertrennlich verknüpft hat: ſie ſuchen einerley Vortheil,

und

und wählen verſchiedene Wege; und was eins gebietet, unterläſſt das andere. Seliger Zuſtand! wenn blos darinnen Uebereinſtimmung vorhanden iſt, bey Tag und bey Nacht uneinig zu ſeyn. Voll Unluſt, voll Ueberdrus, voll Unzufriedenheit, ſo lange wir einheimiſch ſind, ſchweifen wir auswärts herum, und ſuchen die Glückſeligkeit; und gleichwohl haben die Weiſeſten unter uns geſtanden, daß ſie weder hier noch dort zu finden iſt. Selbſt der Arme könte glücklich ſeyn; woferne man es durch die Genügſamkeit wird.

„Albern! ſchreyt **Sulvia**, das könte einen „Stoiker zum Zorn bewegen! wo kan ein „Vergnügen ſeyn, ohne eine Kutſche mit Sechſen!„ — So demüthig **Sulvia**, und doch ſo verdienſtvoll! Es wäre Schade, wenn dein Werth unangemerkt bleiben ſollte — falle auf die Knie, und bitte das Geſchick, **Dir** einen Wagen mit achten zu geben.

Ein chineſiſches Geſchirr iſt die Neigung der **Elvira**. Ihr unvernünftiger Mann verachtet dieſe zerbrechliche Waare. Doch, das ſchadet nichts. — Sieh! die glänzenden Säulen ſteigen empor, und wollen dem Himmel gleich ſeyn. So oft neue Schiffe anlanden; ſo oft empfindet ſie ein neues Verlangen: und was iſt auch zwanzig Pfund für ein Gefäs? Es entſteht ein Zank. Er ſchwingt ſeinen Stock, und die Pyramiden voll Porcellan ſtürzen um. Sie wird ohnmächtig, ſie

fällt, giebt in einem tiefen Seufzer ihren Geist auf, und ist dahin. „Grausamer! lebe wohl,„ waren ihre lezten Worte; „denn was soll ich le„ben, da mein Porcellan zerbrochen ist?„

Wie wenige sind darauf eingerichtet, ein Ungemach zu ertragen! Dieser schickt einen Fluch, und jener ein Gebet, zum Himmel. Ein einziger frommer Bewegungsgrund treibt beyde an; den, welcher schwört, und den, welcher einen Eidschwur fürchtet. Ein hizziger Fluch und ein husfertiges Gebet, kommen beyde von der Angst, dem Stolz, und der Verzweiflung her. Der gelassene Cattus hebt seine Augen und Hände empor, und der auffahrende Corvino lästert Gott, und stirbt.

„Was würde es mir für eine Freude seyn,„ schreyt Cotta in seinem ruhigen Aufenthalte, „wenn ich jene Staatsbedienung hätte. Dieser „Posten schickte sich ungemein für meinen geschäf„tigen Geist, und ich bin ganz unstreitig für den „Hof gebohren.„ Du bekleidest diese Bedienung, Freund, — denn es steht in der Gewalt der Phantasie. Lerne dankbar seyn, und beunruhige den Himmel nicht mehr. Siehe! wie grosmüthig die gefällige Phantasie, dir dasjenige ersetzt, was ein ganzes undankbares Land deinen Verdiensten versagt. Siehe! wie angenehm sie dir die schmeichlerische Scene ausmahlt; lauter Vergnügen, und nirgends Unlust. Schätze die Gunst der Phantasie höher, und glaube, daß du

schwerlich

ſchwerlich Freuden finden wirſt, die denjenigen, welche ſie gewährt, gleich zu ſetzen ſind.

Einige klagen überlaut über die Verachtung ihrer Verdienſte. „Mein grauſamer Engel,„ ruft der verliebte Schäfer. Ihr ſteinernes Herz öfnet ſich endlich der Liebe, und ſein grauſamer Engel wird zum Unglück gütig. Was will er mehr? — Nur ein Wunſch iſt ihm noch übrig; daß der mitleidige Himmel ſeinen Engel zu ſich nehmen möge.

Die meiſten Menſchen machen ſich oft falſche Vorſtellungen von dem Ausgang einer Sache und dann nennen ſie das einen Zufall, was doch nothwendig geſchehen muſte. Wir ſehen nur wenig, und muthmaſſen das übrige; und wir glauben, daß das gewis eintreffen wird, was wir am meiſten wünſchen. Der demüthige Courtine hat die geſuchte Stelle nicht erhalten, ungeachtet er Lebensart beſitzt, und keine Koſten geſpart hat. Seine Geſchenke waren anſehnlich; er gab fünfhundert Pfund; aber ach! grauſames Schickſal! ſein Gönner verabſcheuet einen Betrüger,

Das letzte Gebet der ſittſamen Dyctinna war um einen artigen und vornehmen Gemahl. Der gnädige Himmel erhört endlich ihr Bitten. Doch kaum ſieht ſie einen Wunſch erfüllt: ſo folgt eine Menge anderer — Ihr fehlt ein Erbe, ihr fehlt ein Haus in der Stadt, ihr fehlt ein höherer Rang, oder ihr fehlt ein prächtiges Kleid. Armer

Cör-

Cotnus! errichte deinen letzten Willen, und stirb; denn wenn sie so fortfährt, würdig zu haben: wer wollte da leben?

Das immerwährende Wünschen ist wirklich nichts, als eine immerwährende Qual und ein Beweis der Armuth oder der Sklaverey. Will denn niemand das arme kriechende Geschöpf ansehen, das sich so tief bückt und so inständig bittet? Ihr nennt dieses Niederträchtigkeit und verachtet diesen Elenden; ach! er kriecht, um sich empor zu schwingen, und sinkt, um zu steigen. Jzt kniet er, und nun fliegt er so hurtig, als Insecten sich vom Erdboden erheben.

Was? ein Geistlicher? — was will er am Hofe? Ihm kan ja nichts fehlen — denn man betrachte nur seine volle Gestalt. Die Layen fühlen zwar Hunger und Noth, aber die Diener des Herrn haben keinen Mangel. Was steht er denn hier, und macht bald diesem, bald jenem seine Aufwartung? Hat er für keine Seelen zu sorgen? Hat er keine gute Werke zu thun? Geh zu Hause, guter Doctor, predige, bete und gieb; denn geben ist seliger denn nehmen. — Ach! der Geistliche ist zufrieden und nachgebend; denn alle seine Bauern bezahlen ihm den Decem in Natur, so, daß er, Schulden, Ausbesserungen und Abgaben abgerechnet, jährlich kaum — zweyhundert Pfund übrig behält. Lasst ihn sich erheben; es geschieht nur auf Flügeln der Andacht; denn wer ein Bisthum begehrt, begehrt nichts irdisches. Eine Kutsche

ist

ist einem heiligen Leben anständig; und du sollst dem Ochsen nicht das Maul verbinden, der da drischet.

„Genug hiervon. Izt sage uns, wenn du „kanst, ist denn so ein Geschöpf auf Erden: *ein glücklicher Mann?*„ Wohlan denn; *ich* nenne den bewundernswürdigen Mann glücklich, der wenige Wünsche hat, und sie alle genieſſet. Mit seinem Ruhm, mit seinem Vermögen zufrieden, liegt kein unausfüllbares Leeres in seiner Brust. Da seine Leidenschaften still, und seine Erwartungen klein sind: wie kann er einigen Mangel empfinden, oder ein Ungemach kennen? Erhalten aber seine Verdienste einige Belohnungen: so freut er sich darüber, und überläſſt das übrige dem Himmel.

Ob wir gleich immer mit uns selbst uneinig sind; so wünscht doch niemand die Bürde des Lebens niederzulegen. Der Elende, welcher dreymal zwanzig Jahre verlebt hat, schant seine Zunge nicht, den Himmel zu bitten, daß er ihm noch einmal zwanzig zulegen möge. Heute wird ihm zwar nichts, als Gram und Sorgen zu Theil; aber morgen glaubt er im Schoos der Freude und Ruhe zu seyn.

Sanftlächelnde Hofnung! du Anker der Seele! der einzige Ruheplatz der Elenden; wie weiſſt du unsern quälenden Kummer zu hintergehen! Du machst, daß auch die lächeln, welche we-

der

der Aeltern noch Freunde haben. Alles flehet zu dir, du bist allen die erste angenehme Dämmerung des Friedens. Du bist die Stärke des Verzagten, der Sieg des Tapfern, die Befriedigung des Liebenden, die Freyheit des Gefangnen; und das einzige, das dem Armen und mir schmeichelt. Du trägst uns auf Fittigen der Freude durch das Leben, und ohne dich sind wir unglücklich, elend und verlohren. Von dir eingenommen irrt der müde Wandrer durch dürre Wüsten und ungebahnte Wege; durstig und kraftlos, strengt er seine Nerven von neuem an, und voll von dir trinkt er von unsterblichen Quellen. Der heilige Märtyrer, welchen Angst und Geissel gemartert haben, wird durch dich seines Gottes werth. Umsonst sind Beile, Flammen und Räder; derjenige empfindet keine Quaal, der kein Schrecken fühlt. Durch dich schwingt sich sein wohlgeprüfter Geist empor, und spottet der Titel, Scepter, Thronen und Könige.

O voll von dir! will ich die wenigen übrigen Augenblicke, die mir der Himmel schenkt, ruhig verleben! Komm denn in meine Brust angenehme Schmeichlerin! Freundin meiner Gesundheit, Urheberin meiner Ruhe! Durch dich sehe ich die ganze Zukunft unverhüllt; ein kleines aber frohes Gefolge glücklicher Jahre! Ist dieser Augenblick vorbey: so hören Stürme und Ungewitter auf, und jenseits ist das verheissene Land des Friedens, wo wir, von keiner Leidenschaft beunruhigt, von keinen falschen Freuden verführt, niemals einer Pflicht zuwider handeln werden.

Meine

Meine angebohrne Neigung zur Ruhe lehrt mich nur dasjenige schätzen, was mir dieselbe gewähren kan. Ich wünsche mir keine Reichthümer; doch wünsche ich zu gleicher Zeit von dem unseligen Zustande des Mangels und der Dürftigkeit frey zu seyn. Mein ganzes Verlangen ist, in einer angenehmen Entfernung unbekant zu leben; über meine Zeit gebieten zu können; allen verbindlich und niemanden unterwürfig zu seyn. Die Genügsamkeit sey mein Reichthum; die Verborgenheit, mein Ruhm; meine Freude, die Ruhe; und meine Ehre, von Dir geachtet zu seyn.

Und Du, glückliche Schöne! die du alles, was du nöthig hast, besitzest, und dir sebst dein Glück bist, mich deucht, du thust itzo diesen bescheidenen Wunsch: Gieb mir Weisheit o Himmel, und dann habe ich alles.“

Nach einem vortreflichen Gedichte zum Andenken des Lord Aubrey Beauclerk, folgen die obenerwähnten Umschreibungen der Arien aus der Oper Elpidia. Unter den scherzhaften Gedichten haben uns die Elegie auf einen vergifteten Lieblingshund, an die Miss Clayton, und das Trostgedicht an Miss Last über den Tod ihres Canarienvogels vorzüglich gefallen. Das Mädchen vom Hügel, ist ein kleines Hirtengedicht, welches unser Mitleid gegen ein unschuldiges Mädchen und unsern Unwillen gegen ihren ungetreuen Liebhaber erregt hat. In eine beson-

dere

dere Abtheilung sind Gedichte an die Miss Lovelace, itzo Lady Beauclerk, gebracht worden. Wir finden darunter die Geschichte von Jakob und Rachel, mit unendlich viel wahren poetischen Schönheiten ausgeschmückt.

Die prosaischen Stücke in dieser Sammlung bestehen in freundschaftlichen Briefen, welche sich durch einen heitern und lebhaften Witz empfehlen. In einigen wenigen, welche mehr die Mine ordentlicher Abhandlungen, als bloser Briefe haben, herrscht ein philoso-

phischer Ernst.

IV.

IV.

Remarks on eccleſiaſtical Hiſtory, Διὰ δυσφημίας καὶ εὐφημίας. III Vols. 8 London 1751.

Neue Anmerkungen und Erklärungen über die Kirchengeſchichte ſcheinen vielleicht manchen nicht mehr ſo erheblich zu ſeyn, als ſie es doch wirklich ſind, wenn ſie nach dem Beyſpiel dieſer angezeigten Anmerkungen ſolche Dinge betreffen, welche bishero entweder noch gar nicht, recht erörtert worden, oder wegen vorgefaſſter Meinungen dieſes oder jenes Schriftſtellers ganz irrig erkläret ſind. Wir haben bey dem Verfaſſer dieſes nützlichen Werkes alle Eigenſchaften angetroffen, welche nothwendig erfordert werden, wenn man in einem Unternehmen von dieſer Art glücklich ſeyn will. Eine große Liebe zur Wahrheit, eine weitläuftige Gelehrſamkeit, und eine vortrefliche Beurtheilungskraft, ſind die Vorzüge die ihn von andern Schriftſtellern, die ſich mit der Kirchengeſchichte beſchäftiget haben, auf eine vortheilhafte Art unterſchieden. Er hat ſich zwar auf dem Titel nicht genennet, man ſiehet aber aus der Zuſchrift an den Grafen von **Burlington**, daß es Herr **John Jortin**, ein Prediger in London iſt, welcher ſich ſchon durch ſeine Diſcourſes on the Chriſtian Religion und Miſcellaneous Obſervations berühmt gemacht hat. Die Abſicht

des Herrn Jortins bey dieser Schrift ist nicht, Anmerkungen über die Kirchengeschichte nach der Reihe der Jahre in einer zusammenhangenden Ordnung zu liefern. Er wählet blos einzelne Stücken und Materien, von denen er glaubt, daß sie einer neuen Untersuchung und mehrern Aufklärung bedürfen. Man muß sich also nicht wundern, oder es als einen Fehler von diesem Buche ansehen, wenn man vielleicht viele Dinge darinnen vergeblich suchet, die sonst eine so weitläuftige Aufschrift zu versprechen scheinet. Der Verfasser erkläret sich selbst hierüber in der Vorrede. Seine Bemühung soll dahin gehen, durch Festsetzung gewisser Begebenheiten die Wahrheit der christlichen Religion zu bestätigen, und zu zeigen, daß die Aufrichtung und Erhaltung dieser Religion ein Werk der Vorsehung sey.

Er will zugleich die eifrige Liebe gegen den Glauben der Christen und eine wahre und erlaubte Hochachtung gegen diejenigen, welche ihr Leben, für die Wahrheit gelassen haben, durch neue Beweise und Erläuterungen der Geschichte der Religion unter ihren Bekennern allgemeiner machen und befestigen. Gewis edle und lobenswürdige Absichten! Wir wollen uns bemühen eine vollständige Anzeige aller Anmerkungen zu liefern, und zwar, so viel möglich, mit den eignen Worten des Verfassers, damit ein jeder selbst urtheilen könne, in wie weit Herr Jortin sein Versprechen erfüllet habe.

Die

Die christliche Religion nahm ihren Anfang S. 2.
zu einer Zeit, welche zu ihrer Aufrichtung und Fortpflanzung, vor allen andern die bequemste war. Der Kaiser Tiberius, unter dessen Regierung dieses geschahe, war ein schlechter Regent, der seinen Lüsten nachhieng, sich um diese entstandene Secte wenig bekümmerte, und ihr folglich keinen Schaden zufügte. Pilatus war allen Vermuthen nach, auch kein Feind von Christo, und er hielt ihn vielmehr, wegen seinen vielen Wunder, die ihm nothwendig bekant seyn musten, für einen besonders grossen und ausserordentlichen Mann. Es kan seyn, daß er einen ausführlichen Bericht von allen, was mit Christo bey seiner Kreuzigung vorgegangen, an den Kaiser Tiberius geschickt hat: es ist aber nicht wahrscheinlich, daß ihn dieser habe vergöttern wollen. Die ersten Christen sind hiervon ohne Zweifel falsch berichtet worden. Tiberius S. 3.
hatte wohl gar keine Religion, und war mehr ein Fatalist, wie uns Sveton (*) berichtet: circa Deos negligentior, quippe addictus mathematicæ; persuasionisque plenus, cuncta fata agi. S. 4.
Die häufigen Vergötterungen auch der schlechtesten Menschen, und die grosse Verachtung, welche Tiberius, Nero und Heliogabal gegen die Götter blicken liessen, verursachten, daß die Heiden selbst S. 5.
der Abgötterey überdrüssig wurden, und ihre Thorheit einsehen lernten. Sie liessen gar viele Tem- S. 6.
pel der fremden Götter niederreissen, und verspotte-

(*) Tiber. 69.

ten dieſe Gottheiten, wie Dio Caſſius (*) meldet. Die Römer bekümmerten ſich anfänglich wenig
§. 7. um die Chriſten, und die vielen laſterhaften Kaiſer konten es auch nicht thun, weil ſie beſtändig wegen ihres eigenen Lebens in Furcht ſeyn muſten. Nero verjagte zwar die Chriſten aus Rom; es geſchahe
§. 8. aber dieſes um eines Verbrechens willen, an welchen ſie keinen Antheil hatten, und ſie wurden von den Römern ſelbſt bedauret. Die Chriſten, welche Nero verfolgte, nennt Sveton, *maleficos*, Zauberer, weil die Heiden von ihren Wundern mochten gehöret haben; und ſie der Magie zuſchrieben (**).

§. 14. Unter die Wunder, welche im Neuen Teſtamente erzählet werden, gehöret die Austreibung der böſen Geiſter. Die Umſtände die uns von den Beſeſſenen bekant gemacht werden, geben deutlich zu erkennen, daß bey ihrer Krankheit etwas übernatürliches müſſe geweſen ſeyn. Sie verehreten alle

(*) B. XL. und XLII.

(**) Bey dieſer Gelegenheit kömt der Verfaſſer beyläufig auf eine Stelle im Juvenal, wo er in der 13ten Satyre in 64 u. f. Verſen, eine beſſere Leſeart angiebt. Er will nämlich vor mirandis ſub aratro piſcibus inuentis lieber miranti ſub aratro zuſammen verbinden, wie auch in eben dieſer Satyre die Ausdrücke vorkommen irato ſiſtro und eſuriens ramus oliuae; und an ſtatt gurgitibus miris lieſet er gurgitibus miniis i. e. ſanguineis, und bey dem folgenden: & lactis vortice torrens ſoll das Wort et ſo viel als *aut* oder *vel* bedeuten.

alle Chriſtum und ſeine Apoſtel. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß dieſes bey einer ſo groſſen Verſchiedenheit der Perſonen, wenn ſie nur blos wahnwitzig und unſinnig geweſen wären, mit einer ſolchen Uebereinſtimmung würde geſchehen ſeyn. Die Urſache, warum Gott damals den böſen Geiſtern, ſo viele Macht zugelaſſen hat, kan vielleicht dieſe geweſen ſeyn, den Sadducäiſchen Lehrbegrif unter den Juden, und die Epicuriſche Atheiſterey unter den Heiden, dadurch zu widerlegen, und dieſe beyden groſſen Hinderniſſe der Annehmung des Evangelii, dadurch aus dem Wege zu räumen.

Das erſte Wunder nach der Himmelfahrt S. 25.
Chriſti, nämlich die Gabe der fremden Sprachen, war zur Ausbreitung der chriſtlichen Religion auſſerordentlich beförderlich. Denn die Anzahl der Gläubigen nahm dadurch auf einmal ſehr zu, und die Bewunderung und Liebe des Volks wurde gegen die Apoſtel ſo gros, daß ihre Feinde ihre Abſichten nicht erreichen konten. Einige behaupten, dieſe Wundergabe, ſey noch lange nachhero zur Ausbreitung des Evangelii nothwendig geweſen, und habe unter den Chriſten der folgenden Zeiten fortgedauret. Die heilige Schrift aber meldet S. 26
nichts davon, und wenn man die Menge der erſten Gläubigen erwäget, welche am Pfingſtfeſte aus allen Völkern bekehret worden, und folglich ihren Landesleuten das Evangelium wieder predigen können, ſo ſcheinet nachhero die Gabe der Sprachen um ſo weniger nöthig geweſen zu ſeyn, zumal

mal da überdies die griechische fast überall geredet und verstanden wurde.

S. 20 Vierzig Jahr nach der Auferstehung Christi erfolgte die Zerstörung Jerusalems, eine Begebenheit, auf deren Erfolg das Ansehen der ganzen christlichen Religion beruhete. Christus hatte es ausdrücklich vorher gesagt, daß, wenn es nicht geschehen wäre, seine Lehre sich nicht würde haben erhalten können. Aber seine Weissagungen wur-
S. 24-25 den aufs genaueste erfüllet (*). Wenn man alles was Christus hiervon vorher gesagt hat, einzeln betrachten will, so wird man zwey und zwanzig besondere

(*) Der Verfasser füget hier in einer Note Anmerkungen über diese Weissagungen bey, welche ihm der D. Pearce Bischof zu Bangor mitgetheilet hat. Wir wollen jezt nur die Auslegung der Worte anführen, welche Matth. XXIV, 28. stehen: Wo aber ein Aas ist, da werden sich die Adler versammeln. Die Juden pflegten die gottlosen Menschen schon, weil sie lebten unter die Todten zu rechnen, und die heilige Schrift bedienet sich dieser Bedeutung von den Gottlosen ebenfalls. Unter dem Worte Aas verstehet Christus die jüdische Nation, welche schon moralischer und gerechtlicher Weise für todt zu achten war. Unter den Adlern verstehet die heilige Schrift öfters Ueberwinder und Siege. Der Verstand dieses Sprüchworts ist daher dieser: Wo gottlose Juden sind, da werden die römischen Adler und ihre verheerenden Armeen sie verfolgen und wo sie nur hinfliehen, wird das Verderben über sie kommen.

sondere Stücke finden, von welchen keins unerfüllt geblieben ist. Gott erweckte in der Person Vespasians einen würdigen Prinz, welcher dieses große und unglaubliche Werk vollziehen muste, und an dem Josephus zugleich einen wahrhaften Geschichtschreiber, der alles, was er selbst gesehen, sorgfältig aufzeichnen konte. Wenn man die damaligen Umstände alle betrachtet: so kan man unmöglich anders schlüssen, als daß sowohl Vespasianus als Josephus, darzu ausersehen gewesen, die Erfüllung der Weissagungen Daniels und Christi zu befördern und ausser Zweifel zu setzen. S. 36

Die Nachrichten des Josephus von dem jüdischen Kriege, sind um so viel glaubwürdiger, da sie niemals, weder von Juden noch von Christen, einen Widerspruch gelitten haben, welches gewis würde geschehen seyn, wenn er einige Unwahrheiten in diesem Stücke hätte wollen einflüssen lassen. Seine Historie kan als der beste Commentarius über die Weissagungen Christi angesehen werden. Er meldet unter andern die fürchterlichen Zeichen am Himmel, welche vor der Zerstörung vorhergegangen und Tacitus bekräftiget ein gleiches. Wenn nun Christus solches nicht schon vorher gesagt hätte: so würde man vielleicht die Geschichtschreiber für allzuleichtgläubig gehalten haben, daß sie dergleichen Vorbedeutungen so gleich vor wahr angenommen hätten. Es bestätigen also die Zeugnisse dieser Männer die Wahrheit der Weissa- S. 37. S. 40. S. 42

gungen Jesu, und diese hinwiederum die Glaubwürdigkeit der bemeldeten Geschichte. Daß aber die Weissagungen Christi schon vor der Zerstörung Jerusalems schriftlich vorhanden gewesen, beweisen die Schriften des Neuen Testaments, welche von den Aposteln und ihren Gehülfen noch vor dieser
S. 42. traurigen Begebenheit geschrieben sind. Sowohl die innerliche Einrichtung dieser Schriften, als
S. 43. auch die äusserlichen Umstände stimmen darinnen aufs genaueste überein, daß sie von Leuten verfertiget und übersehen worden, welche selbst Augenzeugen von allem gewesen, was darinnen erzehlet wird.

S. 46. Die Kirchengeschichte meldet uns, daß Johannes die drey ersten Evangelia gebilliget, und hernach das seinige, als ein Supplement zu den
S. 50. übrigen, hinzugefüget habe. Die Väter der ersten Jahrhunderte beziehen sich auf das Neue Testament. Papias und Justin der Märtyrer, führen häufige Stellen daraus an. Die nächsten Schüler der
S. 51. Apostel, Clemens, Hermas, Barnabas, Ignatius und Polycarpus berufen sich oft auf die Evangelia
S. 68. und Episteln. Selbst die Ketzer der ersten Zeiten die Gnostiker, Corinthianer, Ebioniten, Basilidianer und Carpocratianer nahmen einige Stücken des Neuen Testaments an, und misbrauchten viele Stellen zur Bestätigung ihrer Irrthümer.
S. 70. Die Weissagungen Jesu von dem betrübten Schicksale der Juden, können auch nicht untergeschoben seyn, weil sie 1) in dem Evangelio hin und

her

her zerſtreuet angetroffen worden, und 2) weil niemals weder Heiden noch Juden, den Chriſten vorgeworfen haben, daß eine ſolche Verfälſchung von ihnen geſchehen ſey. Wollte man ſagen, Chriſtus habe es, als ein kluger Mann, aus den Umſtänden leicht voraus ſehen können: ſo würde man zu erkennen geben, daß man die damalige Verfaſſung nicht wiſſen müſte. Denn die Römer hatten kein Intereſſe dabey, ein Land zu verwüſten, woraus ſie ſo viele Vortheile zogen, und die Juden waren nicht mächtig genug, daß ſie an eine Rebellion hätten denken können. Wollte man endlich noch einwenden, es ſey nicht alles wirklich erfüllet worden, was Chriſtus geſagt: es ſolle kein Stein auf den andern gelaſſen werden, ſo mus man merken, daß dieſes eine figürliche Redensart ſey, wodurch überhaupt nur eine gänzliche Zerſtörung angezeiget wird. Wir finden aber doch auch, wenn wir dem Euſebius glauben wollen, daß es wörtlich könne verſtanden werden, weil er bezeugt (*), daß er mit ſeinen Augen geſehen habe, Τὴν πάλαι βοωμένην ἐκ θεσπεσίων βοῶν ὑπὸ Ῥωμαίων ἀνδρῶν ἀραιμένην.

S. 74

S. 77

S. 88

S. 82

Was die Weiſſagungen der heiligen Schrift überhaupt anbetrifft; ſo wird man von denſelben am richtigſten urtheilen, wenn man nur den groſſen Nutzen erwäget, den ſie in Anſehung des menſchlichen Geſchlechts hatten. Denn 1) dienete dieſes

S. 90.

D 5 dazu

(*) Dem. Evang. V. 273.

S. 91. dazu, unter den Menschen die Ueberzeugung von dem
Daseyn Gottes und von der Wirklichkeit der göt-
S. 92. lichen Vorsehung zu erhalten. 2) Sollten dadurch
die Menschen zur tiefsten Verehrung der alles über-
sehenden Allwissenheit gebracht werden. 3) War
dabey die Absicht, die wahre Religion des Herzens,
S. 93. und 4) Vertrauen und Liebe gegen Gott, als ein
Wesen, so sich zu seinen Geschöpfen liebreich herab-
läßt, zu unterhalten, und 5) das Volk, welchem
sich Gott offenbarete, von der Abgötterey abzu-
S. 94. ziehen. Der Mensch hat von Natur ein heftiges
Verlangen, das Künftige voraus zu sehen. Viel-
S. 96. mal kan ihm dieses sehr nützlich seyn, wenn er von
S. 101. dem zukünftigen Uebel und Guten unterrichtet ist,
wie wir an dem Noah, Loth, David und andern
wahrnehmen; bey unvermeidlichen Zufällen aber
würde es ihm mehr eine Strafe seyn, wie man an
S. 102. Eli sieht. Ob nun gleich Gott aus weisen Ursa-
chen die Erkäntnis des Zukünftigen vor uns ver-
S. 104 borgen hat: so sind doch zu allen Zeiten verkehrte
Menschen gewesen, welche durch unerlaubte Kün-
S. 107. ste dazu haben gelangen wollen. Es ist eine wich-
tige Frage, ob es unter den Heiden auch Weissa-
gungen gegeben habe. Der stärkste Beweis dawi-
der ist in dem Jesaias (*) befindlich, da der All-
mächtige versichert, daß er allein das Zukünftige
S. 110. voraussagen könne. Wir finden in der heiligen
Schrift keine Spur, daß dieses den bösen Geistern
S. 111. zugestanden worden. Die Prophezeyungen sind
gewisser massen ein weit sicheres Merkmahl der
Gött-

(*) Jes. 41, 21-29.

Göttlichkeit als die Wunder. Denn gute und böse Geister können vielleicht durch ihre eigene Macht viele dergleichen Dinge verrichten, welche die menschliche Einsicht übersteigen; aber, freye Thaten vernünftiger Geschöpfe voraus zu sehen, scheint über die Kräfte eines endlichen Dinges zu seyn, und ist ohne Zweifel ein eben so grosses Werk, als die Schöpfung und Erhaltung der Welt. Die Orakel der Heiden waren dahero entweder blosse Betrügereyen, oder Statsmaximen, um dadurch das Volk in der Abgötterey und Unterwerfung zu erhalten. Es ist hierbey die Frage vorgefallen, ob die Abgötterey der völligen Gottesverläugnung noch vorzuziehen sey, oder nicht. Bayle behauptet das leztere, und hält es für besser, lieber gar keine Religion als eine falsche zu haben. Andre behaupten mit vielen Gründen das Gegentheil. S. 121. S. 126. S. 131. S. 136.

Die Weissagungen von unserm Heilande im Alten Testamente sind mehrentheils mit einer gewissen Dunkelheit umgeben. Die Beschaffenheit der Sachen lies es nicht anders zu, und dem ohngeachtet siehet man aus denen Propheten sehr deutlich, daß Jesus der wahre Messias seyn müsse. Die Stellen des Alten Testaments, welche auf Christum gedeutet worden, sind von viererley Art: 1) Blosse Anwendungen, welche die Apostel auf gewisse Begebenheiten des Neuen Testaments machen. 2) Ausdrückliche Weissagungen, welche von Niemand anders, als dem Messias können verstanden werden. 3) Vorbilder, oder solche Begebenheiten des Alten Testaments, die ihr Absehen auf S. 164. S. 170. S. 180. S. 182. S. 183.

S. 188. auf den zukünftigen Heiland hatten. 4) Weissagungen, welche einen doppelten Verstand haben könten, und als vorbildliche Prophezeyungen, als Ankündigungen zukünftiger Begebenheiten, die zugleich Vorbilder anderer nachfolgenden waren, anzusehen sind. Eine solche Weissagung war z. E.
S. 196. diese: 5 Mos. 18, 18. **Ich will ihnen einen Propheten wie du bist erwecken aus ihren**
S. 200. **Brüdern.** Eine genaue Vergleichung zwischen Christo und Mose zeigt es, daß hier die Rede von ihm sey.

S. 228. Die leztern Anmerkungen dieses ersten Theils betreffen die apostolischen Constitutiones und Canones, ingleichen eine Beurtheilung der Schriften der apostolischen Väter, und der sibyllinischen Bücher. Der Verfasser hat alles vorzüglich gründliche und brauchbare von diesen Sachen, das gesagt werden kan, mit einem nicht gemeinen Reichthum von Gelehrsamkeit zusammen getragen, und richtig beurtheilet. Die Beschaffenheit dieser kritischen Anmerkungen, und die Gränzen unserer Blätter erlauben es nicht einen Auszug davon zu liefern. Niemand aber wird es bereuen, die Ausführung von dem Buche selbst gelesen zu haben.

Der zweyte Theil, welcher 420 Seiten hat, enthält folgende Anmerkungen.

S. 1. Einer der stärksten Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion, wird von den Wundern
S. 3. Christi und der Apostel hergenommen. Wunder

sind

ſind Würkungen, die in die Sinne fallen, und wider den ordentlichen Lauf der Natur durch Gottes unmittelbare Handlung, Beyſtand oder Zulaſſung verrichtet werden. Sie können an und vor ſich weder die Wahrheit noch Falſchheit einer Sache beweiſen. Sie ſind eigentlich nur Kennzeichen und Zeugniſſe einer gnugſamen Vollmacht bey einem, der gewiſſe Lehren und Befehle vortragen will. Wenn dieſe nach einer genauen Prüfung nichts ungereimtes enthalten, ſondern an ſich gut und nützlich ſind: ſo mus man ihm um ſeiner Werke willen um ſo viel eher Glauben beymeſſen. Der Verfaſſer macht nach einer Wiederholung der gewöhnlichen Gründe, durch welche die Gewisheit der Wunder des Neuen Teſtaments auſſer Zweifel geſetzet wird, einige beſondere Anmerkungen über die Wunder unſers Erlöſers, welche den darinn enthaltenen Beweis ſeiner göttlichen Sendung beſtärken. S. 12.

Er bemerket, daß viele derſelben zugleich Prophezeyungen, und redende Bilder derjenigen Güter, welche die Menſchen durch ihn erhalten ſollten, geweſen ſind. S. 16. Sie waren dem Character des Meſſias vollkommen gemäs, und enthielten nichts, als Wohlthaten gegen das menſchliche Geſchlechte. Nach mehrern Betrachtungen dieſer Art, die über die Wunder Jeſu und die erſten Lehren ſeiner Religion angeſtellet werden, ſammelt der Verfaſſer die Gründe der Wahrheit unſerer allerheiligſten Religion, und faſſet ſie in folgende Hauptſätze: S. 21. 1) Die Ankunft Chriſti war durch die Propheten ſchon lange vorher verheiſſen worden, und

wird

wird auf eine Art erfüllet, welche uns die Weissagungen des Alten und die Geschichte des Neuen Testaments in einer überzeugenden Uebereinstimmung

§. 39. darstellet. 2) Christus besaß die tiefste Einsicht in die Gesinnungen der Menschen, eine Eigenschaft, welche dem Allmächtigen so eigen ist, daß niemand ohne der von Gott gesendet wird, daran Theil neh-

§. 40. men kan. 3) Er war ein Prophet, 4) er that grosse Wunder, 5) er war auf allen Seiten von Fehlern und Irrthümern frey, 6) er theilte andern die andern Gabe Wunder zu thun, und das Zukünftige vorher zu sagen, mit, 7) seine Lehre waren deutlich rein, heilig, und auf die Verbesserung der Menschen gerichtet. 8) Ihre erste Ausbreitung war ohne Wunder unmöglich. 9) Er lebte und starb als das grösste Muster der Tugend, und 10) er hatte endlich keinen Nebenbuhler oder Gegner, die ihm seine Macht streitig gemacht, oder seinen Wundern und Weissagungen andre entgegengestellet hätten. Alles dieses zeiget deutlich, daß bey einer so vollkommenen Uebereinstimmung aller Beweise und Kennzeichen der Wahrheit kein Betrug könne vorgegangen seyn.

§. 43. Die Wunder, welche nach den Zeiten der Apostel sollen geschehen seyn, sind von einem gleichen Grade der Gewisheit und Ueberzeugung weit entfernet. Viele Gelehrte, als van Dale Moyle, und andere haben ihre Gewisheit überhaupt in Zweifel gezogen, und es scheint auch nicht möglich zu seyn, etwas mehr, als die Wahrscheinlichkeit dieser Wun-

der

der zu beweiſen. Die Chriſten des erſten und zwey- S. 45.
ten Jahrhunderts behaupten, daß Wunder unter
ihnen geſchehen wären. Der allgemeine gute Cha- S. 47.
rakter dieſer erſten Chriſten, ihr heiliges Leben, ihre
Standhaftigkeit in dem Bekäntnis der Wahrheit,
ihre häufigen Beziehungen auf dieſe Wunder in ih-
ren Schutzſchriften, und die Perſonen, welche uns
dieſes berichten, können uns geneigt machen, zu glau-
ben, daß die Wundergabe in dieſen Zeiten noch nicht
gänzlich aufgehöret habe. Wenn man aber darge- S. 49.
gen, die Leichtgläubigkeit vieler Chriſten; ihre Nei-
gung zu wohlgemeinten Betrügereyen, häufigen
Verfälſchungen der Schriften und Erdichtungen
erweget; ſo wird man vielleicht zweifelhaft werden,
welcher Meynung man Beyfall geben ſoll. Der S. 62
Verdacht vermehret ſich bey den Wundern, die
nach den Zeiten Conſtantins des Groſſen geſchehen
ſeyn ſollen. Die unmäſſige Verehrung der Heili- S. 63.
gen, der Geiſt der Zwieſpalt und Unterdrückung,
welche zu der Zeit überhand nahmen, verurſachten
ſo viel falſche Wunder, daß man ſehr leichtgläubig
ſeyn mus, wenn man dieſelben vor wahr halten will. S. 69.
Man kan daher die Wunder in Anſehung ihrer
Glaubwürdigkeit füglich in vier Claſſen abtheilen:
Der erſte Zeitpunct enthält die Wunder Chriſti
und der Apoſtel, und geht ohngefehr bis auf das
Jahr Chriſti 70. Wider dieſe wird unter den Chri-
ſten nichts eingewendet. Der zweyte Zeitraum
geht vielleicht bis zu Anfang des zweyten Jahrhun-
derts. Hier iſt es wahrſcheinlich, daß zur Ausbrei-
tung des Evangelii viele Wunder geſchehen ſind.

Der

Der dritte geht bis an die Zeiten Constantins. Einige von den Wundern dieser Zeit sind noch so beschaffen, daß man wohl thut, wenn man sie weder ausdrücklich behauptet, noch auch schlechterdings läugnet. Dem leztern Zeitpuncte kan man keine Schranken setzen. Die Vertheidigung dieser Wunder würde eine vergebliche Bemühung seyn.

S. 84. Es ist zu bedauren, daß die Schutzschriften vor die christliche Religion, welche Quadratus und Aristides ehemals verfertiget und dem Kaiser Adrian zugeschrieben haben, verlohren gegangen sind. Sie würden uns vielleicht mehr nützen können, als viele Homilien und Streitschriften der alten Kirchenväter. Es ist nicht wahrscheinlich, daß alle Schriften von dieser Art, welche den Kaisern zugeschrieben sind, auch wirklich sollten übergeben worden seyn. Bey den Apologien des Athenagoras und Melito (von dem uns Eusebius ein Fragment aufbehalten hat) scheint es, daß man gewis die Absicht gehabt hat, sie zu übergeben. Denn sie sind nicht so heftig, als die Apologien des Tertullian und Justins.

S. 88. Der Kaiser Adrian ist allem Vermuthen nach kein großer Feind der Christen gewesen, und hat vielleicht mehr Neigung gehabt, sie zu dulden, als zu verfolgen, wie man dieses aus dem Rescript, so er wegen der Christen an den Minucius Feudanus ergehen lassen, einigermassen schliessen kan; und so ist weniger Gefahr dabey gewesen, ihm eine Schutzschrift zu übergeben.

Von

Von dem Martyrertode Polycarps unter dem Kaiſer Marcus Aurelius haben wir noch eine Nachricht beym Euſebius (*) welche aus einem Briefe der Kirche zu Smyrna genommen iſt. Wenn man die vielen Wunder ausnimmt, ſo bey dieſer Begebenheit ſollen geſchehen ſeyn; ſo ſcheint die übrige Erzählung alle Kennzeichen der Wahrheit und Glaubwürdigkeit zu haben. Die Aufführung des Polycarpus beweiſet einen Heldenmuth, der nur durch eine göttliche Kraft bey den Martyrern könte gewirket werden. S. 101. S. 105. S. 149.

In dem Kriege mit den Quaden begab es ſich, daß der Kaiſer Marcus Aurelius mit ſeiner Armee durch einen heftigen Platzregen und Donnerwetter unvermuthet errettet wurde. Die Heiden ſchrieben dieſe Begebenheit ihrer Zauberey zu, und die Chriſten hielten es für eine Wirkung des Gebets der chriſtlichen Soldaten. Auf dieſe Weiſe entſtand die Hiſtorie von der **donnernden Legion**, von welcher Euſebius ſelbſt ſpricht: ein jeder könne davon halten, was er wollte. S. 167.

Tertullian berichtet uns, daß ein Chriſte mit Namen Proculus den Kaiſer Severus mit Oel curiret habe, wofür ihn der Kaiſer zur Dankbarkeit beſtändig in ſeinem Pallaſte bey ſich behalten. Es fragt ſich, ob dieſes eine Wundercur geweſen? Tertullian ſcheint es dafür gehalten zu haben. Denn S. 190.

(*) Hiſt. lib. IV. 15.

Denn er verbindet es sogleich mit den andern Curen, welche von den Christen verrichtet worden. Die Wahrheit der Erzählung selbst kan man nicht in Zweifel ziehen, da sie umständlich genug ist, und auch von heidnischen Schriftstellern bekräftiget wird. Der mediciniſche Gebrauch des Oels war damals schon sehr bekant, wie man aus dem Plinius (*) sieht. Bey der Krankheit des Kaisers aber scheinet es nicht, daß man das Oel für ein rechtes Mittel gehalten habe, weil sonst der Kaiser dieses als nichts ungewöhnliches angesehen haben, und deswegen gegen diesen Christen nicht so gnädig und dankbar gewesen seyn würde. Es läſſt sich also diese Frage nicht deutlich genug entscheiden.

S. 234. Origenes wurde im Jahr Christi 185 gebohren, und starb ohngefehr 253. Er war ein sehr gelehrter, witziger und fleissiger Mann, lebte mässig, und trieb seine Strenge und Selbstverläugnung so weit, daß er durch eine unrechte Erklärung einiger Stellen der heiligen Schrift sich in seiner Jugend bewegen lies, eine Ungerechtigkeit an seinem Körper auszuüben, die er in seinem Alter selbst bereuete. S. 244. Er war ein sehr eifriger und frommer Mann, und ob er gleich durch die Vermischung der platonischen Philosophie mit der christlichen Religion auf einige irrige Sätze und Ausdrücke verfiel; so hatte er doch keineswegs die Absicht, eine besondere Secte aufzurichten. In der Lehre von dem

(*) Hist. Nat. II. p. 308. ed. Hard.

dem λόγῳ oder selbſtſtändigem Worte drückt er ſich ſo aus, daß ſowohl die Orthodoxen, als Arianer ſich auf ihn beruften. Ein Schüler des Plato konte auch leicht darauf fallen, den λόγον für einen ewigen Ausfluß aus der erſten Urſache zu halten. Der Kaiſer Julian ſelbſt nahm den Begrif von λόγῳ an, er verſtund aber die Sonne darunter, als ein ſichtbares Bildniß des unſichtbaren Gottes.

Gregorius mit dem Zunamen der Wunderthäter, ein Schüler vom Origenes, ſoll ſehr viele Wunder gethan haben; aber Euſebius gedenket nichts davon. Die Geſchichtſchreiber, welche die Wunder des Gregorius erzehlen, als Socrates, Theodoret, Rufinus und Gregorius von Nyſſa, lebten ſchon in den Zeiten, wo die Erdichtungen zu gewöhnlich waren, als daß ſie in Sachen von dieſer Art Glauben verdienen könten. S. 246.

Im dritten Jahrhunderte entſtand die Ketzerey der Manichäer, welche der chriſtlichen Religion viel Schaden zufügte. Der Haß gegen dieſe Leute war auf Seiten der Chriſten ſehr gros, und daher geſchahe es ſehr leicht, daß man in den Beſchuldigungen, die Gränzen der Wahrheit und Gerechtigkeit überſchritt. Ihre Bücher ſind verlohren gegangen, und was wir noch von ihnen wiſſen, rühret von ihren Gegnern her. Man kan alſo dieſen Nachrichten nicht allemahl trauen, und von dem Syſtem der Manichäer mit völliger Zuverläſſigkeit S. 250.

urtheilen. Manes gab ſich für einen Apoſtel und Prophet aus, der von dem heiligen Geiſte erleuchtet ſey, alle Religionen zu verbeſſern. Dieſes war der Grund ſeiner Schwärmereyen. Er hielt ſich nicht ſelbſt für den heiligen Geiſt, wie man ihn fälſchlich beſchuldigte, ſondern nur für einen auſſerordentlichen Geſandten Gottes. Er läugnete die Göttlichkeit der heiligen Schrift, und ſezte derſelben andre Bücher an die Seite. Das göttliche Weſen war ſeiner Meynung nach ausgedehnt, und die drey Perſonen der Gottheit waren wie drey Menſchen von einander verſchieden. Er behauptete über dieſes noch eine böſe Macht, von welcher
S. 267. alles Böſe urſprünglich herrührte. Man kan aber nicht ſagen, daß er dieſe Macht für eine Gottheit gehalten habe. Die Manichäer verehrten ebenfalls nur einen Gott, und verabſcheueten den Dienſt
S. 272. der böſen Geiſter. Es iſt dieſes blos eine ungegründete Beſchuldigung der Chriſten, welche überhaupt aus einem unzeitigen Eifer allen Ketzern etwas anzudichten pflegten, damit man gleich einen Abſcheu vor dieſen Leuten bekommen ſollte.

Auſſer vielen andern Anmerkungen von dieſer Art finden wir bey dieſem zweyten Theile noch einen Anhang von verſchiedenen auserleſenen Zuſätzen und Verbeſſerungen des erſten Theils, wodurch der Werth deſſelben noch mehr erhöhet wird.
S. 339. Wir wollen nur einer Erklärung erwähnen, welche die Sadducäer betrift. Herr Jortin hatte im erſten Theile behauptet, daß dieſe Sekte die Schriften

der Propheten verworfen habe. Ein Unbekannter vertheidiget in einem Briefe an Herrn Jortin das Gegentheil, und zeiget, daß in der Stelle des Josephus, worauf man sich zu berufen pflege, dieses nicht enthalten sey, und aus vielen andern Gründen wahrscheinlich werde, daß diese Leute wirklich auch die Propheten angenommen, da ihnen niemals weder in der heiligen Schrift, noch in den Kirchenvätern dieserwegen ein Vorwurf gemacht worden, welches bey der Erzählung ihrer andern Irthümer unfehlbar würde geschehen seyn, wenn es anders gegründet gewesen wäre. Die Mittheilung dieses Briefs ist ein stillschweigender Beweis, daß Herr Jortin über den gemeinen Haufen erhaben sey, der einen Widerspruch für eine Beleidigung annimmt, und allen Gelehrsamkeit und Einsicht abspricht, die nicht auf gleiche Art denken.

So weitläuftig auch die Anzeige der beyden ersten Theile der Jortinschen Anmerkungen gerathen; so tragen wir doch kein Bedenken, den Inhalt des letztern Theils mit gleicher Sorgfalt anzuzeigen, da wir hoffen, daß es diesen angenehm seyn wird, von dem ganzen Buche einen rechten Begrif zu erhalten.

Wir finden in dem Leben Constantins des Grossen, welches Eusebius beschrieben hat, daß dieser Kaiser auf dem Kriegszuge wider den Maxentius die Gestalt eines Kreuzes mit einer Ueberschrift am hellen Tage soll erblicket haben. Diese S. 1.

Begebenheit wird von vielen in Zweifel gezogen, von andern aber für ein natürliches Phänomenon gehalten. Fabricius (*) hält es für einen Hof um die
S. 2. Sonne, welcher wie ein Kreuz gestaltet gewesen. Die Worte γραφὴν λέγουσαν werden von ihm blos von einem Sinnbilde, welches den Sieg, den der Kaiser
S. 3. durch das Kreuz erhalten würde, angezeiget hätte, erkläret; indem γραφὴν nicht allein eine wirkliche Schrift, sondern auch ein bloß Gemählde, selbst bey dem Eusebius (**) bedeute. Jortin aber glaubt, es sey natürlicher γραφὴν λέγουσαν für eine wirkliche Schrift zu halten, ob sich gleich die wahre Beschaffenheit dieser Begebenheit nicht deutlich bestimmen laße (***).

Die Ruhe, welche die Christen unter Constan-
S. 7. tin und seinen Nachfolgern genossen, gab ihnen Gelegenheit mit mehrerm Ernst an die Leiden der Martyrer zurück zu denken, und diese Heiligen, wegen

(*) Bibl. Gr. T. VI. 8.

(**) Vit. Const. III. 8.

(***) Von eben dieser Materie ist auch im vorigen Jahre zu Rom von einem Benedictiner Matthaeo Jacutio ein Syntagma de adparentis Constant. M. Crucis historia heraus gekommen, worinn alles gesammlet ist, was von diesen Sachen kan gesaget werden. Wir müssen aber bekennen, daß uns auch diese Schrift von der Gewisheit dieser Begebenheit nicht überzeuget, und dieser dahero einer genauen Prüfung wohl werth zu seyn scheinet.

wegen ihrer Standhaftigkeit aufs eifrigste zu verehren. Die Väter dieser Zeit, als Athanasius und Chrysostomus trugen durch ihre übermässige Lobeserhebungen zu der übertriebenen Verehrung der Heiligen, die sich bey einigen in eine abergläubische Anrufung verwandelte, vieles bey. Aus dieser Quelle entsprangen die erdichteten Vorbitten der Heiligen, die Gebete bey den Gräbern der Märtyrer, und die Verehrung der Reliquien. Die Betrachtungen über die Märtyrer hatten bey Personen von gröſsern Eifer und fanatischen Neigungen noch eine andre Wirkung. Denn da sie durch einen Martyrertod kein Ansehen mehr erlangen konten, so verfielen sie auf eine ausserordentliche und abgesonderte Lebensart, bey welcher sie sich durch Fasten, und selbsterwählte Beschwerlichkeiten den Ruhm einer besondern Heiligkeit zuwege bringen wollten. Auf diese Weise entstand das Mönchsleben und die Einsiedeley. Die Egyptier, welche die ersten waren, hatten ohnedem von Natur eine Neigung einer strengen und harten Lebensart, und schickten sich also sehr gut zu Mönchen. Der Kaiser Constantin war ein grosser Verehrer dieser Leute; hingegen Valens gab ein Gesetz (*) wodurch

S. 8.

S. 17.

S. 18.

S. 24

S. 34.

(*) Siehe Cod. Theod. l. XII. T. I. Quidam ignaviae sectatores, desertis civitatum muneribus captant solitudines, et specie religionis cum coetibus monazontorn congregantur. Hos igitur -- erui latebris consulta praeceptione mandauimus atque ad munia patriarum subeunda reuocari.

die Mönche gezwungen wurden, dem Vaterlande zu dienen, welches kein übles Verfahren war, und eine Nachahmung in den folgenden Zeiten verdienet
S. 36. hätte. Die Anzahl der Mönche und Nonnen in Egypten soll schon im vierten Jahrhunderte auf
S. 37. sechs und neunzig tausend angestiegen seyn. Rom aber hatte zu dieser Zeit noch einen grossen Abscheu vor den Mönchen, und hielt sie für Betrüger.

S. 42. Um eben diese Zeit entstand die arianische Ketzerey, welche die christliche Kirche sehr beunruhigte, und die unendliche Zänkereyen veranlasste. Alexander, Bischof zu Alexandrien, und Arius ein Pres-
S. 44. byter in eben dieser Gemeinde, stritten mit einander über die Natur Christi. Als der Bischof merkte, daß dieser ganz andre Begriffe von der Sache hatte als er: so rieth er dem Arius, seine Meinung fahren zu lassen, und als dieses nicht helfen wollte, berief er eine Versammlung von hundert Bischöffen, in welcher Arius abgesezt, und
S. 48. seine Sätze verdammt wurden. Alexander lies hierauf ein Circularschreiben an alle Bischöffe abgehen, worinnen er den Arius als einen Gotteslängner und Lästerer vorstellte.

S. 51. Eusebius von Nicomedien und andre bemüheten sich, den Alexander zu besänftigen, und Constantin selbst lies durch den Hosius beyden Partheyen seinen Unwillen hierüber zu erkennen geben und sie zur
S. 52. Einigkeit vermahnen. Die Sache war aber schon zu weit gekommen. Daher wurde die bekante Niceniſche Kirchenversammlung angestellt, in welcher die

die angefangene Streitigkeit mit groſſer Heftigkeit
fortgeſetzet wurde, ſo, daß der Kaiſer ſich genöthigt S. 53.
ſahe, die ſämtlichen Glieder dieſer Verſammlung
zur Eintracht zu vermahnen. Bey dieſer Gele- S. 54.
genheit ſuchte man die Unfehlbarkeit einer allge-
meinen Kirchenverſammlung feſtzuſetzen. Allein
man ſiehet nicht, wo dieſe Lehre gegründet ſey, oder
woher man wiſſen kan, wenn eine Kirchenver-
ſammlung für allgemein zu halten. Man darf S. 56.
nur die Geſchichte der Concilien unpartheyiſch
durchgehen, ſo wird man finden, daß das Apoſtoli-
ſche zu Jeruſalem, das erſte und lezte ſey, bey
welchen man glauben kan, daß der heilige Geiſt
mit gewirket habe. Der gröſſte Streit wurde S. 61.
zu Nicäa über das Wort ὁμοούσιος geführet,
welches die Arianer von Chriſto nicht ſagen woll-
len. Der endliche Entſchlus der Verſammlung S. 109.
verlangte, daß die Arianer verwieſen, und ihre
Bücher verbrant werden ſollten. Die Folge der
Zeit aber hat gezeigt, daß dieſes Urtheil keine
groſſe Wirkung gehabt hat, und der Arianiſche
Lehrbegrif dem ohngeachtet gar ſehr ausgebreitet
worden. Das Bezeigen des Kaiſers Conſtantin
war auch nicht allezeit einerley; denn er verſtand
ohne Zweifel dieſe Sache nicht, und lies ſich da-
her bald von dieſer; bald von jener Parthey len-
ken, und einnehmen. Arius ſtarb im Jahr Chri- S. 111.
ſti 336 ganz plözlich, welches ſeine Gegner ſogleich
für ein göttliches Gericht und Wunder anſahen, da
es doch keine ganz ungewöhnliche Art des Todes

iſt, und man z. E. von dem Valla (*) weis, daß er wie Arius geſtorben ſey.

S. 136. Das gröſte Wunder, welches zu Conſtantins Zeiten ſoll geſchehen ſeyn, iſt die Entdeckung des Kreuzes Chriſti, welche zum Grunde einer abergläubiſchen Verehrung dieſes Holzes gemacht
S. 141. wird. Die Erzählung dieſer Begebenheit findet man mit vielen Umſtänden beym Tillemont.
S. 146. Man hat nicht nöthig zu unterſuchen, ob dieſelbe ein wahres Wunder geweſen, weil dieſes Vorgeben an ſich ungegründet iſt, ſondern nur ob die Entdeckung des Kreuzes erſtlich einige Jahre nach dem Tode der Helena und Conſtantins erdichtet worden, oder ob die Helena wirklich ein Kreuz gefunden habe. Das erſte ſcheinet am wahrſcheinlichſten zu ſeyn. Denn wenn die Helena wirklich ein Kreuz gefunden hätte, ſo ſiehet man nicht wie und von wem dieſe Betrügerey wäre angeſtiftet worden, und ob der Betrug das Werk desjenigen ſey, der ein Kreuz an den Or-
S. 147. te verſtecket, oder derer, die es gefunden. Ueberdieſes ſagt Euſebius nicht ein Wort davon, da er doch die Entdeckung des Grabes Chriſti erzählet, und alſo dieſe Begebenheit wenn ſie zu
S. 150. ſeiner Zeit bekant geweſen, ohne Zweifel würde angeführet haben. Die gute Helena war bald achtzig Jahr alt, als ſie die Reiſe nach Jeruſalem unternahm. Iſt wirklich eine dergleichen Begebenheit vorgefallen, ſo iſt es eher zu glauben,

(*) Bayles Dict. v. *Valla.*

ben, daß sie von andern hintergangen worden, als, daß sie selbst auf eine solche Betrügerey hätte fallen sollen.

Zu den Zeiten Constantins lebte auch der berühmte Bischof Eusebius, der Vater der Kirchenhistorie. Dieser grosse Mann hat allezeit viel Freunde und Feinde gehabt, und man hat über seine Gesinnungen in der Religion verschiedentlich geurtheilet. Es scheinet aber, als wenn Eusebius es niemals weder mit dem Arius noch Athanasius vollkommen gehalten habe, sondern vielmehr die Mittelstrasse gegangen sey. S. 160. Er war sehr fleissig und arbeitsam, und gab sich viele Mühe die Kirchengeschichte in Ordnung zu bringen, aber hierüber vergas er, auf die Schreibart und den Ausdruck, zu denken, denn seine Sprache ist weder zierlich noch deutlich, und wo er beredt seyn will, fällt er gemeiniglich in das schwülstige und übertriebene. Anfänglich trug er Bedenken, das Wort ὁμοούσιος anzunehmen, weil es nicht biblisch sey, hernach aber bediente er sich dessen. S. 163. Es ist nicht zu läugnen, daß sehr viele Stellen beym Eusebius gefunden werden, welche arianisch scheinen, allein man findet dagegen Oerter, wo er die wahre Gottheit der zweyten Person ausdrücklich behauptet, und von der Dreyeinigkeit richtige Begriffe hat. S. 175. Vielleicht haben ihn blos unvorsichtige Ausdrücke bey Leuten verdächtig gemacht, die ihre Orthodoxie in Worten suchen, welche weder Vernunft noch Schrift nothwendig machen.

Der

S. 198. Der Verfasser nimmt Gelegenheit auch einige Anmerkungen über die andern Kirchengeschichtsschreiber zu machen, welche dem Eusebius gemeiniglich pflegen beygefügt zu werden. **Socrates** wurde im fünften Jahrhunderte gebohren, und zu Constantinopel aufgezogen. Er legte sich auf die Rechte, und führte Rechtssachen, daher er auch den Namen Scholasticus bekommen, welcher damals den Advokaten gegeben wurde. Seine Kirchenhistorie ist mit vielen Fleisse und Deutlichkeit geschrieben. Man sagt, er sey ein Novatianer gewesen; allein, Valesius hat ihn gegen diesen Vorwurf vertheidiget. Er war ein sehr mässiger und billiger Mann, und ein grosser Feind des Verfolgungsgeistes. Was man an ihm mit Recht tadelt, ist die Leichtgläubigkeit in Ansehung der Wunder, welche damals sollen geschehen
S. 200. seyn. **Sozomenus** war ebenfalls ein Advokat. In der Schreibart ist er zierlicher als Socrates; aber in der Beurtheilungskraft kömt er ihm nicht bey. Weil er in Palästina unter den Mönchen auferzogen war, so hatte er auch eine solche übertriebene Hochachtung gegen dieselben, daß er sich nicht scheuete, die einfältigsten Dinge zu ihrer Ehre und ihrem Vortheil zu behaupten. **Theo-**
S. 202. **dorer** hatte sehr viel Wissenschaft und Einsicht; aber es fehlet ihm an der gehörigen Unpartheilichkeit und er besas in Ansehung der Wunder, eben-
S. 207. falls eine erstaunende Leichtgläubigkeit. Er lebte zu gleicher Zeit mit dem Socrates und Sozomenus, und scheinet nach ihnen geschrieben zu haben,

weil

weil er vieles, was in jenen fehlet hinzugesetzet hat.
Evagrius war ein Advocate zu Antiochien. S. 212
Er schrieb eine Historie vom Jahr 431 bis 594.
Man lobet an ihm seinen grossen Fleis, und tadelt
mit Recht seine von aller Einsicht entfernte Par-
theilichkeit und Leichtgläubigkeit. **Philostor-**
gius lebte im vierten und fünften Jahrhundert.
Seine Historie gehet vom Jahr 300 bis 428.
Sie ist meistentheis verlohren gegangen, und man
hat nur noch einige Ueberbleibsel davon beym S. 218.
Photius. **Philostorg** war ein Eunomianer,
dem ohngeachtet lobt er doch die Gegner, als sehr
gelehrte Leute.

Die Gesetze Constantins verdienen aus vie-
len Ursachen eine vorzügliche Aufmerksamkeit.
Einige von denselben zeigen sehr viel Menschen-
liebe und Gütigkeit an, und stimmen mit dem S. 219.
Charakter eines christlichen Regenten vollkommen
überein; andere hingegen enthalten noch deutliche
Proben vieler Fehler und Schwachheiten dieses S. 244.
Kaisers. Es giebt Gesetze, welche beweisen, daß
Constantin nicht völlig von heidnischen Aberglau-
ben befreyet gewesen sey. Er befiehlet z. E. daß,
wenn es in einen öffentlichen Gebäude eingeschla-
gen habe, man die Haruspices um Rath fragen
solle (*). Die neuen Gesetze wider die Ketzer
sind ebenfalls nichts anders, als Merkmale des
Verfolgungsgeistes, welcher schon im vierten
Jahr-

(*) Cod. Theod. l. XVI, Tit. X.

Jahrhundert ausbrach, und in den folgenden Zeiten vermehret wurde.

S. 247. Es sind noch zwo Abhandlungen in diesen Theilen übrig, davon die eine über das unglückliche Ende der Tyrannen, welche der christlichen Religion Schaden zugefüget haben, lehrreiche Betrachtungen enthält; in der leztern aber der Zustand der Juden nach der Zerstörung Jerusalems unter den heidnischen und christlichen Kaisern lebhaft und gründlich beschrieben wird, und zugleich die Ursachen angezeigt worden, warum die Bekehrung der Juden jezo so schwer ist, und warum man vernünftigen Grund habe, zu hoffen, daß noch eine Zeit bevorstehe, in welcher diese Hindernisse hinwegfallen, und eine grosse Bekehrung und glücklicher Zustand dieser unglücklichen erfolgen werde.

S. 322.

S. 312.

Dieses ist der unvollkommene Abris eines Buches welches alle Kenner mit grossen Vergnügen lesen werden, und welches selbst bey den gemeinsten und bekantesten Materien, so viel unerwartete und gründliche Untersuchungen und Anmerkungen häufet, daß es unmöglich ist, einen vollständigen Auszug zu liefern. Bey der äussern Einrichtung dieser Schrift würde es für die Lehre vortheilhafter gewesen seyn, die Anmerkungen durch einige besondere Abtheilungen zu unterscheiden, und das Nachschlagen durch ein vollständiges Register zu erleichtern. Man vermisset beydes

S. 442.

um

um so mehr, da das ganze Buch einen Schatz von Gelehrsamkeit, in einer nicht gewöhnlichen Mannigfaltigkeit, in sich fasset.

Wir müssen noch anmerken, daß, wie man ietzo alles zu verdeutschen suchet, auch dieses Werk dergleichen Schicksal schon erfahren habe. Da Herr Jortin vornämlich für Gelehrte geschrieben hat, so würde es gemeinnützliger gewesen seyn, wenn man eine lateinische Uebersetzung verfertiget hätte.

V.

V.

The Lives of the Poets of Great Britain and Ireland, to the time of Dean Swifts. Compiled from ample Materials ſcattered in a Variety of Books, and eſpecially from the ingenious Mr. Coxeter and others, collected for this Deſign By Mr. *Cibber* and other *Hands*, London 1753. Vol. I. 354 S. Vol. II. 359 S. Vol. III. 353 S. Vol. IV. 356 S. Vol. V 354 S. in gr. 12.

Britannien, das glückliche Land der Freyheit, zeiget uns in ſeinen Dichtern der vorigen Zeiten, ſo viel Erfindung, Kühnheit und Stärke, daß ſie auch denn bewundert werden, wenn ſie nicht gefallen. Der gute Geſchmack, die feine und ſichere Empfindung, die in allen Werken des Witzes, das Schöne und Vollkommene von dem Häßlichen und Mangelhaften richtig unterſcheidet, hat ſeit den Zeiten des groſſen und ſonderlich in dieſem Stücke um ſein Vaterland unendlich verdienten **Joſeph Addiſons**, ſeine Herrſchaft ſo ausgebreitet, daß die guten engliſchen Dichter der neuern Zeiten nicht nur bewundert werden, ſondern auch allemal gefallen. Die Vereinigung des Geiſtes der Erfindung und des durch Empfindung urtheilenden Geſchmacks, verbannet die Armuth und die Fehler aus dem ganzen Reiche der ſchönen Wiſſenſchaften, und ſie entfernet alle ihre Theile von dem

Mittelmässigen, der Pest des Schönen. Das freundschaftliche Band, welches alle schönen Wissenschaften unauflöslich verknüpfet, vereiniget ihre Schicksale. Daher ist die Geschichte einer einzeln schönen Wissenschaft, die Geschichte des Witzes und Geschmacks, der alle Wissenschaften bereichert, und der Vollkommenheit entgegen führet. Die Dichtkunst hat das vorzügliche, daß sie von allen übrigen Schönheiten entlehnet, und solche durch diejenigen, die ihr eigen sind, vergrössert. Eine Nation findet, in dem Leben ihrer Dichter, die Geschichte ihrer Dichtkunst, und in der Geschichte ihrer Dichtkunst, die Historie ihres Witzes und Geschmacks. Wie wichtig ist die Lebensbeschreibung der Dichter, wenn sie aus diesem Gesichtspunct betrachtet wird? Wie viel Vollkommenheiten müssen sich aber auch in dem Schriftsteller vereinigen, der Lebensbeschreibungen liefern will, die mit dieser grossen Absicht übereinstimmen? Ein Mann, wie Addison, könte es wagen, sich einer Arbeit von dieser Art zu unterziehen, und vielleicht müsste er noch mehr als Addison von der Partheylichkeit frey seyn, mit welcher auch grosse Geister die Verdienste entfernter Zeiten, weil sie ihre Lobern nicht theilen, vergrössern, hingegen der geheimen Eifersucht nicht völlig widerstehen, die sich oft ihnen selbst unbemerkt, in das Lob ihrer Zeitverwandten menget. Doch sind wir nicht ungerecht, wenn wir uns Wünschen überlassen, die vielleicht zu gros sind, als daß man ihre Erfüllung hoffen sollte.

Die Sammlung von Lebensbeschreibungen grosbrittannischer und irrländischer Dichter, die wir angekündiget haben, und die aus fünf Bänden besteht, obgleich auf dem Titel des ersten Bandes, nur vier versprochen worden, ist von dieser Vollkommenheit weit entfernet, und verdienet gleichwohl in die Zahl der nützlichsten und angenehmsten Bücher gesetzet zu werden. Wenn auch der Buchhändler die Billigkeit nicht gehabt hätte, auf den Titeln der letzten vier Bände den Worten By Mr. *Cibber* den Zusatz and other Hands, beyzufügen, so würde man es dennoch dem Werke selbst bald ansehen, daß es keine Arbeit eines einzeln Mannes ist, der einen überdachten und zusammenhangenden Plan entworfen hätte, und denselben auf eine gleichförmige Art auszuführen suchte. So, wie der Werth und Ruhm der Dichter, deren Leben beschrieben wird, sehr verschieden ist, so findet sich in den Lebensbeschreibungen selbst ein sichtbarer Unterschied der innerlichen Güte und des darauf verwendeten Fleisses. Viele Lebensbeschreibungen sind aus der Biographia Britannica, mit Hinweglassung des grössten Theils der Anmerkungen entlehnet; andere sind aus den Vorreden der gesammleten Werke angesehener Schriftsteller geborget; in einigen ist mehr Fleis als Geschmack, in andern mehr Geschmack als Fleis. Wir können aber, ohne ungerecht zu seyn, nicht läugnen, daß sich nicht nur viele Lebensbeschreibungen auf eine sehr vortheilhafte Art durch beydes zugleich unterscheiden, sondern daß auch selbst in den weniger vollkomme-

kommenen, unendlich viel schönes und angenehmes anzutreffen ist. Wenigstens findet man in allen eine ziemlich zureichende Nachricht von den Lebensumständen des Dichters und eine Erzählung seiner Schriften. In den meisten aber vermissen wir die kritische Beurtheilung des einem jeden guten Dichter eigenen poetischen Characters und der verschiedenen Mischung der poetischen Schönheiten in seinen Schriften. Eine gute Biographie mus so wenig eine Lobrede als eine Schmähschrift seyn, sondern sie mus das Verdienst einer vollständigen und unpartheyischen Historie, und einer scharfen aber richtigen und unpartheyischen Critik, vereinigen. In dem ersten Bande sind die Lebensbeschreibungen **Gottfried Chaucers**, des Vaters der englischen Dichtkunst, ferner **Edmund Spensers**, **William Shackespears**, **John Donnes**, **Ben Johnsons**; In dem zweyten, **Abraham Cowleys**, **John Miltons**, der **Catharine Philipps**, **Samuel Buttlers** des berühmten Verfassers des **Hudibras**, **Edmund Wallers**, **Wilmots Grafens von Rochester**, **Georg Villiers, Herzogs von Buckingham**, **Thomas Otways**, des **Grafen von Roscommon**; In dem dritten, **John Denhams**, **John Drydens**, **John Philips**, **William Wicherleys**, **Nicolas Rowes**, **John Sheffield, Herzogs von Buckingham**, des grossen **Joseph Addisons**, **Thomas d'Urfeys**; In dem vierten, **Mattheus Priors**, **Williams Congreves**, **Richard Steeles**,

John Dennis, John Gays, der Frau Elisabeth Rowe; In dem fünften, Jonathan Swifts, Ambrosius Philips, Jacob Thomsons, Alexander Popes, in Ansehung der Geschichte der Dichtkunst die wichtigsten und merkwürdigsten. Wir finden ausserdem einige merkwürdige Lebensbeschreibungen grosser Männer in diesem Buche, die man in einer Biographie der Dichter schwerlich suchen würde; so wird in dem ersten Bande, das Leben des Canzlers, Thomas More, Philipp Sidneys, und Walter Raleighs, und in dem zweyten das Leben des berühmten Thomas Hobbs, erzählet, obgleich unter den Verdiensten dieser Männer, die poetischen die letzte und vielleicht keine Stelle verdienen. Da wir uns vorgenommen haben, unsre Brittische Bibliothek, mit den Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten Brittischen Gelehrten zu bereichern, so werden wir Gelegenheit haben, von diesem nützlichen Buche einen öftern Gebrauch zu machen, ohne uns jedoch auf eine blosse Uebersetzung desselben einzuschränken, und ohne uns die Freyheit zu versagen, die Nachrichten aus andern Quellen zu ergänzen, und uns in eine genauere Critik des Charakters und der Schriften einzulassen.

VI.

Nachricht von Joſeph Addiſons Leben und Schriften (*).

Britannien iſt dem großen **Joſeph Addiſon** ſo viel ſchuldig, daß ſein Bildnis unter den Zierden eines brittiſchen Bücherſaals, die vorzüglichſte Stelle verdienet. Sein Vater war **Lancellot Addiſon**, Dechant zu **Litchfield**, deſſen eigene nicht geringe Verdienſte, durch das Glück, im May des 1672ſten Jahres, der Vater eines über gemeine Vorzüge ſo ſehr erhabenen Sohns, geworden zu ſeyn, verdunkelt werden. Seine Mutter war **Johanna Gulſton**, die Tochter eines Edelmanns **Nathanael Gulſtons**, und Schweſter des Biſchofs von Briſtol, **D. Wilhelm Gulſtons**. Die vielen Merkwürdigkeiten ſeines Lebens erlauben uns, über ſeine erſten Beſchäftigungen in Erlernung der Wiſſenſchaften, geſchwinder hinweg zu eilen, als es in einer andern, an Begebenheiten armen Lebensbeſchreibung geſchehen dürfte. Wir wollen von ſeinen Schuljahren nur das einzige anmerken, daß er ſich einige Zeit unter der Aufſicht des gelehrten **D. Ellis** in dem Charterhauſe, befunden, und daſelbſt die Freundſchaft mit dem nachmals ſo berühmten Ritter **Richard Steele**, angefangen hat. Dieſe Bekantſchaft hat für ſein Vaterland und für das Reich der Wiſſenſchaften,

(*) S. Tickel's Preface to Addiſons Works. Biographia Britannica. v. Addiſon. The Lives of the poets of Great Britain by Cibber. Vol. III. p. 305-320.

des guten Geschmacks und der Tugend, so wichtige Folgen gehabt, daß ihr früher Anfang angezeiget zu werden verdienet. Er war nicht über funfzehn Jahr alt, als er auf die Universität Oxford kam, und in das Collegium der Königin, in welchem sein Vater gewesen war, aufgenommen ward. Hier wendete er so vielen Fleis auf die classischen Schriftsteller des gelehrten Alterthums, daß er nicht nur eine schöne lateinische Schreibart erlangte, sondern auch seinen Verstand nach diesen grossen Mustern glücklich bildete, und sonderlich das zarte und feine Gefühl, den guten und sichern Geschmack sich eigen machte, der in den schönen Wissenschaften und der ganzen wahren Gelehrsamkeit unentbehrlich ist, und der vor ihm, den grösten, und an Feuer und Erfindung reichen Geistern seines Vaterlandes, mehrentheils mangelte. Er las die Alten, und lernte so denken, wie diese grossen Meister dachten; er lernte so, wie sie, unter mehrern Erfindungen die besten, und unter mehrern Ausdrücken die richtigsten und schönsten mit Einsicht und Beyfall sicher und beständig wählen.

Die ersten Proben seines Witzes und Geschmacks waren lateinische Gedichte, in welchen Kenner mehr als Worte der Alten, in welchen sie den Geist der Alten, der den meisten, die in ihrer Sprache schreiben wollen, unbekant ist, fanden und bewunderten. Einige Papiere dieser Art kamen im Jahre 1687 dem Dechant des Magdalenencollegii D. Lancaster in die Hände, und gefielen ihm so sehr, daß auf seine Veranstaltung Addison zum Mitglied dieses Collegii erwählet wurde, in wel-

welchem er die Würde eines Baccalaureus und Magisters der Künste erhielt. Seine nachher herausgegebene lateinischen Gedichte bekamen den verdienten Beyfall; sie gereichen den Analectis musarum anglicanarum zu einer besondern Zierde und sind auch den von Tickeln besorgten Sammlungen der Addisonschen Werke einverleibet worden.

In seinem zwey und zwanzigsten Jahre machte er sich zuerst durch einige an den berühmten Dryden geschriebene Verse, als ein englischer Dichter bekant. Diesen folgte eine englische Uebersetzung des vierten Buchs des Virgils vom Ackerbau, jedoch ohne die Geschichte des Aristäus. Sie erhielt den öffentlichen Beyfall des grossen Drydens. Zu gleicher Zeit schrieb er die kritische Abhandlung über Virgils Bücher vom Ackerbau, die ein Meisterstück ist und vom Dryden seiner Uebersetzung als eine Vorrede vorgesetzet wurde. Er hatte aus Bescheidenheit verlangt, daß sein Nahme verschwiegen werden sollte. Sein Begrif von den Vollkommenheiten durch die sich eine wahre Kritik unterscheiden mus, war so hoch, daß er den Vorwurf einer Eitelkeit besorgte, wenn er es die Welt wissen liesse, daß er sich so frühzeitig in dieses Feld gewaget habe. Unter den kleinen Gedichten die er nachhero herausgegeben, verdienet die poetische Nachricht von dem grösten englischen Poeten, die er dem Heinrich Sacheverell im Jahr 1694 zugeschrieben, eine besondere Anzeige. Er durchgehet die berühmtesten Dichter vom Chaucer bis auf den Dryden und schildert ihren Character mit einer Kunst, die gnugsam beweiset, daß ihm

seine eigene Geschicklichkeit ein Recht gebe, Lob und Tadel nach eigener Einsicht auszutheilen. Im folgenden Jahr schrieb er ein Lobgedicht auf den König William, welches er dem Lordsiegelbewahrer John Somers zu eignete, und sich dadurch die Gunst dieses grossen Mannes erwarb.

Die englischen Lebensbeschreibungen halten sich bey den Ursachen auf, die unsern Addison bewogen haben können, den geistlichen Stand nicht zu erwählen, zu dem er sich nach dem Willen seines Vaters entschlossen zu haben schien, als er sich in Oxford in den Wissenschaften übte. Tickel behauptet, seine Ueberzeugung von der Wichtigkeit des Priesterthums und der Pflichten desselben, und die grosse Bescheidenheit mit welcher er von seinen eigenen Fähigkeiten zu urtheilen gewohnt war, sey die Ursache dieser Veränderung gewesen. Richard Steele, Addisons wahrer Freund, versichert uns, daß sich der Lord Halifax selbst den Vorwurf gemacht, diesen grossen Mann der Kirche entzogen zu haben. Addison ist ein aufrichtiger und beständiger Verehrer der Religion gewesen, und es kan uns gleichgültig seyn, was ihn bewogen habe, die Erwählung des geistlichen Standes zu unterlassen. Ein so grosser Mann hat nicht nöthig, daß man, wie Tickel, die gleichgültigsten Umstände seines Lebens in erkünstelte Lobeserhebungen verwandle.

Addison hatte eine ausserordentliche Lust zu reisen. Sein neuer Gönner der Lordsiegelbewahrer

rer Somers unterſtützte dieſes Vorhaben zur Ehre und zum Nutzen Addiſons, ſeines Vaterlandes, und der ſchönen Wiſſenſchaften. Er verſchafte ihm von der Crone ein Jahrgeld von dreyhundert Pfund Sterling und ſetzte ihn dadurch in den Stand, mit dem Ende des Jahrs 1699 die Reiſe nach Italien anzutreten.

Die Reiſen eines Addiſons muſſten ſich nicht nur von den Reiſen der guten Kinder, die ſich für ihr Geld einige Thorheiten fremder Länder eigen machen, und ſie als Nachahmer übertreffen, ſondern auch von den Bemühungen der meiſten reiſenden Gelehrten ſichtbarlich unterſcheiden. Er war mit den claſſiſchen Schriftſtellern von ſeiner Jugend an ſo bekant, daß ihr Geſchmack der ſeinige geworden war. Er ſahe ſich, wie er uns ſelbſt meldet, ehe er ſeine Reiſe antrat, in dieſen koſtbaren Denkmalen des Alterthums von neuen mit beſonderm Fleiſſe um, und machte ſich daraus die Auszüge, die er auf ſeiner Reiſe mit der Natur und den Ueberbleibſeln der Künſte vergleichen wollte. Mit dieſer Vorbereitung und mit dem Herz eines rechtſchaffenen Britten, der keine Vortheile kennet, die das Glück der Freyheit, in der Religion und im Staat überwiegen könten, unternahm er die Reiſe nach Italien. Hier verglich er die Beſchreibungen der alten Römer, mit der ſich noch ähnlichen Natur und mit der ſtummen Beredſamkeit in den Werken der Kunſt; und dieſe Vergleichung befeſtigte das Urtheil, daß der feine Geſchmack

ſchmack der Alten, darinnen beſtehe, daß ſie aus der Natur, das Schöne zur Nachahmung erwählen, und in der Nachahmung der Natur unveränderlich folgen. Hier aber ſahe er auch unglückliche Einwohner beglückter Gegenden, unter dem mildeſten Himmel, der harten Sklaverey fröhnen, und, umgeben mit den Reichthümern der gütigſten Natur, in Mangel und Elend verſchmachten. Er ſahe das glückliche Land der alten Römer und er ſahe auch wie das Glück zugleich mit der Freyheit ſeinen Einwohnern entflohe. Addiſon mahlte die Empfindungen, mit den ihn dieſe Anblicke erfüllten, in ſeinem groſſen Meiſterſtücke, dem Gedichte, welches er im Jahr 1701 aus Italien dem Lord Halifax zuſchrieb. Der Leſer wird gezwungen dem Dichter in ſeiner Begeiſternng zu folgen und ähnlich zu werden. Er wird mit Entzückung durch alle Schönheiten der Natur und Kunſt hindurch geführt, und voll von ihren Reizungen, mit dem Bilde des Elends übereilet, welches der Mangel der Freyheit über bewunderte Gegenden verbreitet. Er müſte von der Natur geſtraft und edler Empfindungen unwerth ſeyn, wenn er nicht von dem Enthuſiasmus des Dichters hingeriſſen, mit ihm zugleich aus eigenem Gefühl rufen wollte.

Oh Liberty, thou Goddes Heav'nly brigth,
Profuſe of Bliſs, and pregnant with Delight,
Eternal Pleaſures in thy preſence reign
And ſmiling Plenty leads thy wanton Train!

Eas'd

Eas'd of her Load, Subjection grows more light,
And Poverty looks chearful in thy Sight,
Thou mak'st the gloomy face of Nature gay,
Giv'st Beauty to the Sun, and Pleasure to the Day.

„O Freyheit, du himmlisch glänzende Göttin, mit „Glückseligkeit seegnend, und schwanger mit Freu„den! Ewige Vergnügungen regieren da, wo du „gegenwärtig bist, und fröhlich lachenden Ueberfluß „leitet dein spielend Gefolge: Ihrer Bürde erleich„tert, wird selbst die Unterwerfung erträglicher, „und die Armuth sieht deinem Anblick munter „entgegen. Du machst die umwölkte Natur hei„ter und frölich; Du giebst der Sonne die Schön„heit und Freuden dem Tage„

Ein historischer Umstand macht dieses Gedicht dem moralischen Charakter unsers **Addisons** nicht weniger rühmlich als seiner poetischen Kunst. Er widmete es dem **Lord Halifax** zu einer Zeit da ihn die Beschwerden der Gemeinen im Parlament nöthigten sich von den Staatsgeschäften zu entfernen. **Addison** bewies durch dieses Verhalten, daß er seine Dankbarkeit und sein Lob nicht der Macht seines Gönners und der Hofnung von ihm belohnt zu werden zollte.

Bey seiner Zurückkunft schenkte er seinem Vaterlande die Früchte seiner mit so vieler Einsicht und Geschmack gethanen Reise, in dem vortreflichen Buche, welches er unter der sehr bescheidnen Aufschrift

schrift: Anmerkungen über verschiedene Theile von Italien in den Jahren 1701, 1702, 1703 herausgab und dem Beförderer dieser Reise dem Lord John Somers in einer ausserordentlich schönen Zuschrift zueignete. Das Buch ist so schön, und verbindet das nützliche und angenehme so vollkommen, als man es von einem Addison und von der Reise eines Addisons durch das Land der alten Dichter erwarten mus. Liebhaber des guten Geschmacks und der schönen Wissenschaften, können, wie in einer Vorrede der Addisonschen Werke mit Recht gesagt wird, hier das Vergnügen haben, daß sie Anmerkungen über ein altes römisches Gedicht antreffen, die von einem Kenner und Dichter, auf den Hügeln und in den Thälern gesammelt sind, wo jenes geschrieben wurde. Der Tyber und der Po erklären de Verse, die an ihren Ufern gemacht waren, und die Alpen und Appeninen werden zu Auslegern derjenigen Schriftsteller, derer Gegenstände sie vor so vielen Jahrhunderten gewesen.

Der Tod des Königs William verursachte, daß Addison sein Jahrgeld verlohr, und weil seine Gönner ihrer Staatsbedienungen entsetzet wurden, muste er lange Zeit vor sich und ohne Belohnung in der Stille leben, bis ihm, durch einen seltnen Zufall, die Dichtkunst den Weg zu Aemtern öfnete, von denen sie sonst ihre Liebhaber entfernet.

Als im Jahr 1704 der Sieg bey Hochstädt und Blenheim der Gegenstand der allgemeinen

Bewun-

Bewunderung war, klagte der Lordschatzmeister Goldolphin gegen dem Lord Halifax darüber daß die Thaten des Herzogs von Marlborough nicht durch Gedichte, die mit seinen Verdiensten übereinstimmten, verewigt würden. Er versicherte zugleich, daß es ihm angenehm seyn würde, wenn ihm der Lord Halifax als ein bekanter Freund und Beschützer der Dichter, einen Mann vorschlagen wollte, der sich an diesen erhabnen Gegenstand wagen könnte. Halifax antwortete mit empfindlichen Klagen über die Ungerechtigkeit, mit welcher man Leute ohne Verdienste von den öffentlichen Geldern in Pracht und Wollust leben, und dagegen Leute von grossen Fähigkeiten und vieler Bescheidenheit unbemerkt verschmachten liesse. Der Lordschatzmeister fühlte den Vorwurf, und versetzte: es sey ihm leid, daß man Gelegenheit habe, diese Anmerkung zu machen, er wolle aber seine Ehre zum Pfande setzen, daß derjenige, den der Lord Halifax vorschlagen würde, diese Arbeit, ohne Furcht seine Zeit vergeblich anzuwenden, unternehmen könne. Halifax nannte hierauf unsern Addison, verlangte aber, daß der Lordschatzmeister selbst zu ihm schicken sollte. Godolphin versprach dieses und veranlasste den Herrn Boyle, damaligen Canzler bey der Schatzkammer, in seinem Nahmen zu Addison zu gehen, und ihn um Uebernehmung dieser Arbeit zu ersuchen. Boyle that es auf eine so verbindliche Art, daß sich Addison dazu willig finden lies. Der Lordschatzmeister war als er nur den Anfang des Gedichts

gesehen

gesehen hatte, von dem Werth des Dichters und von der Vortreflichkeit seiner Arbeit so eingenommen, daß er ihn sogleich die durch des berühmten Locke's Beförderung zum Lordcommissar der Handlung, erledigte Stelle eines Appellationscommissars ertheilte. Dieser erste Schritt, gab ihm Gelegenheit sich auf einer andern Seite zu zeigen; er bewies, daß er alle Talente besas, die der Dienst des Vaterlandes in öffentlichen Aemtern erfordert; seine Fähigkeit und sein Fleis führte ihn zu höhern Stufen; niemals aber unterlies er die Amtspflichten gegen das Vaterland mit der Liebe der schönen Wissenschaften und des guten Geschmacks zu vereinigen, und einen jeden dieser Triebe dem andern nützlich zu machen.

Als das Gedicht auf den Herzog von Marlborough unter der Aufschrift The Campaign herauskam, wurde es mit einem allgemeinen Beyfall aufgenommen. Es enthält eine kurze Vorstellung der Kriegsthaten im Jahr 1704 und eine ausführliche und sehr poetische Beschreibung der beyden Schlachten bey Schellenberg und Blenheim. Die Welt ist einig, daß der Dichter der Unsterblichkeit so gewis sey, als sein Held.

Im Jahr 1705 begleitete Addison den Lord Halifax nach Hannover, und im folgenden Jahr ward er Unterſekretär bey dem Staatssekretär Carl Hedges; er behielt diese Bedienung als der Graf von Sunderland noch in demsel-

ben

den Jahre dem Herrn Hedges in der Würde eines Staatssekretärs folgte.

Unter den vielen und äusserst wichtigen Beschäftigungen zu denen ihn sein Amt verpflichtete, widmete er den Musen einige ruhige Stunden.

Die Opern waren damals sehr Mode. Bey allen Reizungen der Musik und bey allem Pracht der äussern Vorstellung vermissten Leute von gutem Geschmack, in den Stücken an welchen man Reizung und Pracht verschwendete, die innere Richtigkeit und Schönheit. Addison ließ sich durch Personen vom Stande, die zugleich Kenner des guten Geschmacks und zu etwas mehrern geschickt waren, als Töne und äusserlichen Glanz zu bewundern, bewegen, einen Versuch zu machen, ob es nicht möglich sey, ein Stück zu liefern, welches durch Vereinigung der inneren Richtigkeit und Schönheit mit den sinnlichen Schönheiten der Musik und des Prachts der Vorstellung, den vollkommenen Beyfall der Kenner verdienen könnte. Er verfertigte in dieser Absicht seinen **Rosamond.** Dieses vortrefliche Stück war der Herzogin von Marlborough zugeeignet, und ward von allen Kennern mit Beyfall aufgenommen. Allein das Glück auf dem Schauplatz, vom vornehmen und niedern Pöbel bewundert zu werden, stimmete mit dem Beyfall der Kenner nicht überein. Das Volk fand zu wenig Aehnlichkeit mit den gewohnten Opern, und die Kenner glaubten, es sey für die damalige Operschaubühne zu gut. Es war einem Italiä-

ner, es war einem **Metaſtaſio** vorbehalten, die auf Thorheiten verſchwendete göttliche Kunſt, mit der Vernunft und dem guten Geſchmack auszuſöhnen.

Um dieſe Zeit half Addiſon dem ſinnreichen Richard Steele bey der Ausarbeitung ſeines ſchönen Schauſpiels The tender Husband, **der zärtliche Ehemann**, und verfertigte einen luſtigen **Prologen** zu dieſem Schauſpiel, welches ſein Freund ihm in einer Zuſchrift, die beyden zugleich Ehre macht, zueignete. **Richard Steele** meldet uns ſelbſt (*), daß er bey dieſer Gelegenheit nichts ſo eifrig gewünſchet habe, als mit unſerm Addiſon ein Werk geſellſchaftlich auszuarbeiten, welches den Nahmen eines Denkmahls ihrer Freundſchaft verdienen könnte. Dieſer Wunſch ward durch den Antheil erfüllet, den beyde an den ewigen Werken hatten, die unter den Aufſchriften, der **Schwätzer**, der **Zuſchauer** und der **Aufſeher**, zur Ehre Brittanniens und zum Nutzen der Welt herausgekommen ſind.

Da im Jahr 1709. der Marquis von **Wharton** zum Lordlieutenant in Irrland ernennet wurde, begleitete ihn Addiſon als Sekretär, und die Königin erwies ihm die beſondere Gnadenbezeigung, die Beſoldung, die mit der Stelle eines Aufſehers des Archivs in dieſem Königreich verbunden war, zu vermehren und ſie ihm zu ertheilen. Als

(*) The Spectator. Vol. VII. No. 555.

Als Addiſon in Irrland war, fieng ſein Freund Richard Steele an, die vortrefliche Sittenſchrift The Tatler, der Schwätzer, einzeln herauszugeben, und das erſte Blatt erſchien den 12 April 1709. Die Verbeſſerung des Geſchmacks und der Sitten war der Endzweck des Schwätzers und ſeiner Nachfolger des Zuſchauers und des Aufſehers. Wir würden uns einer Ungerechtigkeit gegen alle Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften ſchuldig machen, wenn wir glauben wollten, es ſey nöthig, uns bey dem Plan und der Einrichtung dieſer unſterblichen Werke aufzuhalten. Es iſt keinem von ihnen erlaubt, dieſe Meiſterſtücke nicht geleſen zu haben, und alſo werden ſie alle wiſſen, daß die Verfaſſer in iedem einen Charakter behaupten, der mit der Aufſchrift übereinſtimmet, und der ſie in dem erſten in der Geſtalt eines wohlerzogenen und liebenswürdigen jungen Schwätzers, in dem zweyten, nach der Art eines aufmerkſamen und nachdenkenden Zuſchauers von reifern Jahren, und in dem dritten, in der Geſtalt eines durch Alter und Erfahrung ehrwürdigen Aufſehers, für den guten Geſchmack und für die guten Sitten reden läſſet. Wir dürfen, ohne uns in eine unnöthige Ausſchweifung einzulaſſen, von dieſen überall bekanten, und mit Recht beliebten Schriften, nichts anführen, ohne das, was den Antheil betrift, den Addiſon, an ihrem Werth und Glück gehabt hat.

Addiſon entdeckte den Verfaſſer des Schwätzers an einer Anmerkung über den Virgil, die er ſeinem Freunde, Richard Steelen, mitgetheilet hat-

te. Dieſe Entdeckung, der Trieb für den Geſchmack und die Sitten zu arbeiten, und die Freundſchaft mit Steelen, die ſchon vorher gemeinſchaftliche Arbeiten geliebet hatte, veranlaſſten den Staatsbedienten und Dichter, an einer Arbeit Theil zu nehmen, die ſelbſt dem Staat, durch den Einflus des guten Geſchmacks und der guten Sitten auf die allgemeine Wohlfart, nützlich werden muſſte. Steele nahm eine ſo gewünſchte Hülfe mit Vergnügen an, und Addiſon lieferte ihm ſo viele Beyträge, daß der erſtre ſich in der Vorrede zu dem vierten Band des Schwätzers, des ſinnreichen Ausdrucks bediente, es ſey ihm bey dieſen Umſtänden ſo ergangen, wie einem in Noth gebrachten Fürſten, der einen mächtigen Nachbar zu ſeiner Hülfe herbey ruft, und durch ſeinen Beyſtand unterdrückt wird. In der That, gab eine in dem Staatsrath, erfolgte Veränderung unſerm Schriftſteller mehr Zeit und Muſſe, an dem Schwätzer, der bis auf den zweyten Jänner 1711 mit groſſem Beyfall fortgeſetzet wurde, zu arbeiten, als er ſelbſt im Anfang geglaubet, oder Steele gehoffet hatte. Man mus es geſtehen, der Reichthum und die Schönheit in der Erfindung und im Ausdruck, unterſcheiden die Addiſonſchen Stücke im Schwätzer ſowohl als in dem Zuſchauer und Aufſeher, auf eine vorzügliche, und ſeinem Ruhm vortheilhafte Art.

Man wird aber auf der andern Seite nicht läugnen können, daß Steele, deſſen eigenen Verdienſten kein Kenner den Beyfall verſagen wird, ſich den Ruhm ſeines Freundes niemals zugeeignet,

ſon-

sondern den Antheil, den Addison an diesen gemeinschaftlichen Arbeiten hatte, auf eine für die Ehre seines Freundes sehr vortheilhafte Art der Welt bekant gemacht hat. Er gieng in dieser Gerechtigkeit so weit, daß als **Tickell** alle Stücke, die sich von **Addison** herschreiben, der grossen Ausgabe seiner Werke einverleiben wollte, und diese in dem Schwätzer durch kein Merkmahl von den übrigen unterschieden waren, Steele sich die Mühe nahm, nicht nur alle Stücke die Addison allein verfertiget hatte, sondern auch alle die, an denen sie gemeinschaftlich gearbeitet hatten, auszuzeichnen. **Tickell** belohnte diese freundschaftliche Gerechtigkeit, mit Anmerkungen, die Addisons Lob auf Steelens Unkosten vergrössern sollten. So giebt es in allen Ländern, mittelmässige und zum bewundern erschaffene Seelen, die ihren Held nicht loben können, ohne andere verdiente Männer zu beleidigen, und die sich auch da wo Stof zu dem grössten Lob vorhanden ist, durch den Charakter niedriger Bewundrer entehren. In den Augen der Kenner ehrt die Freundschaft **eines Steelens** mehr, als die Lobschriften **aller Tickells**.

Bald nach dem Beschlus des Schwätzers, ward der Spectator oder **Zuschauer** angefangen. **Steele** und **Addison** hatten die Einrichtung gemeinschaftlich verabredet, und sorgten auch gemeinschaftlich für die Ausführung. Sie nahmen die Beyträge anderer Gelehrten mit Gefälligkeit an; allein die Aufsicht und Wahl blieb zum Vortheil des Werks in ihren Händen. Das erste Blatt

erſchien am erſten März 1711. und Addiſon lieferte die vortreflichſten Stücke. Wenn man ſich von ihrem vorzüglichen Werth einen Begriff machen will, der alsdenn die Hand des Verfaſſers auch in andern Stücken nicht verkennen läſſet, ſo darf man nur die vollkommene Abhandlung leſen, die er von der Schönheit und dem guten Geſchmack in den Werken des Witzes und der Einbildungskraft, im ſechſten Bande vom 411 bis 421 Stück mitgetheilet hat.

Auſſer den inneren Vorzügen unterſcheiden ſich die Stücke, welche Addiſon verfertiget hat, dadurch, daß ſie insgeſamt am Ende mit einem der vier Buchſtaben, die den Nahmen der Muſe CLIO ausmachen, bezeichnet ſind. Steele eignet ſich in dem 555 Stück, mit welchem er am 6 December 1712 ſeinen Zuſchauer beſchlos, die Auszeichnung, auf eine ſo freundſchaftliche und dem Addiſon ſo rühmliche Art zu, daß Tickell nicht Urſache gehabt hätte, das Gegentheil, auf eine Art, die Steelen beleidigte, zu behaupten, und ihm dadurch das Geſtändnis abzunöthigen, daß Addiſon ſelbſt ihm unwiſſend ſeine Stücke mit den angezeigten Buchſtaben bezeichnet, er aber, da er bey dem Ende des Werks dieſes wahrgenommen, geglaubet habe, es würde ſeinem Freunde vortheilhafter ſeyn, und ihn von dem Vorwurf einer zu eifrigen Sorgfalt für ſeine eigene Ehre befreyen, wenn die Sache ſo vorgeſtellet würde, wie von ihm geſchehen. Steele verſichert uns, daß Addiſon dieſes gebilliget habe, und wie wäre es möglich geweſen, ein Verfahren zu misbilligen, welches von einer zärtlichen Freundſchaft zeuget.

Der

Der Zuſchauer, den Steele und Addiſon beſorget haben, endiget ſich, wie wir angeführet haben, mit dem 555 Stück, welches den ſiebenten Band ſchlieſſet.

Der auſſerordentliche Beyfall, mit welchem dieſe Arbeit aufgenommen worden, und der ſo allgemein wurde, daß oft zwanzig tauſend Stück von dieſen Blättern in einem Tage verkaufet wurden, veranlaſſte einige andere Verfaſſer, eine Fortſetzung des Zuſchauers zu unternehmen, die viel gute Stücke enthält, aber den Theilen, die Steele und Addiſon herausgegeben haben, nicht gleichkomt.

Hingegen beſorgte Steele in den Jahren 1713 und 1714 die dritte der berühmteſten und beſten Sittenſchriften dieſer Art, unter der Aufſchrift The Guardian, der Aufſeher. Addiſon unterſtützte ihn auch bey dieſer Arbeit, und ſeine eigene Stücke ſind auch in dieſer Sammlung vorzüglich ſchön, obgleich nicht ſo häufig, als im Zuſchauer. Sie wurden in dem Engliſchen Druck durch eine am Ende geſetzte Hand unterſchieden. Steele erkläret ſich darüber in der Vorrede, zu Addiſons Ruhm, ohne ihn zu nennen, indem er meldet, alle auf dieſe Art bezeichnete Stücke wären von einem Manne geſchrieben, der ſich die Welt bereits durch Werke verbindlich gemacht habe, die viel zu erhaben wären, als daß der Ruhm ihres Verfaſſers durch dergleichen flüchtige und gelegenheitliche Arbeiten einen Zuſatz erhalten könne.

Nachhero hat er zwey Stücke, in dem Lover oder Liebhaber, verfertiget, nämlich das 10te

ſchrift: **Anmerkungen über verſchiedene Theile von Italien in den Jahren 1701, 1702, 1703** herausgab und dem Beförderer dieſer Reiſe dem **Lord John Somers** in einer auſſerordentlich ſchönen Zuſchrift zueignete. Das Buch iſt ſo ſchön, und verbindet das nützliche und angenehme ſo vollkommen, als man es von einem **Addiſon** und von der Reiſe eines **Addiſons** durch das Land der alten Dichter erwarten mus. Liebhaber des guten Geſchmacks und der ſchönen Wiſſenſchaften, können, wie in einer Vorrede der Addiſonſchen Werke mit Recht geſagt wird, hier das Vergnügen haben, daß ſie Anmerkungen über ein altes römiſches Gedicht antreffen, die von einem Kenner und Dichter, auf den Hügeln und in den Thälern geſammelt ſind, wo jenes geſchrieben wurde. Der Tyber und der Po erklären de Verſe, die an ihren Ufern gemacht waren, und die Alpen und Appeninen werden zu Auslegern derjenigen Schriftſteller, derer Gegenſtände ſie vor ſo vielen Jahrhunderten geweſen.

Der Tod des Königs William verurſachte, daß **Addiſon** ſein Jahrgeld verlohr, und weil ſeine Gönner ihrer Staatsbedienungen entſetzet wurden, muſte er lange Zeit vor ſich und ohne Belohnung in der Stille leben, bis ihm, durch einen ſeltnen Zufall, die Dichtkunſt den Weg zu Aemtern öfnete, von denen ſie ſonſt ihre Liebhaber entfernet.

Als im Jahr 1704 der Sieg bey Hochſtädt und Blenheim der Gegenſtand der allgemeinen

Bewun-

Bewunderung war, klagte der Lordschatzmeister Goldolphin gegen dem Lord Halifax darüber daß die Thaten des Herzogs von Marlborough nicht durch Gedichte, die mit seinen Verdiensten übereinstimmten, verewigt würden. Er versicherte zugleich, daß es ihm angenehm seyn würde, wenn ihm der Lord Halifax als ein bekanter Freund und Beschützer der Dichter, einen Mann vorschlagen wollte, der sich an diesen erhabnen Gegenstand wagen könnte. Halifax antwortete mit empfindlichen Klagen über die Ungerechtigkeit, mit welcher man Leute ohne Verdienste von den öffentlichen Geldern in Pracht und Wollust leben, und dagegen Leute von grossen Fähigkeiten und vieler Bescheidenheit unbemerkt verschmachten liesse. Der Lordschatzmeister fühlte den Vorwurf, und versetzte: es sey ihm leid, daß man Gelegenheit habe, diese Anmerkung zu machen, er wolle aber seine Ehre zum Pfande setzen, daß derjenige, den der Lord Halifax vorschlagen würde, diese Arbeit, ohne Furcht seine Zeit vergeblich anzuwenden, unternehmen könne. Halifax nannte hierauf unsern Addison, verlangte aber, daß der Lordschatzmeister selbst zu ihm schicken sollte. Godolphin versprach dieses und veranlasste den Herrn Boyle, damaligen Canzler bey der Schatzkammer, in seinem Nahmen zu Addison zu gehen, und ihn um Uebernehmung dieser Arbeit zu ersuchen. Boyle that es auf eine so verbindliche Art, daß sich Addison dazu willig finden lies. Der Lordschatzmeister war als er nur den Anfang des Gedichts

gesehen

Die Parteyen der Whigs und Tories theilsten die Nation, und beyde vereinigten sich, in dem Beyfall bey dem selbst der Neid verstummen muste, beyde suchten diesen ausserordentlichen Beyfall der Sache ihrer Parthey dienstbar zu machen. Das häufige und strenge Händeklatschen der Whigs auf der einen Seite, wurde von einem verstärkten Echo der Tories auf der andern Seite beantwortet. Der Lord **Bolingbroke** ein eifriger Tories, schickte in der Zwischenzeit zweyer Handlungen, dem **Booth**, welcher den Cato vorstellete, ein Geschenk von funfzig Guineen, und zwar, wie er sich ausdrückte, dafür, daß er die Sache der Freyheit, gegen einen beständigen Dictator so gut vertheidigte. Die Whigs wollten sich hierinn nichts zuvorthun lassen, und machten diesem Cato in aller Eil gleichfals ein Geschenk, zur Dankbarkeit für die so gut vertheidigte Sache der Freyheit. Der Beyfall, der die theatralische Vorstellung begleitet hatte, wurde, bey der Bekanntmachung durch den Druck, nicht vermindert. Man las es mit der Bewunderung, mit der Entzückung, mit dem Enthusiasmus mit dem man es angesehen hatte.

Das grösste Verdienst von einem allgemeinen Beyfall unterstützet, verdammte die Angriffe wenniger Feinde, eines erbitterten Dennis, und anderer ganz unberühmten Nahmen, zur Verachtung und Vergessenheit. Auswärtige Nationen, besonders Frankreich, Italien und Deutschland, liessen diesem Wunderwerk des englischen Theaters die Gerechtigkeit wiederfahren, die es verdiente, und

waren

waren gleich ihre Ueberſetzungen von der Stärke und Schönheit des unnachahmlichen Originals entfernet, ſo war es doch unmöglich, dem nicht zu unterdrückenden Geiſte des Urhebers, auch bey dem ſchwächern Ausdruck der Ueberſetzer, die Bewunderung zu verſagen.

Die Königin Anna bezeugte ein Verlangen durch einer Zuſchrift, dieſes von der ganzen Nation verehrten Stücks ſich geehrt zu ſehen. Addiſon hatte eine durch den Werth des Stücks und die beſondern Umſtände ſo ſchätzbar gewordene Zueignung jemand anders zugedacht: Und er ließ um weder ſeine Pflicht zu übertreten, noch ſeine Ehre dem Vorwurf eines aus Schmeicheley und niedrigen Abſichten geänderten Vorſatzes, auszuſetzen, ſeinen Cato ohne Zuſchrift an das Licht treten.

Der einzige Fehler, den man dieſem vortreflichen Stücke vorwerfen kan, iſt vielleicht dieſer, daß der Verfaſſer nicht Herz genug gehabt hat, ein Trauerſpiel ohne Liebe auf das Theater zu bringen; man mus aber zugleich geſtehen, daß, wenn es gleich der erhabenen Würde eines ſo groſſen Trauerſpiels gemäſſer geweſen ſeyn würde, den Fortgang von edler Furcht und Schrecken, durch keine verliebte Auftritte zu unterbrechen, dennoch die Liebe auf keine edlere Art in die erhabenen Handlungen eines Trauerſpiels eingeflochten werden kan, als es in dieſem geſchehen. Marcia iſt werth Catos Tochter zu ſeyn, Juba verdienet ihre Liebe, und Lucia ihre Freundſchaft. Und doch wäre es beſſer, wenn Cato in ſeiner melancholiſchen Verzweiflung

mit der sterbenden Freyheit stürbe, ohne in dem lezten Auftritte alles zu verheirathen, was heirathen kan. So, wie Pope, in seinem Prolog die grösste Schönheit des Stücks, die patriotische Liebe der Freyheit in ihrem vollen Lichte und ganzer Stärke darstellet, und dadurch den Zuschauer zu den erhabensten Scenen auf die würdigste Art zubereitet; so sehr fühlet man bey D. Garths Nachrede, welche die Jungfer Pacter hersagen müssen, daß die geführte Seele, nicht ohne Widerwillen, von dem erhabensten melancholischen Schmerz, auf Liebeshändel gelenket worde. Popens Vorredner lässt uns die ganze Schönheit des Stücks fühlen, und D. Garths Epilog zwingt uns, den einzigen Fehler, den wir in dem Stücke selbst unter gröſſern Schönheiten übersehen, mit Verdrus wahrzunehmen.

Das Glück, welches Addisons Cato hatte, und wirklich verdiente, veranlasste ihn an ein neues Trauerspiel zu denken, welches den Tod des Sokrates auf die Bühne bringen sollte. Allein seine erfolgte Beförderungen und Arbeiten anderer Art, haben die Erfüllung dieses Vorsatzes sowol, als das Wahrhaben, sich durch ein englisches Wörterbuch, um die Reinigkeit, Schönheit und Vollkommenheit der Sprache seines Vaterlands verdient zu machen, unterbrochen.

Nach dem Tode der Königin Anna, ernannten ihn die Lordsoberrichter zu ihrem Secretär, und einige Zeit darnach gieng er mit dem Lord-Lieutenant von Irrland, dem Grafen von Sunderland, zum zweytenmal als Secretär in dieses

Kö-

Königreich. Er blieb nicht lange in dieser Bedienung, weil der Graf von Sunderland in kurzer Zeit seiner Würde entsetzet wurde, er aber bald darauf eine ansehnliche und dem Vaterlande nützliche Stelle, als einer der Lordcommissars über die Handlung erhielt.

Als im Jahr 1715 die Rebellion in Schottland ausbrach, und die Parthey des Prätendenten durch die misvergnügten Tories in beyden Königreichen verstärket ward, übernahm Addison die Arbeit, seinen Landsleuten die Vortheile einer Regierung sichtbar zu machen, bey welcher die Freyheit der Unterthanen keine Unterdrückung zu besorgen hat. Die Liebe zu einzelnen Blättern, die in der Gestalt des Zuschauers erschienen, veranlasste ihn, eine ihm ähnliche politische Schrift in dieser Absicht heraus zu geben. Dieses geschahe unter der Aufschrift: The Freeholder, der **Freylehnsbesitzer**, weil er vornehmlich alle, die in England Lahngüther besassen, überführen wollte, wie sehr es ihrem eigenen Nutzen gemäs sey, eine Regierung zu lieben, deren gemässigte Grundsätze die Freyheit der Unterthanen sicher stellten, und ihnen den ruhigen Besitz und Genus ihres Eigenthums, gewährten. Er führte dis Vorhaben mit dem ihm eigenen Reichthum an gesundem Witz und gründlichen Einsichten, und mit der Sorgfalt für die Richtigkeit und Schönheit des Ausdrucks, aus, die alle seine Ausarbeitungen unterscheidet. Das erste Stück erschien am 23sten September 1715, und das 55ste machte am 29sten Junii 1716 den Beschlus.

schlus. Seine Arbeit fand nicht nur den gewohnten und verdienten Beyfall, sondern sie hatte auch den Nutzen, die Gemüther, in denen durch die gewöhnlichen und häufigen Schriften der politischen Partheyen der Geist des Streits und der Unruhe in Bewegung gesezt wurde, zu einer gemässigtern Denkungsart zu gewöhnen, und auf die Vortheile einer Regierung, deren Grundsätze sich mit der Freyheit der Unterthanen vereinigen liessen, aufmerksamer zu machen. Wenn diese besondere Absichten ausserhalb Engelland nicht auf gleiche Art statt finden; so bleibt dennoch der allgemeine Inhalt allen Völkern nützlich, und die schöne Ausführung allen Kennern angenehm; und es ist wirklich eine französische Uebersetzung des Free-holder's mit Beyfall aufgenommen, und mit Vergnügen gelesen worden.

Die Regierung wurde durch den Innhalt und Nutzen des Free-holders von neuen auf Addisons dem Staate nützliche Verdienste aufmerksam, und König **George der erste**, ernennte ihn im April des Jahrs 1717 zum Staatssecretär. Diese erhabene Stelle war ihm schon vorher zugedacht gewesen, und sie würde mehr ein Vortheil für die Nation, als eine persönliche Belohnung gewesen seyn, wenn die schwächliche Gesundheit den verdienstvollen Addison nicht genöthiget hätte, sich diesem wichtigen Posten sobald zu entziehen, als er besorgte, die öffentlichen Geschäfte möchten darunter leiden.

Als er die Erledigung von Geschäften und von einer Arbeit, die ihn mehr zerstreute, als seine

ſchwächliche Geſundheit verſtärken wollte, erlangt hatte, ſchienen ſich ſeine Umſtände bey dem Genuß einer rühmlichen Ruhe zu beſſern, und verſprachen ſeinen Freunden, der Nation und der Welt, den längern Beſitz eines Mannes, der nicht nur ſeinem Volk, ſondern ſeinem ganzen Zeitalter zur Zierde gereichte.

In dieſen ruhigen Tagen wendete er ſich zu der Ausarbeitung eines Werks, welches er zur Vertheidigung der chriſtl. Religion beſtimmet, u. ſchon lange vorher angefangen hatte. Allein die Hofnung der Beſſerung verſchwand und dieſe Arbeit, von welcher die fertigen Abſchnitte vortreflich ſind, ward durch den Tod dieſes groſſen Mannes unterbrochen, welcher am 17 Jun. 1719, im 45 Jahre ſeines Alters erfolgte, und unter andern wichtigen Werken, die die Welt von dieſem groſſen Manne erwarten konte, auch das Vorhaben einer poetiſchen Umſchreibung der Pſalmen Davids, vernichtete.

Er hinterlies eine einzige Tochter, die er mit der Gräfin von Warwick, mit der er ſich im Jahr 1716 vermählte, erzeuget hatte.

Die Veranſtaltung einer vollſtändigen Ausgabe ſeiner Werke überlies er Tickelln, dem er zugleich eine Zueignungsſchrift an den Staatsſekretär Jac. Cragge, die er nicht lange vor ſeinem Tode am 4 Jun. 1719 unterzeichnet hatte, zuſtellte. Tickell beſorgte eine Sammlung aller Addiſonſchen Werke in Quart, in welcher, auſſer den erzählten, noch einige bey verſchiedenen Gelegenheiten geſchriebene Gedichte, eine poetiſche Ueberſetzung einiger Fabeln aus den Verwandlungen des Ovids, und der vortreflichen Horaziſchen Ode: Iuſtum & tenacem propoſiti virum &c. die Abhandlung von dem Nutzen der alten Schaumünzen, und einige politiſche Blätter erſchienen.

Den Stof zu der Abhandlung von dem Nutzen der alten Schaumünzen, hatte er auf ſeiner Reiſe geſammelt und bereits 1702, als er zu Wien war, in Ordnung zu bringen angefangen. Sie kam aber erſt nach ſeinem Tode

an

das Licht, und enthält eine Erläuterung der alten Dichter aus alten Münzen, die sich durch den Addisonschen Geschmack, von andern Schriften dieser Art so sehr unterscheidet, als die Addisonsche Recensirmethode, von den besten Büchern, die man unter dieser Aufschrift zu lesen gewohnt ist.

Die kleinen politischen Abhandlungen sind: The [illegible] for the Year, 1707 in Rom. 1707 ohne Nahmen herausgekommen war, The Whig-Examiner, ein Wochenblatt von sechs, die im Sept. und Octob. 1710 die Widersinnische [illegible] Examiner's [illegible] wurden, und The true Tryal and Conviction of Dr. Henry Sacheverell, worin die Absichten der Tories in Anse- hung der Französischen Landung bey im Jahr 1713 [illegible] Alle haben die Absicht die [illegible] der Nationalfreyheit und [illegible] gegen die heftigen To-

[illegible] Blätter, die unter der Aufschrift: [illegible] und No. 2. in dem lezten [illegible] heraus kamen, sind seinen [illegible] Sie waren zur Ver- [illegible] nach welcher anstatt [illegible] Personen der Pairs von Großbrittannien säßen, [illegible] den Engli- [illegible] Pairs gesetzet, und daben aber die Pairschaft [illegible] dabey aber die Krone keine [illegible] als wenn die Familien ausstür- [illegible] in verschiedenen Schriften, und [illegible] Steele, ohne sich zu nen- [illegible] The Plebeian herausgab, stark [illegible] igte sie unter dem Namen des [illegible] waren sinnreich und lustig, [illegible] nd geschrieben, und der Ver- [illegible] cht geschonet. Dieser heftigen [illegible] ward die Pairsbill im Par- [illegible] lamens

lament nach Addiſons Tode, den 7 Oct. 1719 von 269 Stimmen gegen 177 verworfen; und dieſer ſchlechte Erfolg iſt vielleicht die Urſache, daß die angezeigten Blätter in Addiſons Werken ausgelaſſen worden.

In der erſten Ausgabe der geſammelten Werke hatte Tickell, das bekannte Luſtſpiel The Drummer, das Geſpenſt mit der Trommel, ausgelaſſen, welches Richard Steele zuerſt, ohne den Verfaſſer zu nennen, herausgegeben hatte. Es erhielt bey der erſten Aufführung keinen Beyfall. Addiſon fand ſich dadurch beleidiget, und man glaubet, daß ſeine allzuzärtliche Aufmerkſamkeit auf ſeinen Ruhm bey dieſer Gelegenheit die Kaltſinnigkeit gegen ſeinen verdienſtvollen und aufrichtigen Freund Steelen veranlaſſet habe, weil er geglaubet, daß Steele durch eine mehrere Sorgfalt für die erſte Aufführung dem Stücke eine beſſere Aufnahme hätte verſchaffen können. Der Erfolg hat die Ungerechtigkeit dieſer Vermuthung bewieſen, weil die erſte Aufführung ſehr gut war, und eine nochmalige viel ſchlechtere Vorſtellung, da man wuſte, daß Addiſon der Verfaſſer war, einen völligen Beyfall erhielt. Das Stück iſt nicht ohne Fehler, aber wirklich ſchön, und man hat Recht gehabt, es den nachherigen Ausgaben der Addiſonſchen Werke einzuverleiben.

Man ſchreibet unſerm Addiſon auſſer dieſen, eine lateiniſche Abhandlung von den berühmteſten Dichtern der Römer, die um das Jahr 1692 geſchrieben ſeyn ſoll, und eine Engliſche Ausarbeitung von der ältern und neuern Gelehrſamkeit zu, die aus einer Handſchrift, ſo ſich unter den Papieren des Lord Somers gefunden, im Jahr 1789 gedruckt worden. Keine von beyden findet ſich in den Sammlungen ſeiner Werke, und wenn er der Verfaſſer ſeyn ſollte, ſo ſind es Jugendarbeiten, die er in reifern Jahren keiner weitern Aufmerkſamkeit zu würdigen für gut befunden. Uebrigens mus man von unſerm Joſeph Addiſon, den Johann Addiſon unterſcheiden, von dem lange nach des erſten Tode eine Engliſche Ueberſetzung der Gedichte des Anakreons und der Sappho heraus,

ausgegeben und nicht ohne Beyfall aufgenommen worden.

Wir würden, nachdem wir ſo vieles von Joſeph Addiſons Lobe geſagt haben, uns einer Partheylichkeit ſchuldig machen, wenn wir von ſeinen Fehlern ganz ſchweigen wollten. Addiſon hatte einen durchdringenden Verſtand, einen geſunden und lebhaften Witz, einen guten und feinen Geſchmack, eine gründliche und wohl geordnete Gelehrſamkeit. Er war ein aufrichtiger Verehrer der Religion und Tugend, ein rechtſchaffener Patriot, ein uneigennütziger Freund. Er war aber nicht von allen Fehlern frey, und ſein gröſſer Fehler beſtand in einer übertriebenen Zärtlichkeit für ſeinen Ruhm und in einer Begierde zur Herrſchaft unter den groſſen Geiſtern ſeines Zeitalters. Dieſes machte ihn gegen Freunde, die er als Nebenbuhler des Ruhms anſahe, oft kaltſinnig, und gegen ſchmeichelnde Bewundrer günſtiger, als es einem ſo groſſen und über gemeine Gelehrte erhabenen Manne anſtändig war. Pope hat ihm dieſe Fehler auf eine ſehr empfindliche Art vorgeworfen. Richard Steele aber hat ſie mit einer ruhmwürdigen Gelaſſenheit überſehen. Es bleiben allemal Fehler, ſie können aber an einem Manne, wie Addiſon, leichter überſehen werden, da ſo oft Leute, die von ſeinen Tugenden und Verdienſten weit entfernet ſind, ihn in dieſen Fehlern unendlich übertreffen.

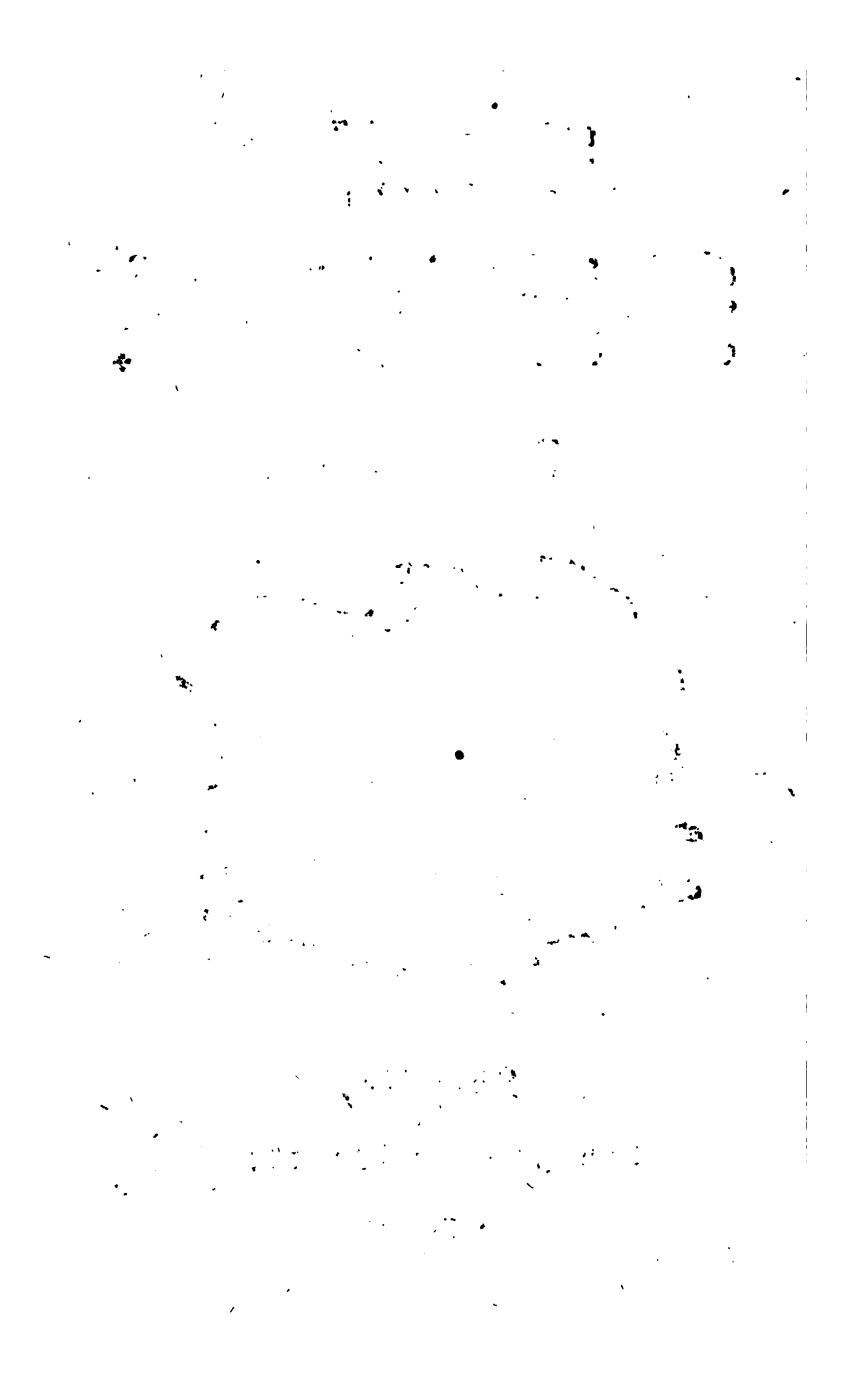
Inhalt.

I. A Syſtem of moral Philoſophy by D. *Francis Hutcheſon.*
II. Aſtronomy by *Roger Long.*
III. Miſcellanies in verſe and proſe by *Mary Jones.*
IV. Remarks on eccleſtical hiſtory, by *John Jortin.*
V. The lives of the Poets of Great Britain and Ireland by *Cibber.*
VI. Nachricht von Joſeph Addiſons Leben und Schriften.

Brittiſche Bibliothek.

Zweytes Stück.

Leipzig,
bey Johann Wendler.
1756.



I.

The present State of the Arts in England. By M. *Rouquet*, Member of the Royal Academy of Painting and sculpture; who resided thirty years in this Kingdom. *London*, printed for Nourse 1755. in 8. 9 Bogen.

Gelehrsamkeit und tiefe Einsichten hat man den Engländern nie abgestritten; allein an Witz und Geschmack will ihnen mehr als ein Volk überlegen seyn. Man läßt sie willig in der und jener Wissenschaft glänzen; in den Künsten aber überhaupt, fehlt es nicht viel, daß man ihnen nicht eine von den niedrigsten Stufen anweiset. Die Ursache dieses verschiedenen Rangs hat man in ihrem Genie, in ihrer alles überwiegenden Liebe zur Handlung, und der aus beyden fliessenden Verfassung ihres Staats, finden wollen.

So viel wahres nun auch in diesem allgemeinen Urtheile ist, so ist es doch gewis, daß man nicht selten zu weit damit gegangen. Manchem englischen Künstler ist blos deswegen nicht Gerechtigkeit genug erwiesen worden, weil man wider die englischen Künstler überhaupt eingenommen war. Und nur noch vor wenig Jahren hat sich der Abt **le Blanc**, in seinen **Briefen über die Engländer**, einer Menge solcher betrüglichen Beur-

mit der sterbenden Freyheit stürbe, ohne in dem lezten Auftritte alles zu verheirathen, was heirathen kan. So, wie Pope, in seinem Prolog die gröſſte Schönheit des Stücks, die patriotische Liebe der Freyheit in ihrem vollen Lichte und ganzer Stärke darstellet, und dadurch den Zuschauer zu den erhabensten Scenen auf die würdigste Art zubereitet; so sehr fühlet man bey D. Garths Nachrede, welche die Jungfer Pacter hersagen müssen, daß die geführte Seele, nicht ohne Widerwillen, von dem erhabensten melancholischen Schmerz, auf Liebeshändel gelenket werde. Popens Vorredner läſſt uns die ganze Schönheit des Stücks fühlen, und D. Garths Epilog zwingt uns, den einzigen Fehler, den wir in dem Stücke selbst unter gröſſern Schönheiten übersehen, mit Verdruß wahrzunehmen.

Das Glück, welches Addisons Cato hatte, und wirklich verdiente, veranlaſſte ihn an ein neues Trauerspiel zu denken, welches den Tod des Sokrates auf die Bühne bringen sollte. Allein seine erfolgte Beförderungen und Arbeiten anderer Art, haben die Erfüllung dieſes Vorsatzes sowol, als das Vorhaben, sich durch ein englisches Wörterbuch, um die Reinigkeit, Schönheit und Vollkommenheit der Sprache seines Vaterlands verdient zu machen, unterbrochen.

Nach dem Tode der Königin Anna, ernannten ihn die Lordsoberrichter zu ihrem Secretär, und einige Zeit darnach gieng er mit dem Lord-Lieutenante von Irrland, dem Grafen von Sunderland, zum zweytenmal als Secretär in dieſes

Kö-

Königreich. Er blieb nicht lange in dieser Bedienung, weil der Graf von Sunderland in kurzer Zeit seiner Würde entsetzet wurde, er aber bald darauf eine ansehnliche und dem Vaterlande nützliche Stelle, als einer der Lordcommissars über die Handlung erhielt.

Als im Jahr 1715 die Rebellion in Schottland ausbrach, und die Parthey des Prätendenten durch die misvergnügten Tories in beyden Königreichen verstärket ward, übernahm Addison die Arbeit, seinen Landsleuten die Vortheile einer Regierung sichtbar zu machen, bey welcher die Freyheit der Unterthanen keine Unterdrückung zu besorgen hat. Die Liebe zu einzelnen Blättern, die in der Gestalt des Zuschauers erschienen, veranlasste ihn, eine ihm ähnliche politische Schrift in dieser Absicht heraus zu geben. Dieses geschahe unter der Aufschrift: The Freeholder, der Freylehnsbesitzer, weil er vornehmlich alle, die in England Landgüther besassen, überführen wollte, wie sehr es ihrem eigenen Nutzen gemäs sey, eine Regierung zu lieben, deren gemässigte Grundsätze die Freyheit der Unterthanen sicher stellten, und ihnen den ruhigen Besitz und Genus ihres Eigenthums, gewährten. Er führte dis Vorhaben mit dem ihm eigenen Reichthum an gesundem Witz und gründlichen Einsichten, und mit der Sorgfalt für die Richtigkeit und Schönheit des Ausdrucks, aus, die alle seine Ausarbeitungen unterscheidet. Das erste Stück erschien am 23sten September 1715, und das 55ste machte am 29sten Junii 1716 den Beschlus.

ſchluß. Seine Arbeit fand nicht nur den gewohnten und verdienten Beyfall, ſondern ſie hatte auch den Nutzen, die Gemüther, in denen durch die gewöhnlichen und häufigen Schriften der politiſchen Partheyen der Geiſt des Streits und der Unruhe in Bewegung geſezt wurde, zu einer gemäſſigtern Denkungsart zu gewöhnen, und auf die Vortheile einer Regierung, deren Grundſätze ſich mit der Freyheit der Unterthanen vereinigen lieſſen, aufmerkſamer zu machen. Wenn dieſe beſondere Abſichten auſſerhalb Engelland nicht auf gleiche Art ſtatt finden: ſo bleibt dennoch der allgemeine Innhalt allen Völkern nützlich, und die ſchöne Ausführung allen Kennern angenehm; und es iſt wirklich eine franzöſiſche Ueberſetzung des Free-holder's mit Beyfall aufgenommen, und mit Vergnügen geleſen worden.

Die Regierung wurde durch den Innhalt und Nutzen des Free-holders von neuen auf Addiſons dem Staate nützliche Verdienſte aufmerkſam, und König **George der erſte**, ernennte ihn im April des Jahrs 1717 zum Staatsſecretär. Dieſe erhabene Stelle war ihm ſchon vorher zugedacht geweſen, und ſie würde mehr ein Vortheil für die Nation, als eine perſönliche Belohnung geweſen ſeyn, wenn die ſchwächliche Geſundheit den verdienſtvollen Addiſon nicht genöthiget hätte, ſich dieſem wichtigen Poſten ſobald zu entziehen, als er beſorgte, die öffentlichen Geſchäfte möchten darunter leiden.

Als er die Erledigung von Geſchäften und von einer Arbeit, die ihn mehr zerſtreute, als ſeine

ſchwäch-

ſchwächliche Geſundheit verſtatten wollte, erlanget hatte, ſchienen ſich ſeine Umſtände bey dem Genuß einer rühmlichen Ruhe zu beſſern, und verſprachen ſeinen Freunden, der Nation und der Welt, den längern Beſitz eines Mannes, der nicht nur ſeinem Volk, ſondern ſeinem ganzen Zeitalter zur Zierde gereichte.

In dieſen ruhigen Tagen wendete er ſich zu der Ausarbeitung eines Werks, welches er zur Vertheidigung der chriſtl. Religion beſtimmet, u. ſchon lange vorher angefangen hatte. Allein die Hofnung der Beſſerung verſchwand und dieſe Arbeit, von welcher die fertigen Abſchnitte vortreflich ſind, ward durch den Tod dieſes groſſen Mannes unterbrochen, welcher am 17 Jun. 1719, im 45 Jahre ſeines Alters erfolgte, und unter andern wichtigen Werken, die die Welt von dieſem groſſen Manne erwarten konte, auch das Vorhaben einer poetiſchen Umſchreibung der Pſalmen Davids, vernichtete.

Er hinterlies eine einzige Tochter, die er mit der Gräfin von Warwick, mit der er ſich im Jahr 1716 vermählte, erzeuget hatte.

Die Veranſtaltung einer vollſtändigen Ausgabe ſeiner Werke überlies er Tickelln, dem er zugleich eine Zueignungsſchrift an den Staatsſekretär Jac. Cragge, die er nicht lange vor ſeinem Tode am 4 Jun. 1719 unterzeichnet hatte, zuſtellte. Tickell beſorgte eine Sammlung aller Addiſonſchen Werke in Quart, in welcher, auſſer den erzählten, noch einige bey verſchiedenen Gelegenheiten geſchriebene Gedichte, eine poetiſche Ueberſetzung einiger Fabeln aus den Verwandlungen des Ovids, und der vortreflichen Horaziſchen Ode: Iuſtum & tenacem propoſiti virum &c. die Abhandlung von dem Nutzen der alten Schaumünzen, und einige politiſche Blätter erſchienen.

Den Stof zu der Abhandlung von dem Nutzen der alten Schaumünzen, hatte er auf ſeiner Reiſe geſammelt und bereits 1702, als er zu Wien war, in Ordnung zu bringen angefangen. Sie kam aber erſt nach ſeinem Tode

an

erschien am ersten März 1711. und Addison lieferte die vortreflichsten Stücke. Wenn man sich von ihrem vorzüglichen Werth einen Begriff machen will, der alsdenn die Hand des Verfassers auch in andern Stücken nicht verkennen lässet, so darf man nur die vollkommene Abhandlung lesen, die er von der Schönheit und dem guten Geschmack in den Werken des Witzes und der Einbildungskraft, im sechsten Bande vom 411 bis 421 Stück mitgetheilet hat.

Ausser den inneren Vorzügen unterscheiden sich die Stücke, welche Addison verfertiget hat, dadurch, daß sie insgesamt am Ende mit einem der vier Buchstaben, die den Nahmen der Muse CLIO ausmachen, bezeichnet sind. Steele eignet sich in dem 555 Stück, mit welchem er am 6 December 1712 seinen Zuschauer beschlos, die Auszeichnung, auf eine so freundschaftliche und dem Addison so rühmliche Art zu, daß Tickell nicht Ursache gehabt hätte, das Gegentheil, auf eine Art, die Steelen beleidigte, zu behaupten, und ihm dadurch das Geständnis abzunöthigen, daß Addison selbst ihm unwissend seine Stücke mit den angezeigten Buchstaben bezeichnet, er aber, da er bey dem Ende des Werks dieses wahrgenommen, geglaubet habe, es würde seinem Freunde vortheilhafter seyn, und ihn von dem Vorwurf einer zu eifrigen Sorgfalt für seine eigene Ehre befreyen, wenn die Sache so vorgestellet würde, wie von ihm geschehen. Steele versichert uns, daß Addison dieses gebilliget habe, und wie wäre es möglich gewesen, ein Verfahren zu misbilligen, welches von einer zärtlichen Freundschaft zeuget.

Der

Der Zuſchauer, den Steele und Addiſon beſorget haben, endiget ſich, wie wir angeführet haben, mit dem 555 Stück, welches den ſiebenten Band ſchlieſſet.

Der auſſerordentliche Beyfall, mit welchem dieſe Arbeit aufgenommen worden, und der ſo allgemein wurde, daß oft zwanzig tauſend Stück von dieſen Blättern in einem Tage verkaufet wurden, veranlaſſte einige andere Verfaſſer, eine Fortſetzung des Zuſchauers zu unternehmen, die viel gute Stücke enthält, aber den Theilen, die Steele und Addiſon herausgegeben haben, nicht gleichkomt.

Hingegen beſorgte Steele in den Jahren 1713 und 1714 die dritte der berühmteſten und beſten Sittenſchriften dieſer Art, unter der Aufſchrift The Guardian, der Aufſeher. Addiſon unterſtützte ihn auch bey dieſer Arbeit, und ſeine eigene Stücke ſind auch in dieſer Sammlung vorzüglich ſchön, obgleich nicht ſo häufig, als im Zuſchauer. Sie wurden in dem Engliſchen Druck durch eine am Ende geſetzte Hand unterſchieden. Steele erkläret ſich darüber in der Vorrede, zu Addiſons Ruhm, ohne ihn zu nennen, indem er meldet, alle auf dieſe Art bezeichnete Stücke wären von einem Manne geſchrieben, der ſich die Welt bereits durch Werke verbindlich gemacht habe, die viel zu erhaben wären, als daß der Ruhm ihres Verfaſſers durch dergleichen flüchtige und gelegenheitliche Arbeiten einen Zuſatz erhalten könne.

Nachhero hat er zwey Stücke, in dem Lover oder Liebhaber, verfertiget, nämlich das 10te

und 39te, die so beschaffen sind, wie man sie von ihm erwarten kan. Immittelst ist es unstreitig, daß er an keiner dieser Schriften mit mehrerm Fleisse und mit grösserm Nutzen Antheil genommen, als an dem Zuschauer. Die Ausbreitung des guten Geschmacks und einer mehrern Regelmässigkeit, die in Engelland gemeiner geworden, seit dem man diese vortrefliche Blätter gelesen, ist eine Folge der richtigen und feinen Kritik, die sonderlich in Addisons Ausarbeitungen herrschet. Die Beurtheilung des Verlohrnen Paradieses, die einen grossen Theil derselben ausmachet, hat die Nation mit den fast unbemerkt gebliebenen Schönheiten ihres Dichters bekant gemacht, und Dichter gebildet, die vielleicht weniger Reichthümer der Einbildungskraft aber auch weniger Ausschweifungen entdecken, als der vorhero vergessene und nachdem angebetete Milton.

Im Jahr 1713. erschien sein **Cato**, ein Stück, welches der englischen Schaubühne Ehre macht, und unter den Meisterstücken der theatralischen Dichtkunst, eine der ersten Stellen verdienet. Schon in seiner Jugend hatte sich Addison vorgenommen, ein Trauerspiel von diesem Innhalt zu schreiben. Auf seinen Reisen, wurden wirklich vier Aufzüge ausgearbeitet. Nach seiner Zurückkunft hat er es von neuem vorgenommen, und daran gebessert, ohne jedoch den Vorsatz zu haben, es auf die Schaubühne zu bringen, bis ihn endlich einige Freunde, die der Kunst des Verfassers einen ausgebreiteten Beyfall versprachen, und hoften, daß

dieser

dieſer Beyfall, der Sache der Freyheit vortheilhaft ſeyn würde, dahin vermochten, es zu vollenden, und die öffentliche Vorſtellung zu verſtatten. In der That konte nichts geſchickter ſeyn, die Herzen der Zuſchauer, mit dem Haß der Sklaverey und der Unterdrückung, zu erfüllen, und eine jede Brittiſche Bruſt mit edlem Eifer für Recht und Freyheit zu beleben, als der Charakter eines Cato, in einem Trauerſpiel von Addiſon.

Dieſer groſſe Mann erwartete das Schickſal der erſten Aufführung mit auſſerordentlicher Angſt. Er wagte es nicht, bey der Vorſtellung gegenwärtig zu ſeyn, ſondern lies ſich durch eine dazu abgeſchickte Perſon von Zeit, zu Zeit, Nachricht bringen, wie es von ſtatten gieng und erwartete das Ende zwiſchen Furcht und Hofnung. Wenn dieſes Verhalten als eine zärtliche Aufmerkſamkeit auf die Erhaltung eines ſchon befeſtigten und ausgebreiteten Ruhms anzuſehen iſt: ſo zeiget es zugleich, wie ſehr ſich groſſe Männer ſo wohl von der Vermegenheit, den Beyfall zu erzwingen, als von der Niederträchtigkeit, ihn zu erbetteln entfernen. Der Beyfall, den Addiſons Cato auf dem Schauplatz erhielt, war auſſerordentlich und beſtändig; er ward fünf und dreyſigmal nach einander aufgeführet, und die ganze Nation war in ein Stück verliebt, welches, wie Pope in dem unverbeſſerlich ſchönen Prologus ſaget, jede Bruſt mit dem Geiſt der Alten belebte und Brittiſche Augen mit römiſchen Thränen füllte, mit Thränen, die Patrioten für ſterbende Geſetze weinen.

Die Partenen der Whigs und Tories theilten die Nation, und beyde vereinigten ſich, in dem Beyfall bey dem ſelbſt der Neid verſtummen muſte, beyde ſuchten dieſen auſſerordentlichen Beyfall der Sache ihrer Parthey dienſtbar zu machen. Das häufige und ſtrenge Händeklatſchen der Whigs auf der einen Seite, wurde von einem verſtärkten Echo der Tories auf der andern Seite beantwortet. Der Lord **Bolingbroke** ein eifriger Tories, ſchickte in der Zwiſchenzeit zweyer Handlungen, dem **Booth**, welcher den Cato vorſtellete, ein Geſchenk von funfzig Guineen, und zwar, wie er ſich ausdrückte, dafür, daß er die Sache der Freyheit, gegen einen beſtändigen Dictator ſo gut vertheidigte. Die Whigs wollten ſich hierinn nichts zuvorthun laſſen, und machten dieſem Cato in aller Eil gleichfals ein Geſchenk, zur Dankbarkeit für die ſo gut vertheidigte Sache der Freyheit. Der Beyfall, der die theatraliſche Vorſtellung begleitet hatte, wurde, bey der Bekantmachung durch den Druck, nicht vermindert. Man las es mit der Bewunderung, mit der Entzückung, mit dem Enthuſiasmus mit dem man es angeſehen hatte.

Das gröſſte Verdienſt von einem allgemeinen Beyfall unterſtützet, verdammte die Angriffe weniger Feinde, eines erbitterten Dennis, und anderer ganz unberühmten Nahmen, zur Verachtung und Vergeſſenheit. Auswärtige Nationen, beſonders Frankreich, Italien und Deutſchland, lieſſen dieſem Wunderwerk des engliſchen Theaters die Gerechtigkeit wiederfahren, die es verdiente, und waren

waren gleich ihre Ueberſetzungen von der Stärke und Schönheit des unnachahmlichen Originals entfernet, ſo war es doch unmöglich, dem nicht zu unterdrückenden Geiſte des Urhebers, auch bey dem ſchwächern Ausdruck der Ueberſetzer, die Bewunderung zu verſagen.

Die Königin Anna bezeugte ein Verlangen durch einer Zuſchrift, dieſes von der ganzen Nation verehrten Stücks ſich geehrt zu ſehen. Addiſon hatte eine durch den Werth des Stücks und die beſondern Umſtände ſo ſchätzbar gewordene Zueignung jemand anders zugedacht: Und er ließ um weder ſeine Pflicht zu übertreten, noch ſeine Ehre dem Vorwurf eines aus Schmeicheley und niedrigen Abſichten geänderten Vorſatzes, auszuſetzen, ſeinen Cato ohne Zuſchrift an das Licht treten.

Der einzige Fehler, den man dieſem vortreflichen Stücke vorwerfen kan, iſt vielleicht dieſer, daß der Verfaſſer nicht Herz genug gehabt hat, ein Trauerſpiel ohne Liebe auf das Theater zu bringen; man mus aber zugleich geſtehen, daß, wenn es gleich der erhabenen Würde eines ſo groſſen Trauerſpiels gemäſſer geweſen ſeyn würde, den Fortgang von edler Furcht und Schrecken, durch keine verliebte Auftritte zu unterbrechen, dennoch die Liebe auf keine edlere Art in die erhabenen Handlungen eines Trauerſpiels eingeflochten werden kan, als es in dieſem geſchehen. Marcia iſt werth Catos Tochter zu ſeyn, Juba verdienet ihre Liebe, und Lucia ihre Freundſchaft. Und doch wäre es beſſer, wenn Cato in ſeiner melancholiſchen Verzweiflung

mit der sterbenden Freyheit stürbe, ohne in dem lezten Auftritte alles zu verheirathen, was heirathen kan. So, wie Pope, in seinem Prolog die grösste Schönheit des Stücks, die patriotische Liebe der Freyheit in ihrem vollen Lichte und ganzer Stärke darstellet, und dadurch den Zuschauer zu den erhabensten Scenen auf die würdigste Art zubereitet; so sehr fühlet man bey D. Garths Nachrede, welche die Jungfer Pacter hersagen müssen, daß die geführte Seele, nicht ohne Widerwillen, von dem erhabensten melancholischen Schmerz, auf Liebeshändel gelenket werde. Popens Vorredner lässt uns die ganze Schönheit des Stücks fühlen, und D. Garths Epilog zwingt uns, den einzigen Fehler, den wir in dem Stücke selbst antreffen, über grössern Schönheiten übersehen, mit Vergnügen wahrzunehmen.

Das Glück, welches Addisons Cato hatte, und wirklich verdiente, veranlasste ihn an ein neues Trauerspiel zu denken, welches den Tod des Sokrates auf die Bühne bringen sollte. Allein seine erfolgte Beförderungen und Arbeiten anderer Art, haben die Erfüllung dieses Vorsatzes sowol, als das Vorhaben, sich durch ein englisches Wörterbuch, um die Reinigkeit, Schönheit und Vollkommenheit der Sprache seines Vaterlands verdient zu machen, unterbrochen.

Nach dem Tode der Königin Anna, ernannten ihn die Lordsoberrichter zu ihrem Secretär, und einige Zeit darnach gieng er mit dem Lordlieutenante von Irrland, dem Grafen von Sunderland, zum zweytenmal als Secretär in dieses

Kö-

Königreich. Er blieb nicht lange in dieser Bedienung, weil der Graf von Sunderland in kurzer Zeit seiner Würde entsetzet wurde, er aber bald darauf eine ansehnliche und dem Vaterlande nützliche Stelle, als einer der Lordcommissars über die Handlung erhielt.

Als im Jahr 1715 die Rebellion in Schottland ausbrach, und die Parthey des Prätendenten durch die misvergnügten Tories in beyden Königreichen verstärket ward, übernahm Addison die Arbeit, seinen Landsleuten die Vortheile einer Regierung sichtbar zu machen, bey welcher die Freyheit der Unterthanen keine Unterdrückung zu besorgen hat. Die Liebe zu einzelnen Blättern, die in der Gestalt des Zuschauers erschienen, veranlasste ihn, eine ihm ähnliche politische Schrift in dieser Absicht heraus zu geben. Dieses geschahe unter der Aufschrift: The Freeholder, der **Freylehnsbesitzer**, weil er vornehmlich alle, die in England Landgüther besässen, überführen wollte, wie sehr es ihrem eigenen Nutzen gemäss sey, eine Regierung zu lieben, deren gemässigte Grundsätze die Freyheit der Unterthanen sicher stellten, und ihnen den ruhigen Besitz und Genus ihres Eigenthums, gewährten. Er führte dis Vorhaben mit dem ihm eigenen Reichthum an gesundem Witz und gründlichen Einsichten, und mit der Sorgfalt für die Richtigkeit und Schönheit des Ausdrucks, aus, die alle seine Ausarbeitungen unterscheidet. Das erste Stück erschien am 23sten September 1715, und das 55ste machte am 29sten Junii 1716 den Beschlus.

nämlich die Mahlerey nichts, als freudige Scenen, durch ihre Kunſt aufbehalten ſollte. „Weg mit „den ſchrecklichen Pinſeln, die in die Galle der Lei„den und in das Blut der Märtyrer getaucht wer„den! Wozu nutzt es, durch ſo auſſerordentliche „Geſchicklichkeit, den Anblick von Gegenſtänden „fortdauern zu laſſen, die uns nicht anders als „ſchmerzhaft ſeyn können?„ — — Wir wollen nichts widerlegen, was ſich ſelbſt widerlegt, ſondern zu den Abſchnitten ſelbſt fortgehen.

Der erſte handelt von den **Hiſtorienmahlern.** Dieſe haben in England, weil man in den Kirchen daſelbſt keine Gemählde zur Erweckung der Andacht zu brauchen pflegt, die Zimmer nur mit Portraits und Kupferſtichen behängt, und in den Bilderſälen der Kenner nichts als ausländiſche Schilderenen findet, ſo wenig Gelegenheit, ſich zu zeigen, daß man ſich wundern mus, daß es noch einige da giebt. Der vornehmſte unter ihnen iſt jetzt **Hayman.** Nach ihm kommen Herr **Hogarth,** Herr **Wills,** Herr **Highmore.** Alle viere haben eines von den vornehmſten Zimmern in dem vor kurzen erbauten Findlingshoſpitale zu London, mit Stücken von ihrer Hand ausgezieret. Denn als das Hoſpital nun ſo weit fertig war, daß weiter nichts, als die innere Auszierung einiger Zimmer, zu fehlen ſchien, ſo wollten die Aufſeher von den milden Beyſteuern nichts hierzu anwenden. Die vornehmſten Künſtler von jeder Gattung traten alſo zuſammen, und jeder von

ihnen

ſchwächliche Geſundheit verſtatten wollte, erlangt hatte, ſchienen ſich ſeine Umſtände bey dem Genuß einer rühmlichen Ruhe zu beſſern, und verſprachen ſeinen Freunden, der Nation und der Welt, den langern Beſitz eines Mannes, der nicht nur ſeinem Volk, ſondern ſeinem ganzen Zeitalter zur Zierde gereichte.

In dieſen ruhigen Tagen wendete er ſich zu der Ausarbeitung eines Werks, welches er zur Vertheidigung der chriſtl. Religion beſtimmet, u. ſchon lange vorher angefangen hatte. Allein die Hofnung der Beſſerung verſchwand und dieſe Arbeit, von welcher die fertigen Abſchnitte vortreflich ſind, ward durch den Tod dieſes groſſen Mannes unterbrochen, welcher am 17 Jun. 1719, im 45 Jahre ſeines Alters erfolgte, und unter andern wichtigen Werken, die die Welt von dieſem groſſen Manne erwarten konte, auch das Vorhaben einer poetiſchen Umſchreibung der Pſalmen Davids, vernichtete.

Er hinterlies eine einzige Tochter, die er mit der Gräfin von Warwick, mit der er ſich im Jahr 1716 vermählte, erzeuget hatte.

Die Veranſtaltung einer vollſtändigen Ausgabe ſeiner Werke überlies er Tickelln, dem er zugleich eine Zueignungsſchrift an den Staatsſekretär Jac. Cragge, die er nicht lange vor ſeinem Tode am 4 Jun. 1719 unterzeichnet hatte, zuſtellte. Tickell beſorgte eine Sammlung aller Addiſonſchen Werke in Quart, in welcher, auſſer den erzählten, noch einige bey verſchiedenen Gelegenheiten geſchriebene Gedichte, eine poetiſche Ueberſetzung einiger Fabeln aus den Verwandlungen des Ovids, und der vortreflichen Horaziſchen Ode: Iuſtum & tenacem propoſiti virum &c. die Abhandlung von dem Nutzen der alten Schaumünzen, und einige politiſche Blätter erſchienen.

Den Stof zu der Abhandlung von dem Nutzen der alten Schaumünzen, hatte er auf ſeiner Reiſe geſammelt und bereits 1702, als er zu Wien war, in Ordnung zu bringen angefangen. Sie kam aber erſt nach ſeinem Tode

an

ge das Licht, und enthält eine Erläuterung der alten Dichter aus alten Münzen, die ſich durch den Addiſonſchen Geſchmack, von andern Schriften dieſer Art ſo ſehr unterſcheidet, als die Addiſonſche Reiſebeſchreibung, von den beſten Büchern, die man unter dieſer Aufſchrift zu leſen gewohnt iſt.

Die kleinen politiſchen Abhandlungen ſind: The preſent State of the War, ſo bereits im Nov. 1707 ohne Nahmen herausgekommen war, The Whig-Examiner, ein Wochenblatt von 5 Stücken, die im Sept. und Octob. 1710 zu Widerlegung des toriesgeſinneten Examiner's gedruckt wurden, und The late Trial and Conviction of Count Tariff, worinn die Abſichten der Tories in Anſehung der Franzöſiſchen Handlungsbill im Jahr 1713 ſcharf angegriffen worden. Alle haben die Abſicht die Grundſätze der Mäſſigung, der Nationalfreyheit und der proteſtantiſchen Regierung, gegen die heftigen Tories zu behaupten.

Zwey andere politiſche Blätter, die unter der Aufſchrift The Old Wigh No. 1. und No. 2. in dem lezten Jahre ſeines Lebens 1719 heraus kamen, ſind ſeinen Werken nicht einverleibet worden. Sie waren zur Vertheidigung der Pairsbill geſchrieben, nach welcher anſtatt der 16 Pairs, die als vorſtellende Perſonen der Pairs von Schottland im Parlament von Großbrittannien ſäſſen, künftig 25 Schottiſche Erbpairs geſetzet, und den Engliſchen Pairs noch 6 beygefüget, dabey aber die Pairſchaft dergeſtalt eingeſchränkt werden ſollte, daß die Krone keine neue Lords machen könte, als wenn die Familien ausſtürben. Dieſe Bill ward in verſchiedenen Schriften, und ſonderlich in der, die Richard Steele, ohne ſich zu nennen, unter der Aufſchrift The Plebeian herausgab, ſtark beſtritten. Addiſon vertheidigte ſie unter dem Namen des alten Whigs. Dieſe Blätter waren ſinnreich und luſtig, aber zugleich hitzig und beiſſend geſchrieben, und der Verfaſſer des Plebejan, ward nicht geſchonet. Dieſer heftigen Vertheidigung ohnerachtet, ward die Pairsbill im Parla-

lament

lament nach Addiſons Tode, den 7 Dec. 1719 von 269 Stimmen gegen 177 verworfen; und dieſer ſchlechte Erfolg iſt vielleicht die Urſache, daß die angezeigten Blätter in Addiſons Werken ausgelaſſen worden.

In der erſten Ausgabe der geſammelten Werke hatte Tickell, das bekannte Luſtſpiel The Drummer, das Geſpenſt mit der Trommel, ausgelaſſen, welches Richard Steele zuerſt, ohne den Verfaſſer zu nennen, herausgegeben hatte. Es erhielt bey der erſten Aufführung keinen Beyfall. Addiſon fand ſich dadurch beleidiget, und man glaubet, daß ſeine allzuzärtliche Aufmerkſamkeit auf ſeinen Ruhm bey dieſer Gelegenheit die Kaltſinnigkeit gegen ſeinen verdienſtvollen und aufrichtigen Freund Steelen veranlaſſet habe; weil er geglaubet, daß Steele durch eine mehrere Sorgfalt für die erſte Aufführung dem Stücke eine beſſere Aufnahme hätte verſchaffen können. Der Erfolg hat die Ungerechtigkeit dieſer Vermuthung bewieſen, weil die erſte Aufführung ſehr gut war, und eine nochmalige viel ſchlechtere Vorſtellung, da man wuſte, daß Addiſon der Verfaſſer war, einen völligen Beyfall erhielt. Das Stück iſt nicht ohne Fehler, aber wirklich ſchön; und man hat Recht gehabt, es den nachherigen Ausgaben der Addiſonſchen Werke einzuverleiben.

Man ſchreibet unſerm Addiſon auſſer dieſen, eine lateiniſche Abhandlung von den berühmteſten Dichtern der Römer, die um das Jahr 1692 geſchrieben ſeyn ſoll, und eine Engliſche Ausarbeitung von der ältern und neuern Gelehrſamkeit zu, die aus einer Handſchrift, ſo ſich unter den Papieren des Lord Somers gefunden, im Jahr 1789 gedruckt worden. Keine von beyden findet ſich in den Sammlungen ſeiner Werke, und wenn er der Verfaſſer ſeyn ſollte, ſo ſind es Jugendarbeiten, die er in reifern Jahren keiner weitern Aufmerkſamkeit zu würdigen für gut befunden. Uebrigens mus man von unſerm Joſeph Addiſon, den Johann Addiſon unterſcheiden, von dem lange nach des erſten Tode eine Engliſche Ueberſetzung der Gedichte des Anakreons und der Sappho heraus-

ausgegeben und nicht ohne Beyfall aufgenommen worden.

Wir würden, nachdem wir ſo vieles von Joſeph Addiſons Lobe geſagt haben, uns einer Partheylichkeit ſchuldig machen, wenn wir von ſeinen Fehlern ganz ſchweigen wollten. Addiſon hatte einen durchdringenden Verſtand, einen geſunden und lebhaften Witz, einen guten und feinen Geſchmack, eine gründliche und wohl geordnete Gelehrſamkeit. Er war ein aufrichtiger Verehrer der Religion und Tugend, ein rechtſchaffener Patriot, ein uneigennütziger Freund. Er war aber nicht von allen Fehlern frey, und ſein gröſſter Fehler beſtand in einer übertriebenen Zärtlichkeit für ſeinen Ruhm und in einer Begierde zur Herrſchaft unter den groſſen Geiſtern ſeines Zeitalters. Dieſes machte ihn gegen Freunde, die er als Nebenbuhler des Ruhms anſahe, oft kaltſinnig, und gegen ſchmeichelnde Bewundrer günſtiger, als es einem ſo groſſen und über gemeine Gelehrte erhabenen Manne anſtändig war. Pope hat ihm dieſe Fehler auf eine ſehr empfindliche Art vorgeworfen. Richard Steele aber hat ſie mit einer ruhmwürdigen Gelaſſenheit überſehen. Es bleiben allemal Fehler, ſie können aber an einem Manne, wie Addiſon, leichter überſehen werden, da ſo oft Leute, die von ſeinen Tugenden und Verdienſten weit entfernet ſind, ihn in dieſen Fehlern unendlich übertreffen.

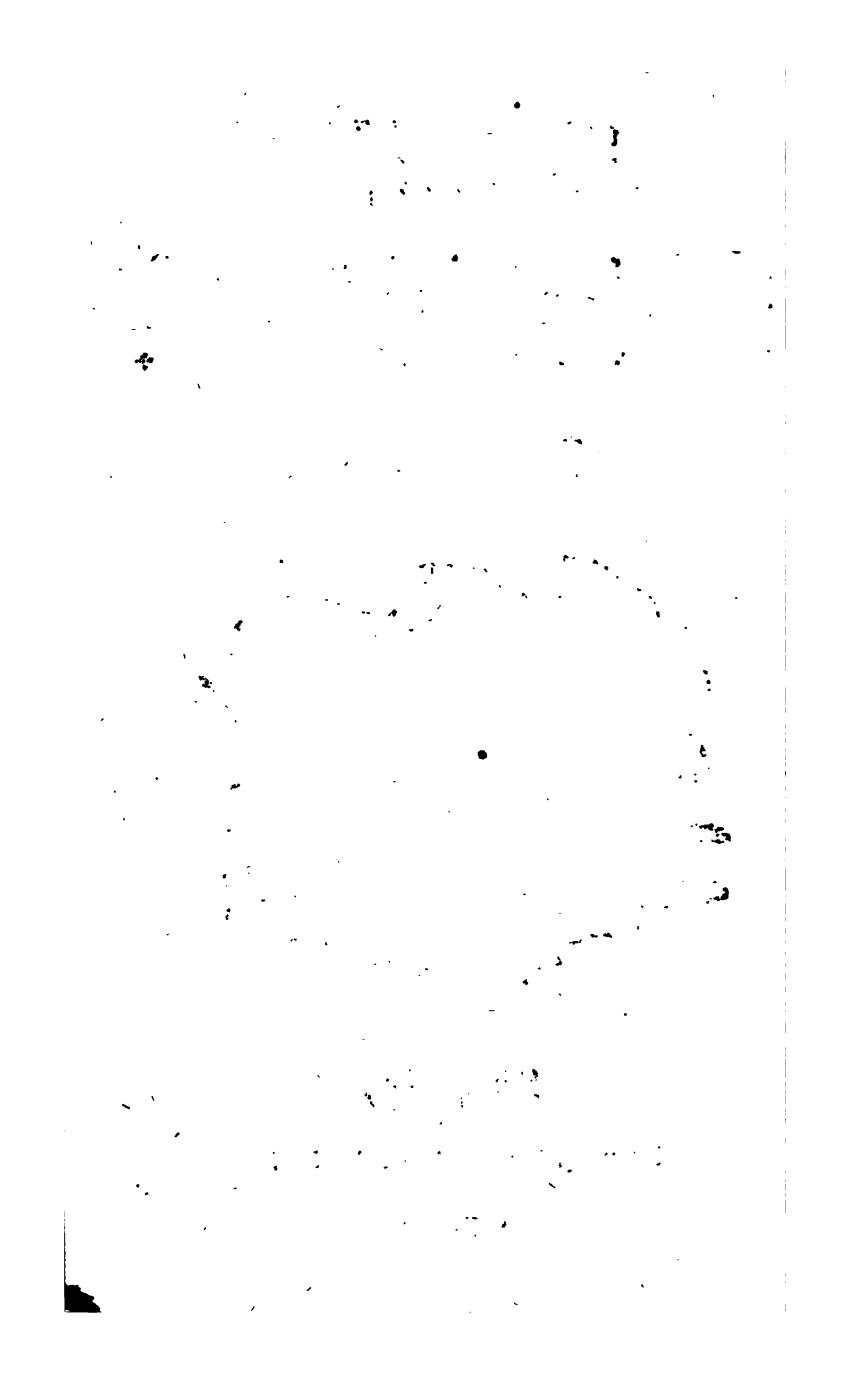
Inhalt.

I. A Syſtem of moral Philoſophy by D. *Francis Hutcheſon.*
II. Aſtronomy by *Roger Long.*
III. Miſcellanies in verſe and proſe by *Mary Jones.*
IV. Remarks on eccleſtical hiſtory, by *John Jortin.*
V. The lives of the Poets of Great Britain and Ireland by *Cibber.*
VI. Nachricht von Joſeph Addiſons Leben und Schriften.

Brittiſche Bibliothek.

Zweytes Stück.

Leipzig,
bey Johann Wendler.
1756.



I.

The preſent State of the Arts in England. By M. *Rouquet*, Member of the Royal Academy of Painting and ſculpture; who reſided thirty years in this Kingdom. *London*, printed for Nourſe 1755. in 8. 9 Bogen.

Gelehrſamkeit und tiefe Einſichten hat man den Engländern nie abgeſtritten; allein an Witz und Geſchmack will ihnen mehr als ein Volk überlegen ſeyn. Man läſſt ſie willig in der und jener Wiſſenſchaft glänzen; in den Künſten aber überhaupt, fehlt es nicht viel, daß man ihnen nicht eine von den niedrigſten Stufen anweiſet. Die Urſache dieſes verſchiedenen Rangs hat man in ihrem Genie, in ihrer alles überwiegenden Liebe zur Handlung, und der aus beyden flieſſenden Verfaſſung ihres Staats, finden wollen.

So viel wahres nun auch in dieſem allgemeinen Urtheile iſt, ſo iſt es doch gewis, daß man nicht ſelten zu weit damit gegangen. Manchem engliſchen Künſtler iſt blos deswegen nicht Gerechtigkeit genug erwieſen worden, weil man wider die engliſchen Künſtler überhaupt eingenommen war. Und nur noch vor wenig Jahren hat ſich der Abt le **Blanc**, in ſeinen **Briefen über die Engländer**, einer Menge ſolcher betrüglichen Beur-

theilungen *a priori*, (wenn man ſie ſo nennen darf) ſchuldig gemacht. Und wie war es anders möglich, da er nur ſo kurze Zeit in England geweſen war, und von den Künſten ſelbſt ſo wenig verſtand, und, als Franzoſe, doch mit aller Gewalt ſeine Meinung ſagen wollte?

Der Verfaſſer dieſes **gegenwärtigen Zuſtandes der Künſte in England**, Herr **Rouquet**, iſt von beyden Tadeln frey. Er iſt zwar ein Landsmann des Abts; aber er iſt auch ſelbſt ein Artiſt und hat dreyſig Jahr in England gelebt. Als Schriftſteller kennt man ihn übrigens bereits aus der **Erklärung verſchiedner Gemählde des Herrn Hogarth**, die man in einer deutſchen Ueberſetzung, der Berlinſchen Ausgabe von des letztern **Zergliederung der Schönheit** beygefügt hat. Ob er dieſes zweyte Werk engliſch oder franzöſiſch geſchrieben habe, wiſſen wir nicht; es iſt uns nur bekant, daß es in beyden Sprachen, zu einer Zeit und an einem Orte, herausgekommen.

Es beſteht aber, auſſer der Einleitung, aus **ein und dreyſig Abſchnitten**, deren jeder von einer beſondern Kunſt handelt; die entweder beſondre Theile der Zeichenkunſt und Mahlerey ſind, oder doch mit dieſen, und der Muſik, in Verbindung ſtehen. Der blos mechaniſchen Künſte gedenkt er gar nicht, weil man die Vortreflichkeit der Engländer in dieſen, als mit der Handlung ſehr nahe verbundnen Künſten, durchgängig einräumt.

Wir

Wir wollen das Vornehmſte aus der Einleitung und den ſämtlichen Abſchnitten mittheilen.

Die **Einleitung** enthält verſchiedene allgemeine Betrachtungen über den Urſprung der Handlung, über das Aufnehmen der Künſte, über die Schädlichkeit der excluſiven Freyheiten, die gewiſſen Innungen und Geſellſchaften ertheilt werden, und über noch manche Materie, die man hier nicht ſucht. Was er vom Genie der Engländer beybringt, gehört näher zur Sache; noch näher aber folgende Anmerkung: „Die Künſte, ſagt Rouquet, ſind in England kein Gegenſtand der öffentlichen Aufmerkſamkeit; denn weder die Regierung überhaupt, noch die Krone insbeſondre, hat irgend eine Stiftung oder Einrichtung zu ihrem Beſten gemacht — — Es iſt in England nicht mehr als ein einziger Mahler, welcher eine Penſion, als erſter königlicher Hofmahler, bekömmt; er wird von der Krone beſoldet, und hat jährlich zweyhundert Pfund. Die Abgeſandten, welche der König an auswärtige Höfe ſchickt, nehmen allezeit das Portrait Sr. Majeſtät mit, wofür ſie dem königlichen Mahler funfzig Pfund bezahlen müſſen. Es bekleidet dieſe Stelle vorjetzt Herr Shakleton, der ihr weit mehr Ehre macht, als ihr verſchiedne von ſeinen Vorgängern gemacht haben.“ Zum Schluſſe der Einleitung fällt der Verfaſſer in eine kleine enthuſiaſtiſche Lobrede der Mahlerey, wo er, im Vorbeygehen, eine ſeltſame Meinung verräth, daß

nämlich die Mahlerey nichts, als freudige Scenen durch ihre Kunst aufbehalten sollte. „Weg mit „den schrecklichen Pinseln, die in die Galle der Leiden und in das Blut der Märtyrer getaucht wer„den! Wozu nutzt es, durch so ausserordentliche „Geschicklichkeit, den Anblick von Gegenständen „fortdauern zu lassen, die uns nicht anders als „schmerzhaft seyn können?„ — — Wir wollen nichts widerlegen, was sich selbst widerlegt, sondern zu den Abschnitten selbst fortgehen.

Der erste handelt von den **Historienmahlern**. Diese haben in England, weil man in den Kirchen daselbst keine Gemählde zur Erweckung der Andacht zu brauchen pflegt, die Zimmer nur mit Portraits und Kupferstichen behängt, und in den Bildersälen der Kenner nichts als ausländische Schilderenen findet, so wenig Gelegenheit, sich zu zeigen, daß man sich wundern mus, daß es noch einige da giebt. Der vornehmste unter ihnen ist jetzt **Hayman**. Nach ihm kommen Herr **Hogarth**, Herr **Wills**, Herr **Highmore**. Alle viere haben eines von den vornehmsten Zimmern in dem vor kurzen erbauten Findlingshospitale zu London, mit Stücken von ihrer Hand ausgezieret. Denn als das Hospital nun so weit fertig war, daß weiter nichts, als die innere Auszierung einiger Zimmer, zu fehlen schien, so wollten die Aufseher von den milden Beysteuern nichts hierzu anwenden. Die vornehmsten Künstler von jeder Gattung traten also zusammen, und jeder von

ihnen

ihnen verſtand ſich, eines oder mehr Stücke von ſeiner Arbeit herzugeben. Es geſchah auch in der That, und ſie ſind nunmehr den Augen der Welt, als ſo viel Beweiſe von den verſchiedenen Talenten der jetzt blühenden Künſtler in England, ausgeſetzt. Die gedachten Gemählde der genanten vier Meiſter, ſtellen alle verſchiedene Geſchichten aus der Bibel vor, an welchen Kinder Antheil nehmen. Herr **Hayman** hat das aus dem Waſſer errettete Kind Moſes, und Herr **Hogarth** den Knaben Moſes gemahlt, wie er von der Amme, der er anvertrauet worden, der Tochter des Pharao wieder überliefert wird. Herr **Wills** hat zu ſeinem Gemählde die Stelle aus dem Evangelio genommen, wo Chriſtus ſeinen Jüngern befiehlt, daß ſie den Kindern nicht wehren ſollten, zu ihm zu kommen; und Herr **Highmore** hat zu dem ſeinigen den Engel gewählet, welcher der Hagar und dem Iſrael den Brunnen zeiget. Von dem Herrn **Hogarth**, ſagt unſer Verfaſſer, daß er eine neue Gattung von Gemählden erfunden habe, welche man als eigentlich moraliſche Gemählde betrachten könne; er gedenkt auch ſeines neuen Werks, in welchem er die ſchwankenden Begriffe von der Schönheit ſo glücklich feſtgeſetzt. Doch die einen ſind durch die Kupferſtiche, die er ſelbſt davon gemacht hat, und das andre durch die **Mylius**iſche Ueberſetzung, auch unter uns ſo wohl bekant, daß es hoffentlich nicht nöthig ſeyn wird, mehr davon anzuführen. Es wird in dieſem Abſchnitte auch des Kupferſtechens beyläufig gedacht, und nament-

lich wird Herr **Baron**, ein Franzoſe, angeführet, welcher lange Zeit in London, mit vielem verdienten Ruhme gearbeitet. Seit einigen Jahren haben die engliſchen Künſtler in der Hauptſtadt eine öffentliche Zeichenſchule angelegt, welche noch itzt durch jährliche und freywillige Subſcription erhalten wird. Sie verſuchten es, dieſe Schule in eine Akademie zu verwandeln; da aber eine Akademie ohne Subordination nicht beſtehen kan, und dieſe doch gänzlich wider das Naturell der Engländer iſt, ſo ward aus dieſem Vorhaben nichts.

Der **zweyte, dritte** und **vierte Abſchnitt** betreffen die **Portraitmahlerey** in **Oel, Paſtel** und **Email**. Da ſich in England faſt jeder mahlen läſſt, und es der Gebrauch auch ſogar unter Mannsperſonen iſt, daß ſie einander ihr Bildnis ſchenken, ſo kan man ſich leicht einbilden, daß die Potraitmahlerey unter allen Gattungen der Mahlerey die meiſte Aufmunterung finden müſſe. Es iſt noch nicht lange, da faſt alle Mahler in England Ausländer waren. Der letzte, der ſich von dieſen daſelbſt niederlies, war **Gottfried Kneller**. Er ſtarb im Jahr 1726 und hinterlies fünfhundert unvollendete Portraits, die er alle halb voraus bezahlt bekommen hatte. Die engliſchen Künſtler ſprachen von ihm niemals anders als mit Verwunderung. Er mahlte mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit; ſein Pinſel war kühn, ſeine Art zu zeichnen gros und edel, aber nicht ſo gar genau, wie ſie es doch bey einem Portraitmahler ſeyn ſollte.

Eine

Eine ſtrenge Aehnlichkeit durfte man von ihm nicht erwarten; allein er wuſte dieſen Fehler durch eine beſondre Anmuth, und vornehmlich durch eine ausnehmende Simplicität zu erſetzen, über die in den Augen eines Engländers nicht reitzenders ſeyn kan. Durch dieſe Geſchicklichkeiten kam er in einen erſtaunlichen Ruf, der alsdenn das meiſte für ihn thun muſſte, wenn er jene, wegen allzuvieler Arbeit, nicht zeigen konte. Und daher hatte er auch Gelegenheit, ein ſehr groſſes Glück zu machen, ungeachtet ſeines auſſerordentlichen Aufwands. Er war übrigens ein ungemein ſchweres Muſter; und gleichwohl wollten ihm alle engliſche Mahler gern nachahmen; alle wollten gern ſeine Art annehmen. Was geſchah alſo? Was faſt immer bey dem Nachahmen zu geſchehen pflegt; die meiſten ahmten nur ſeine Fehler nach. **Kneller**, zum Exempel, war genöthiget geweſen, um die Arbeit zu fördern, das Gewand von einem andern mahlen zu laſſen, und aus Geitz gebrauchte er immer diejenigen dazu, denen er am wenigſten bezahlen durfte. Ob nun ſchon folglich bey ſeinen meiſten Portraits das Gewand ſo elend war, als man ſich kaum einbilden kan; ſo fanden ſich dennoch Künſtler, die es nachahmten. Der erſte engliſche Mahler, der nach der Zeit wieder anfieng, blos die Natur, und nicht **Knellern**, zu ſeinem Führer zu wählen, war **Ramſay**, der einen ſehr guten Geſchmack mit aus Italien brachte. Hierauf kam Herr **Vanloo**, Mitglied der königlichen Mahlerakademie in Paris und einer von denen, welcher dieſen Namen mit

am berühmtsten gemacht hat, nach London. Der Zulauf, den er hatte, war ausserordentlich, und schon in den ersten Wochen konte er die Portraits, die bey ihm bestellt waren, nach hunderten rechnen. Hier nimmt Herr **Rouquet** Gelegenheit, die seltsame Art zu beschreiben, wie ein Portraitmacher sein Glück in England zu machen pflegt; das meiste dabey kömt auf die Charlatanerie an. Die **Portraitmahlerey in Pastel** wird von den Engländern nicht besonders geschätzt, ob es gleich an Männern unter ihnen nicht fehlen soll, die es zu einer grossen Vollkommenheit darinn bringen könten. Die Ursache dieser Geringschätzung schieben die Engländer auf ihr Clima, welches die Erhaltung der Pastelgemählde verhindert. Vielleicht aber hat ihr Handlungsgeist weit mehr Antheil daran, welchem zu Folge sie die Werke dieser Art mehr nach ihrer Dauer, als nach der Geschicklichkeit des Künstlers bezahlen wollen. Die **Portraits in Email**, welches aber nur Miniaturgemählde seyn können, sind bey ihnen in grössern Werth. Herr **Zink**, ein gebohrner Sachse, thut sich in London jetzt besonders damit hervor, und seine ausserordentliche Geschicklichkeit so wohl in den chymischen als mahlerischen Theile dieser Kunst, kan Herr **Rouquet** nicht genug rühmen.

Der **fünfte** Abschnitt, von **der Mahlerey auf Glas**, der Durchsichtigkeit des Glases unbeschadet, sagt mit wenig Worten, daß sich diese Kunst, die man aus einem gemeinen Irrthume un-

ter

ter die verlornen Künſte zu ſetzen pflege, auch in England in einem leidlichen Grade der Vollkommenheit erhalten habe. Eben ſo kurz ſind der **ſechſte, ſiebente, achte, neunte** und **zehnte Abſchnitt von der Mahlerey in Miniatur, von den Pferdeſchildereyen, von den Landſchaftsmahlen, von den Seegemählden** und **von der Mahlerey in Waſſerfarben** gerathen. Die Miniaturmahlerey iſt jetzt in England bey weiten nicht auf dem Gipfel, auf welchen ſie durch den vortreflichen **Cooper**, zu Zeiten **Cromwells**, war gebracht worden. Die geringe Dauerhaftigkeit dieſer Art von Gemählden, wenn ſie der freyen Luft blos geſtellt werden, iſt Urſache, daß ſehr wenige von ſeinen Portraits unbeſchädiget gefunden werden. Die unterdeſſen noch den kleinſten Schaden gelitten haben, können nicht genug bewundert werden. Die Pferdemahler gehören in England einigermaſſen mit zu den Portraitmahlern, denn ſo bald ein Renner nur ein wenig in Ruf kömt, ſo wird er ſogleich nach dem Leben gemahlt. In Landſchaften übrigens und Seegemählden ſind die engliſchen Mahler vortreflich, weil ſie wirklich zu jenen die ſchönſten und angenehmſten Ausſichten vor Augen haben können, und zu den andern durch die allgemeine Mode ermuntert werden, da jeder Seeofficier das Schiff, welches er in irgend einem Gefechte mit Ruhm commandiret, mahlen läſſt, und ſein Zimmer damit ausziert. Herr **Goupy**, von deſſen Werken verſchiedne geſtochen ſind, mahlt ſehr ſchön in Waſſerfarben.

Eilfter Abschnitt, von der **Bildhauerkunst**. Zu Zeiten **Carls** des zweyten, hatten die Engländer einen berühmten Bildhauer, **Gabriel Cibber**, den Vater des berühmten Comödianten dieses Namens. Er war ein Deutscher von Geburt. Diesem und dem Meister von dem **Monumente des Newtons**, in der Westminster **Abtey**, hat **le Blanc** viel zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Zwölfter Abschnitt von **Schnitzwerken in Holz**. Dergleichen Arbeit wird jetzt von den Engländern weit vollkomner gemacht, und auch weit höher geschätzt, als ehedem. Nur ihre Art zu vergolden taugt nichts.

Dreyzehnter Abschnitt von **Seidenmanufacturen**. Die einfachen seidnen Zeuge der Engländer, zur Noth auch der gestreiften, sind gut. In den bunten und reichen Stoffen aber taugen ihre Zeichnungen und ihr Geschmack nichts. Ein andrer Fehler derselben, welcher aber kein Fehler wider den Geschmack, sondern wider das Interesse läuft, ist diese, daß sie den Grund zu reich und ihre Brocade daher nicht nur zu theuer, sondern auch zu steif und unbiegsam machen, als daß sie in der Kleidung gut fallen könten.

Vierzehnter Abschnitt von **gemahlter Leinewand**. Diese sowohl in Ansehung der Muster, als auch der Schönheit und Dauerhaftigkeit

keit der Farben, zur möglichſten Vollkommenheit zu bringen, geben ſich die Engländer um ſo viel mehr Mühe, je gröſſer der Handel iſt, den ſie damit führen.

Funfzehnter Abſchnitt vom Stahlſchneiden. Herr Daſſier iſt einer von den Stempelſchneidern in der königlichen Münze, deren allezeit drey ſind. Er behauptet den Ruhm, den ſich ſein Vater in dieſer Kunſt erworben hat.

Von der Druckerey der Engländer ſagt Herr Rouquet in dem ſechszehnten Abſchnitte wenig mehr, als daß er die feinen Lettern und das ſchöne Papier lobt, welche ihre Bücher ſo prächtig machen. Er ſpricht dagegen weitläuftiger von ihrer ſo genannten Freyheit der Preſſe, und bringt gelegentlich eine ziemlich franzöſiſche Beurtheilung der neuſten engliſchen Romane, beſonders der Richardſonſchen an, die er voluminous collections of tedious inſipid letters, where the moſt childiſch nonſenſe is mode to paſs for wit and genius, ungeheure Sammlungen übler und abgeſchmackter Briefe, in welchen man uns den kindiſchſten Unſinn für Witz und Genie verkaufte, nennet.

Siebzehnter Abſchnitt von den Kupferſtichen in Mezzotinto. Dieſe Art des Kupferſtechens ſoll jetzt in England ziemlich in Abnahme kommen. Herr Smith, welcher zu

Gort-

II.

A Method of Cure for the Stone chiefly by Iniections. With Deſcriptions and Delineations of the Inſtruments contrived for thoſe Purpoſes. By *William Butter*, M. C. Edinburgh: printed by Hamilton, Balfour & Neill. 1754. 12 maj. 84 Seiten. 1 Kupfer.

Herr **Wilhelm Butter**, ein junger Arzt in Edinburg, giebt in dieſer Abhandlung einen umſtändlichen Unterricht von einer neuen Erfindung, den **Blaſenſtein beſonders durch Einſprizen des Kalkwaſſers in die Blaſe**, nach und nach zu erweichen, und auf dieſe Art den Patienten von einem ſo beſchwerlichen Uebel zu befreyen. Es iſt bekant, wie viele Mühe ſich beſonders die engliſchen Aerzte bisher gegeben haben, ſichere Arzeneymittel zu erfinden, wodurch nicht nur die beſondre Eigenſchaft des Blutes und der Säfte vieler Menſchen, in verſchiedenen Theilen des Körpers ſteinartige Verhärtungen zu erzeigen, möchte verändert; ſondern auch die bereits entſtandenen Steine erweicht und durch die natürlichen Ausführungswege aus dem Körper geſchafft werden. Beſonders hatte das von der Jungfer **Stephens** in London gebrauchte Mittel, ſo vornehmlich aus ſpaniſcher Seife beſteht, das Glück, viele Liebhaber und Vertheidiger zu finden, bis man end-

endlich durch die Erfahrung erkante, daß es weder allgemein, noch auch nach den verschiedenen Umständen der Kranken zu allen Zeiten, ohne Gefahr andere Zufälle zu erwecken, oder zu vermehren, könne gebraucht werden. Weil man aber doch die Wirkung dieses Mittels nicht gänzlich läugnen konte, sondern vielmehr bey vielen Kranken einen guten Nutzen davon bemerkte: so bewog dieses unter andern Gelehrten einen Edinburgischen Lehrer der Arzeneywissenschaft, den Herrn **Whyrt**, zu untersuchen, von welchem Bestandtheile der Seife man wohl am ersten die verlangte Wirkung erwarten könte. Er fand sodann, daß der Kalk besonders diesen Vorzug verdiene, und die Erfahrung bestätigte seine Vermuthung, indem er das davon bereitete Wasser vielen Personen, so mit dem Steine beschweret waren, lange Zeit trinken lies, und davon den gehoften Nutzen erhielt. Durch eben diesen Weg entdeckte er auch, daß die zu Kalke gebrannten Auster- Muschel- oder Eyerschalen zu dieser Absicht noch besser wären, als der gemeine Kalk. Er machte daher diese Erfindung zuerst in den **medicinischen Versuchen**, der Edinburgischen Aerzte, und hernach in einem eigenen Buche * bekant, und hatte das Vergnügen, daß viele andere ihm nicht nur Beyfall gaben, und sich seiner Vorschläge mit einem glücklichen Erfolge bedienten, sondern auch die Natur dieses

* Essay on the virtues of lime-water in the cure of the stone. Edinburgh 1752. 12 maj. The second Edition corrected with additions. 1755.

Das Maas aber des jedesmal einzuſpritzenden Waſſers wird am beſten auf dieſe Art beſtimmt, daß es halb ſo viel betrage, als die Harnblaſe eines Menſchen füglich faſſen kan. Denn iſt es weniger, ſo wird das Waſſer den in der Blaſe befindlichen Stein nicht ganz umflieſſen, und alſo wenig oder gar nichts von ihm erweichen und auflöſen können; iſt es aber mehr, ſo kan es der Kranke nicht leicht bey ſich behalten, oder iſt auch wohl gar in Gefahr, daß die Blaſe zerriſſen werde.

Nachdem der Herr Verfaſſer alles dies umſtändlich beſchrieben und die dabey zu beobachtenden Regeln der Vorſicht genau angezeiget hat; ſo miſcht er einige Anmerkungen ein, die bey dem innerlichen Gebrauche des Kalkwaſſers, den er bey jener äuſſerlichen Cur zugleich mit anräth, zu beobachten ſind, wobey er jedoch die Zubereitung deſſelben, als ſchon bekant, vorausſetzet. (*)

Nach

* Am beſten haben wohl noch zur Zeit hiervon geſchrieben die beyden Edinburgiſchen Arzeneygelehrten, Carl Alſton in ſeiner Diſſertation on quick-lime and lime-water und Robert Whytt in ſeinem Eſſay on the virtues of lime-water in the cure of the ſtone. Dieſer giebt folgende Vorſchrift daſſelbe zu verfertigen: Man nimmt am liebſten Auſter- oder auch Muſchel- und Eyerſchaalen, brennet ſie im offenen Feuer zu einem ganz weiſſen Kalke, ohne daß ſich noch einige ſchwarze Flecken darauf finden; gieſſet ſo dann auf ein Pfund dieſes Kalks ſieben bis acht Pfund

Nach seiner Meinung soll also ein Kranker davon so viel täglich trinken, als sein Magen vertragen kan; jedoch den Anfang mit ohngefähr 4 Unzen machen, und hernach mit dem Maasse so lange steigen, bis er diese Arzeney, wie das gewöhnliche Getränke, gewohnt ist. An statt, daß man sonst andere Arzeneyen zu so einer Zeit zu geben pflegt, wenn der Magen leer ist; so hält er dafür, daß es rathsamer sey, dieses Wasser bey Tische und bald hernach zu trinken, weil es so dann in den Adern, bey dem Umlaufe des Geblüts, am wenigsten verändert, sondern bald in den Nieren abgesondert und in die Blase geführet würde, folglich mit desto mehrerer Kraft auf den Stein wirken könne.

Er glaubt daher auch, daß man dasselbe bey solchen Patienten, die so lange und so eine grosse Menge von solchem Wasser, als doch zur Cur oft erfodert wird, weder trinken können noch wollen,

Pfund siedendes Wasser, und läßt es ohngefähr zehn Stunden in einem irdenen Geschirre darüber stehn, und giesst es hernach zum Gebrauche ab. Man kan auf eben diesen Kalk noch öfters und wohl mehr, als zehnmal, wieder ein gleiches Gewicht Wasser giessen, da der Kalk noch immer dem Wasser seine Kräfte mittheilt, wenn es nur lange genug auf selbigem stehen bleibt; nach und nach aber wird es auch schwächer; obgleich Herr Ulston durch Erfahrungen behaupten will, daß der Kalk drey Jahre hindurch, aber auch nicht länger, seine Kraft behalte; welches so gar auch von den Landsleuten auf ihren Aeckern bemerkt werde, die sie damit verbessern müssen.

unter der Form eines Clyſtires, zu einem halben Pfunde auf einmal, mit Nutzen brauchen könne, wenn es täglich einigemal wiederholt werde, weil es ſo dann, ohne vorher durch die Wirkung des Magens in ſeiner Natur verändert zu ſeyn, ſogleich ins Blut komme. Er hat dieſen Vorſchlag ſelbſt durch die Erfahrung beſtätigt gefunden, ohne den Kranken einige Beſchwerung zu erwecken, auſſer einem geringen Stuhle, den ſie bald nach dem Einſpritzen empfunden, aber auch dadurch glücklich zurück gehalten haben, daß ſie ſich auf einige Minuten horizontal auf das Bette, und dabey die Schenkel ſehr hoch gelegt haben; als welche Lage des Körpers bey allen Clyſtiren überhaupt, mit Vortheil in Acht genommen werden kan. Sie haben darauf alle ihre Verrichtungen wieder abwarten können, und darauf nichts mehr, als einen ſtärkern Abgang des Urins bemerket.

Den Gebrauch der Seife hält er dabey nicht nur für überflüſſig, ſondern auch oft für ſchädlich, es wäre denn, daß die Hartleibigkeit der Patienten eine mäſſige Doſin davon bisweilen erfodere.

Das Einſpritzen in die Harnblaſe, räth er täglich, ſo lange die Cur nöthig iſt, zweymal zu verrichten an: als zur Nacht bey Schlafengehn und Morgens, ehe der Patient wieder aufſteht, da er ſo dann auch ſtets die Regel in Acht zu nehmen hat, daß er auf dem Rücken und mit den Füſſen und Schenkeln höher, als mit dem übrigen Leibe

liege,

liege, um dadurch den Trieb, sein Wasser zu lassen, so lange als möglich, zurück zu halten. Daher soll auch der Patient Abends, einige Stunden vor dem Schlafengehn, eine andere Arzeney, und auch sehr wenig vom Getränke zu sich nehmen, und früh eben dies thun, bis das eingespritzte Wasser wieder fortgegangen ist.

Was das übrige Verhalten, besonders in der Diät betrift, so dergleichen Patienten, während dieser Cur, zu beobachten haben: so bezieht sich der Herr Verfasser mit Recht auf Herrn **Whytts Abhandlung vom Kalkwasser**, als worinn dasselbe sehr gründlich und umständlich beschrieben ist.

Er versichert zugleich, daß sich, bey geduldiger Beobachtung dieser ganzen Cur, Steine von merklicher Grösse und Härte in wenig Monathen würden erweichen lassen, ja so gar bey solchen Personen, die eine unüberwindliche Abneigung für dem Gebrauche dieses Wassers hätten, oder wegen ihres Magens es nicht vertragen könten, noch auch sich dasselbe, unter der Art eines Clystires, beybringen lassen wollten; wenn sie nur die gehörige Diät beobachteten, und sich dies Wasser täglich viermal in die Harnblase einspritzen liessen: allerdings aber müsse sodann die Cur langsamer von statten gehen.

Sollte sich auch der Fall eräugen, daß der Stein von einer so seltenen Härte wäre, daß er sich gar

gar nicht zermalmen lieſſe: ſo würde man doch den Vortheil erlangen, daß die ſcharfen Ecken deſſelben, welche den Kranken die gröſſte Beſchwerung erwecken würden, verzehrt, die dadurch verurſachten Geſchwüre gereinigt und geheilt, und die Häute der Harnblaſe dicker, folglich auch in Anſehung des Reizes, den der Stein erregen könte, mehr unempfindlich werden.

Je wahrſcheinlicher nun allerdings der glückliche Erfolg dieſer von dem Verfaſſer angerathenen Methode iſt, wenn man ſie blos nach allgemeinen Gründen beurtheilt, deſto ſicherer wird doch dieſe Hofnung, wenn man ſie in der Erfahrung gegründet findet. Er rückt daher eine umſtändliche Erzählung ein, die ihm Herr **Rutherfoord**, ein Arzt bey dem Hoſpitale zu Edinburg, mitgetheilet hat, welcher einen Mann von vierzig Jahren, der ſchon wegen lange Zeit ausgeſtandener heftigen Steinſchmerzen und daher ſchon oft erlittenen groſſen Verluſts am Blute, ſehr abgemattet war, in einer Zeit von drey Monathen durch dieſe Methode glücklich, von ſeinen Beſchwerungen befreyet, und einem ziemlich groſſen Stein, deſſen Gegenwart man durch den Catheter vorher genau bemerkt hatte, zermalmet und durch den Urin ausgetrieben hat. In den erſten vier oder fünf Wochen dieſer Cur war die Veränderung der Krankheit nicht ſehr merklich, hernach aber fand ſich ein häufiger kalkartiger Bodenſatz, in dem Urine dieſes

Pati-

Patienten, der so lange dauerte, bis alle Zufälle desselben verschwunden waren.

Zuletzt ziehet noch der Verfasser die verschiedenen Methoden, den Stein zu schneiden, in Betrachtung; zeigt die dabey sich oft befindende Gefahr des Lebens nebst andern Beschwerlichkeiten, welche diese Cur sehr schmerzhaft, unsicher und so gar bisweilen unmöglich machen, und giebt folglich nach einer vorgestellten Vergleichung, der von ihm angezeigten Methode billig den Vorzug.

Da dieses alles nicht zu läugnen ist, und bey allem, auch von den erfahrensten Männern, unternommenen Verbesserungen der chirurgischen Operation den Stein zu schneiden, dennoch keine vollkommen sicher ist, und zum wenigsten nicht ohne viele Schmerzen geschehen kan: so mus man allerdings, aus Liebe zu dem menschlichen Geschlechte wünschen, daß diese Erfindung durch eine beständige Erfahrung mehr und mehr möge bestätiget werden.

III.

Käntnis zu beſitzen. Auch aus dieſer Urſache weil die Engländer den Grund dieſer Rechnung richtiger vortragen, als meiſtens von den Ausländern geſchiehet, iſt zu wünſchen, daß ihre Anleitungen für Anfänger in der höhern Mathematik mehr gebraucht werden.

Unſer Verfaſſer handelt in des **erſten Theils, erſten Abſchnitte**, von der Natur und Erfindung der Fluxionen. Nämlich, die Fluxion einer veränderlichen Gröſſe finden, heiſt ſo viel, als die Geſchwindigkeit finden, mit der ſich dieſelbe verändert. So iſt klar, daß, wenn die Grundlinie eines Rechteckes ſich verändert, ſeine Höhe aber beſtändig von gleicher Gröſſe bleibt, alsdenn die Geſchwindigkeit, mit der das Rechteck ſeine Gröſſe verändert, ſich verhält, wie ein Rechteck unter der unveränderlichen Höhe, und einer Linie, welche die Geſchwindigkeit, mit der ſich die Grundlinie verändert, ausdrückte. Den Beweis dieſes Satzes trägt der Verfaſſer folgendermaſſen vor, nur daß er Buchſtaben braucht die ſich auf eine Figur beziehen, und wir hier in Ermangelung derſelben und anderer Zeichen bedienen müſſen: Die Fluxion der Grundlinie x, läſſt ſich durch eine gerade Linie ausdrücken, welche ein Punkt mit der Geſchwindigkeit beſchreiben würde, mit welcher ſich die Länge der Grundlinie in dem Augenblicke da die Fluxion geſucht wird, verändert, das iſt, mit welcher ihr Endpunkt in dieſem Augenblicke fortrückt. Wenn man alſo dieſe gerade Linie welche die Fluxion der

Grund-

Grundlinie ausdrückte dx nennt, die Höhe des Rechtecks aber a iſt: ſo verändert ſich die Gröſſe des Rechtecks, in der Zeit, um das Rechteck adx, in welcher ſich die Grundlinie um dx verändert. Alſo iſt adx die Fluxion des Rechtecks ax, welche der Fluxion dx der Grundlinie x zugehöret.

Dieſes iſt leicht zu begreifen. Aber der Verfaſſer leitet in 4. §. eine Folgerung daraus her, deren Richtigkeit nicht ſo bald in die Augen fällt. Folgendes iſt die Ueberſetzung ſeines Vortrages, nur mit den angezeigten Veränderungen der Buchſtaben: „Wenn die Länge der Linie a welche „das Rechteck beſchrieben, ſich beſtändig verändert, „(und alſo durch das Zeichen einer veränderlichen „Gröſſe y ausgedrückt werden kan,) ſo wird die „Fluxion der Fläche, die beyde veränderliche Li„nien zuſammen beſtimmen; (der krummlinichten „Fläche nämlich, davon x und y Coordinaten ſind) „noch immer durch ein Rechteck, unter dieſer „veränderlichen Linie, und der Fluxion der Grund„linie oder Abſciſſe, (durch ydx) ausgedrückt „werden. Wenn die krummlinichte Fläche, durch „eine beſtändige und parallele Bewegung der nun„mehro veränderlichen y, erzeuget wird, und dx „die Fluxion der Grundlinie, oder Abſciſſe x wie „zuvor iſt: ſo wird das Rechteck ydx auch hier „noch die Fluxion der erzeugten Fläche ſeyn. „Denn wenn die Länge und Geſchwindigkeit der „erzeugenden Linie, von einer gegebenen Lage der„ſelben an, unverändert blieben: ſo würde das

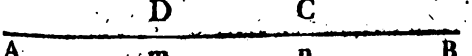
„Rechteck ydx alsdenn gleichförmig, mit eben der „Geschwindigkeit erzeugt werden, mit der es erzeugt „zu werden anfängt, oder mit welcher die krumm„linichte Fläche in dieser Lage zunimmt.„

Man sieht leicht, daß es sehr natürlich ist dem Verfasser dieses Beweises einzuwenden: „Aber „die Länge der erzeugenden Linie bleibt, von einer „gegebenen Lage an, nicht unveränderlich, sondern „verändert sich zugleich mit einer gewissen Ge„schwindigkeit in dem Augenblicke, in welchem die „Linie aus dieser Lage in die nächstfolgende fort„rückt, also sollte man die Fluxion der Fläche nicht „blos aus der Linie y als unveränderlich betrachtet, „und der Fluxion der Abscisse, sondern zugleich „auch mit der Fluxion von y schätzen.„ Dieses gäbe die Fluxion der Fläche $ydx + \frac{1}{2}dydx$. Wie man sich hier bey dem gewöhnlichen Vortrage der Differentialrechnung hilft, ist bekannt. **Colin Mac Laurin** in seinem *Treatise of Fluxions* hat gewiesen, daß bey einem Rechtecke, dessen beyde veränderliche Seiten y und x sind, die Grösse dydx, die Geschwindigkeit, mit der sich die Geschwindigkeit der Veränderung des Rechtecks selbst, verändert, ausdrücke, und also nicht in Betrachtung zu ziehen sey, wenn man blos die Geschwindigkeit des Rechtecks selbst, sucht. So hat er überhaupt dargethan, daß, was wir Differentialgrössen der zweyten Ordnung nennen, Geschwindigkeiten sind, mit denen sich die Geschwindigkeiten, als Grössen betrachtet, selbst ändern.

Es

Es wäre zu wünſchen, daß Herr **Simpſon** den Vortrag dieſes tiefſinnigen Mathematikers, der die Fluxionenrechnung mit der gröſſten Schärfe erwieſen hat, beybehalten hätte, aber vermuthlich hat ihn die Weitläuftigkeit und Schwierigkeit der dazu nöthigen Ausführungen abgeſchrecket. Aus dem Satze, deſſen Beweis hier überſetzt geliefert worden iſt, leitet er im 10 §. her, daß die Fluxion eines Rechtecks unter zwo veränderlichen Seiten $ydx + xdy$ iſt, welches allerdings folgt, wenn das vorhergehende dargethan iſt, aber mit beſſerm Rechte zuvor wäre erwieſen, und jenem Satze zum Grunde gelegt worden.

Wie hieraus die Geſetze des **Differentiirens** hergeleitet werden, wäre unnöthig weiter zu erklären. Im **zweyten Abſchnitte** trägt Herr **Simpſon** ſogleich Anwendungen auf die Erfindung der Gröſſen welche unter gewiſſen Bedingungen die Gröſſten oder Kleinſten ſind (*Maxima* & *Minima*) vor. Die Grundregel dieſer Methode erklärt er im 22 §. folgendermaſſen:



Ein Punct m, bewege ſich gleichförmig in einer geraden Linie, von A nach B, und ein anderer Punct n bewege ſich ihm nach, mit einer wachſenden oder abnehmenden Geſchwindigkeit, aber ſo, daß ſeine Geſchwindigkeit in einer gewiſſen Lage bey D, der

unveränderlichen Geschwindigkeit des ersten Punctes m gleich wird. Dieses zum voraus gesetzt, so setze man anfänglich, die Geschwindigkeit des Punctes n wachse. In diesem Falle wird die Entfernung von n hinter m, beständig wachsen, bis beyde Puncte zu einer Zeit, einer in G, der andere in D kommen; nachgehends wird diese Entfernung wieder abnehmen; denn die Bewegung von n, ist ehe er an D kömt, langsamer als in D, und also auch angenommenermassen langsamer als die Bewegung des vorausgehenden Puncts m, nachdem aber n über D hinaus ist, wird seine Bewegung schneller als die Bewegung des Punctes m, und also die Entfernung m n kleiner. Wo also beyder Puncte Geschwindigkeiten gleich sind, da ist diese Entfernung ein Grösstes. Wenn aber n mit einer immer verminderten Geschwindigkeit in D anlangt, und also, ehe es nach D kam, schneller gegangen ist, als in D selbst: so wird die Entfernung mn anfangs abnehmen, und nachgehends zunehmen, daß sie also unter vorerwähnter Bedingung, ein Kleinstes ist. Da nun die Entfernung mn ein Kleinstes oder Grösstes ist, wenn beyde Geschwindigkeiten gleich sind, oder, wenn diese Entfernung durch die Bewegung von m so sehr zunimmt, als sie durch die Bewegung von n abnimmt; so ist ihre Fluxion in diesem Augenblicke Nichts. Da man nun die Bewegung der Puncte m, n, dergestalt annehmen kan, daß ihre Entfernung mn, das Maas jeder veränderlichen Grösse ist: so erhellet, daß die Fluxion jeder veränderlichen Grösse, wenn

sie

ſie ein Gröſſtes oder Kleinſtes wird, Nichts iſt. Von dieſem Grundſatze macht der Verfaſſer Anwendungen auf verſchiedene Exempel, unter andern auf die paraboliſchen Linien, welche von Stirlingen und andern, die Natur der Gleichungen, und Beſchaffenheiten ihrer Wurzeln zu erforſchen, ſind angewandt worden.* Der dritte Abſchnitt lehrt Tangenten an krumme Linien ziehen, der vierte die Punkte des Rückkehrens, oder der entgegengeſetzten Krümmung finden, und der fünfte die Halbmeſſer der Krümmung, und die Evoluten der krummen Linien beſtimmen.

So weit gehet, bey uns ſo genannte Differentialrechnung. Der ſechste Abſchnitt fängt die umgekehrte Methode der Fluxionen, oder die Integralrechnung an, wo die gewöhnlichen Regeln vorgetragen, auch die Integrationen zuſammengeſetzter Formen, nebſt dem Gebrauche der unendlichen Reihen, gelehret werden. Dieſes wird im ſiebenten Abſchnitte auf die Erfindung der krummlinichten Flächen angewandt, an deſſen Ende der Verfaſſer die Methode der Fluxionen, und die Ausdrückungen der Differentialrechnung, mit einander vergleicht, wie im Eingange dieſes Auszuges geſchehen iſt, und zeiget, daß es hier darauf ankömt, die Exponenten der Verhältniſſe veränderlicher Gröſſen zu finden, wovon er eine Anwendung auf die Frage macht, was der Werth eines Bruches

K 3 ſey,

* Man ſehe auch Herr Profeſſor Käſtners Demonſtrationem theorematis Harrioti. Lipſ. 1745.

ſey, wenn deſſen Zähler und Nenner zugleich = 0 werden. Der achte Abſchnitt lehret die krummen Linien finden, wobey zugleich die gewöhnlichen Unterſuchungen vom Kreiſe angeſtellt werden, und der neunte berechnet den Inhalt der Körper, und betrachtet verſchiedene beſondre Arten derſelben, auſer denen, die durch Umdrehung einer Figur um ihre Axe, entſtehen, z. E. der abgekürzten viereckigten Pyramide, eines Körpers, deſſen Durchſchnitte, die mit der Grundfläche gleichlaufen, Vierecke, und zweene lothrechte Durchſchnitte auf die Grundfläche, durch die Mitte der gegenüberſtehenden Seite, halbe Kreiſe ſind; der Verfaſſer nennet ihn Groin; eines kegelartigen Körpers, deſſen Grundfläche jede gegebene Figur iſt, von den er gleichfalls zeiget, daß ſein Inhalt herauskomme wenn man die Grundfläche durch den dritten Theil der Höhe multipliciret; der Klaue die durch eine ſcharfe Ebene von einem Kegel abgeſchnitten wird, (vngula). Zuletzt löſet der Verfaſſer noch folgende Aufgabe auf: Wenn die Fläche einer krummen Linie, und der Inhalt des Körpers gegeben ſind, der entſtehet, wenn ſie ſich um eine gewiſſe Axe drehet, daraus den Inhalt des Körpers zu finden, welcher erzeuget wird, wenn ſich eben dieſe krumme Linie um eine Axe drehet, die mit der vorigen parallel gehet. Im zehnten Abſchnitte werden die Flächen der Körper gefunden. Im eilften die Mittelpuncte der Schwere, des Schlages, und des Schwunges, (grauitatis, percuſſionis, oſcillationis,) beſtimmt, der letztere aber nicht in

der

der Allgemeinheit, wie ihn **Johann Bernoulli** untersucht hat. Im zwölften wird die Bewegung der Körper, die von Kräften nach einem Mittelpuncte getrieben werden, abgehandelt. Der Fall schwerer Körper macht den Anfang. Herr Simpson lehret seine Gesetze anfangs durch die Fluxionenrechnung, und nachgehends ohne selbige finden. Aber was er ohne die Fluxionenrechnung gefunden nennet, kömt auf folgendes an: Man theile die Zeit des Falles, in unendlich kleine gleich grosse Theilchen, jeden durch m vorgestellet, ein. Weil sich nun die Geschwindigkeit allemal wie die Zeit vom Anfange des Falls verhält: so kan sie im Mittel des ersten Augenblickes durch $\frac{1}{2}$m, im Mittel des zweyten durch $\frac{3}{2}$m, im Mittel des dritten durch $\frac{5}{2}$m ausgedrücket werden; und da jede dieser Geschwindigkeiten das Mittel zwischen den Geschwindigkeiten am Anfang und am Ende des Augenblickes, hält: so kan man annehmen, der Raum, den der Körper in einem solchen Augenblicke durchläuft, werde mit der mittlern Geschwindigkeit beschrieben; also verhalten sich auch die Räume wie $\frac{1}{2}$m, $\frac{3}{2}$m, $\frac{5}{2}$m, u. s. f. Woraus folget, daß die Räume in den ersten beyden Augenblicken, in den ersten drey Augenblicken, u. s. f. sich wie $\frac{1}{2}$m, $\frac{3}{2}$m u. s. f. D. i. wie die Quadrate der Zeiten verhalten. Ob dieser Beweis nicht mit denen, die die Fluxionenrechnung giebt, auf einerley Gründen beruhet, wird man leicht beurtheilen. In Huygens Buche de Horologio oscillatorio würde Herr Simpson einen gefunden haben, der das

Unendlich kleine nicht voraus setzet. Uebrigens handelt der Verfasser diese Aufgaben aus der höhern Mechanik ziemlich allgemein und vollständig ab.

Des zweyten Theils, erstes Abschnitt lehret die Fluxionen der Exponentialgrössen, wie auch der Seiten und Winkel der Kugeldreyecke finden; die letztere Untersuchung ist bisher eben noch nicht in den Anfangsgründen der Fluxionenrechnung zu finden gewesen, hat aber bekanntermassen in der Sternkunde ihren grossen Nutzen. Im zweyten Abschnitte wird gewiesen, wie aus Fluxionalgleichungen mit zwo veränderlichen Grössen, die Gleichungen zwischen den endlichen Grössen selbst zu finden sind. Man weis, daß hier nichts allgemeines und vollständiges zu erwarten ist, und der Verfasser findet sich oft genöthiget, die unendlichen Reihen zu brauchen. Von dem newtonischen Parallelogramme, welches man natürlich hier suchen sollte, hat er nichts, auch nur erwähnet. Der dritte Abschnitt zeiget, wie man aus gewissen gegebenen Integralformeln andere Integralen, bequemer finden kan, als wenn man solche unmittelbar suchte. Der vierte von dem Kunstgriffe zu integriren, da man statt der veränderlichen Gröſſe eine andere setzet, um dadurch die Differentialformel zu einer bequemern Gestalt zu bringen, (Transformatio fluxionum). Der fünfte lehret die Integrale von Rationalbrüchen, nach Coresens Harmonia Mensurarum. Der sechste wie die

Integrale gefunden werden, wenn Gröſſen mit ihren Logarithmen, Bogen mit ihren Sinuſſen u. d. g. zuſammen verwickelt ſind, nebſt andern Fällen dieſer Art. Der **ſiebente** zeigt, wie man die Integrale durch Näherung vermittelſt der unendlichen Reihen finden kan; der **achte**, betrachtet die Bewegung der Körper in widerſtehenden Mitteln, wo der Unterſchied unter dem Wege, den ein geworfener Körper, wie z. E. eine Bombe, in widerſtehender Luft nimmt, und der Parabel, die er im leeren Raume nehmen würde, gezeigt wird, wiewohl man in dieſen Unterſuchungen noch nicht ſo weit iſt, etwas vollſtändiges zu liefern. Der **neunte** Abſchnitt wendet die Fluxionenrechnung auf die anziehende Kräfte der Körper von verſchiedenen Geſtalten an; und der **zehnte** handelt die Methode von dem **Gröſſten** und **Kleinſten** ab, wenn die krumme Linie ſelbſt ſoll beſtimt werden, die ein Gröſſtes oder Kleinſtes giebt, und der **eilfte** enthält verſchiedene vermiſchte geometriſche, analytiſche, mechaniſche Aufgaben, an der Zahl 37. z. E. zu beſtimmen, in welcher Breite eine Linie, die auf die Erdfläche ſenkrecht ſtehet, mit einer, die aus dem Mittelpuncte der Erde gezogen iſt, den gröſſten Winkel macht, wenn die Verhältnis der Axe und des Durchmeſſers des Aequators gegeben ſind; den Unterſchied zwiſchen dem unendlich verlängerten Bogen einer halben Hyperbel und ihrer Aſymptote zu finden; wenn man eine faſt längſt einer ſchiefen Ebene hinauf, vermittelſt eines Seils, das um eine Rolle geht, und ein Gewicht an ſich hän-

gen hat, hinaufziehet, die Spannung des Seiles, und die Lage der Fläche, damit die Zeit des völligen Hinaufziehens am kürzesten wird, zu finden. Wenn ein Balken, um einen Mittelpunkt herum, beweglich ist, zu finden, was die Stütze für eine Länge und Lage haben mus, mit der man ihn am leichtesten erhalten kan. Die krumme Linie des Gleichgewichts (curua aequilibrationis,) Bestimmungen der Brennlinie, (exufticæ) die Zeit eines Pendels, das sich in einem Kreise schwinget, zu berechnen. Die Meridionaltheile auf der sphäroidischen Erde zu finden. Zu bestimmen, wenn die Zeitgleichung am grössten wird, u. d. m. Den Schlus macht eine Tafel hyperbolischer Logarithmen, für eine Reihe von Zahlen, die von 1 bis 10, durch alle einzelne Hunderttheilchen fortgehet, nämlich für 1,01, für 1, 02, für 1, 03 u. s. f. Herr **Johann Turner** hat sie berechnet.

Man sieht aus dem angeführten leicht, daß dieses Werk, als eine sehr brauchbare Einleitung in die Fluxionenrechnung, und die damit verbundene höhere Mathematik, anzusehen ist, und ein Lehrling, der nach solcher unterrichtet wird, oder die Geschicklichkeit hat, es fürsich selbst durchzugehn, eine gewisse Menge wichtiger Untersuchungen daselbst gesammelt, und deutlicher vorgetragen findet, als man noch bisher in einer dergleichen Einleitung gehabt hat.

IV.

IV.

Eſſays on the following ſubjects: I. On the Reality and Evidence of Miracles. II. On the extraordinary Adventure of Balaam. III. On the ſurpriſing Victory gained by Joſhua over Iabin. IV. On the religious war of the Iſraelitiſh Tribes againſt that of Benjamin. V. On the Relief of Jabeth-Gilead. By a Layman in Town. 8. 360 Seiten. London, 1753.

Der Inhalt dieſes Buchs betrift verſchiedene angefochtene Stellen der heiligen Schrift, die hier wider die Gegner der Religion gründlich gerettet werden. Die Veranlaſſung zu demſelben haben wir der Unwiſſenheit eines jungen Predigers auf dem Lande zu danken. Dieſer gute Mann komt zu ſeinem Unglück in die Geſellſchaft einiger benachbarter Herren, welche Freygeiſter ſind, und die Schriften ſolcher Leute fleiſſig geleſen haben. Sie gehen ſogleich auf dem Prediger los, und verlangen von ihm die Auflöſung verſchiedener Zweifel wider das Anſehn der göttlichen Offenbarung. Der Geiſtliche, welcher nichts beantworten kan, iſt ſo aufrichtig, daß er ihnen ſeine Schwäche bekennet und verſpricht, ſich in den vorgelegten Punkten von einem geſchickten Manne eines beſſern beleh-

belehren zu lassen. Er schreibt hierauf an den Verfasser dieser Abhandlungen, und ersuchet ihn um die Beantwortung der vorgebrachten Zweifel. Dieser lässt sich alsbald bereit dazu finden, und ertheilet dem Prediger in verschiedenen Briefen, den nöthigen Unterricht. Auf diese Weise sind diese Ausarbeitungen erwachsen. Der Verfasser ist kein Geistlicher. Er untersuchet also die Sachen ohne alle Partheylichkeit, da er weniger Interesse dabey zu haben scheinet. Die Vorrede zu dieser Schrift enthält einige nützliche Betrachtungen über Humes Buch: Essay on Miracles. Dieser Mann ist wirklich einer der gefährlichsten Gegner der Religion. Er sucht die Wahrheiten des christlichen Glaubens, unter dem Scheine einer Vertheidigung, lächerlich zu machen. Er pflegt solche Sätze zum Grunde zu legen, welche anfänglich ganz unschuldig scheinen, aber hernach, bey genauerer Untersuchung, auf Schlüsse führen, die der Religion Ungereimtheiten aufbürden wollen.

Der Verfasser entdeckt hier diesen Kunstgriff des Hume und zeigt an den Wundern, wie irrig die Sätze sind, auf welche die Widerlegung derselben gebauet ist. Das Werk selbst besteht aus sechs Briefen und enthält eben so viel Erklärungen verschiedener Stellen der heiligen Schrift. Der erste Brief handelt von der Gewißheit der Wunder, welche zur Bestätigung der jüdischen und christlichen Religion, geschehen sind. Die Ordnung, in welcher diese Materie hier abgehandelt

wird

wird, besteht darinn, daß alle Einwürfe der Gegner wider die Wunder sorgfältig aufgesuchet, genau beurtheilet, und bündig widerleget worden. Der gewöhnlichste Einwurf ist, daß die Wunder überhaupt die Gültigkeit einer Lehre nicht beweisen könten. Wie irrig dieses Vorgeben sey, kan man sogleich an Beyspielen darthun. So wird die Lehre von der Auferstehung durch nichts so kräftig bestätiget, als durch die Auferweckung von den Todten. Die Gegner gehen aber noch weiter, und läugnen so gar die Möglichkeit der Wunder. Diese Welt soll so vollkommen seyn, daß nichts darinn von irgend einem Wesen verändert werden könne. Allein sie überlegen nicht, daß eine so vollkommene Welt, wie sie sich dieselbe einbilden, nicht möglich sey, weil die Welt allezeit endlich bleibt, und also beständig mehrerer Vollkommenheiten fähig ist. Sie wollen einen Schöpfer haben, welcher in der Welt nichts mehr wirken soll, wenn er sie einmal erschaffen hat; und sehen nicht ein, daß dieses widersprechend sey, da die Welt in keinem Augenblicke ein ander Verhältnis gegen den Schöpfer erhalten kan, als daß sie in allen Stücken von dem freyen Willen desselben abhängen muß, folglich der unmittelbaren Regierung und Erhaltung des vollkommensten Wesens zu aller Zeit bedarf. Es ist noch ein Zweifel wider die Wunder übrig, welchen der Verfasser wie derleget. Man pflegt gemeiniglich so zu schliessen: wenn Gott einmal zur Besserung des menschlichen Geschlechts Wunder thut, so muß er sie beständig,

ſtändig, auf eben die Art, verrichten. Er iſt unveränderlich, und kan alſo nicht anders wirken, als wie er einmahl angefangen hat, der Zuſtand der Menſchen mag beſchaffen ſeyn, wie er will. Der Verfaſſer findet hierbey mit Recht zweyerley auszuſetzen. Man verwirret erſtlich die Unveränderlichkeit des Weſens und der Rathſchlüſſe Gottes, mit ſeinen Handlungen, bey welchen, ſeiner Vollkommenheit unbeſchadet, eine Abwechslung ſtatt finden kan. Ferner nimmt man als unbewieſen an, daß, wenn Gott bey der Wiederherſtellung der wahren Religion, Wunder thut, es hernach bey der Fortpflanzung derſelben beſtändig auf eben die Weiſe auch geſchehen müſſe. Das letztere iſt nicht nothwendig. Wir ſind zur Annehmung des Evangelii, um der ehemals geſchehenen Wunder willen, eben ſo wohl verbunden, als wenn ſie beſtändig wiederholet würden. Das Zeugnis der heiligen Schrift mus bey uns eben ſo viel gelten, da es unverwerflich iſt; als wenn immer neue Wunder vor unſern Augen geſchehen ſollten, welche ohnedem bey einer allzu groſſen Anzahl, ihre Kraft, in Anſehung unſerer Ueberzeugung, verlieren würden. Die Gegner führen gemeiniglich auch den Einwurf wider die Wunder an, daß man von der Wahrheit derſelben nicht urtheilen, noch vielweniger durch dieſelben die Göttlichkeit einer Lehre beweiſen könne, da ein jeder Betrüger und Stifter einer neuen Religion Wunder vorgegeben habe. Es iſt aber dieſes bereits von den gröſſten Männern aus dem Wege geräumet worden, und alſo dem

dem Verfaſſer nicht zu verdenken, wenn er ſich hier nicht darauf einläſſet, ſondern vielmehr in dem zweyten Briefe eine fernere Unterſuchung der Wunder in Egypten anſtellet, und vornämlich die Stelle 2 Moſ. 12, 11. u. f. zu erläutern ſuchet. Die Worte, welche hier erkläret werden, entdecken uns die Abſichten Gottes bey den wunderbaren Plagen in Egypten. Es ſind drey wichtige Wahrheiten, von welchen die Egypter und andern ägyptiſchen Nationen durch dieſe Wunder ſollten überzeuget werden, nämlich erſtlich, daß der Jehova, welchem die Hebräer dieneten, das höchſte Weſen, der Schöpfer und Erhalter aller Dinge ſey; zweytens, daß alle andern Gottheiten entweder bloſſe Erdichtungen, oder nur endliche und erſchaffene Dinge wären, und drittens, daß die Hebräer ein auserwähltes Volk dieſes einzigen wahren Gottes genennet werden könnten. Wenn man dieſes zum Grunde leget: ſo kan man, in den egyptiſchen Plagen, die Folge und Abſicht derſelben, gar leicht einſehen. Wir wollen jetzo nur bey der letztern, nämlich der Erwürgung der Erſtgeburt ſtehen bleiben. Dieſe war allein vermögend, die hartnäckigen Egypter von der Allmacht des wahren Gottes zu überzeugen, weil nur eine allmächtige Hand den Erwürger blos auf die Erſtgeburt lenken, und eben dieſes allmächtige Weſen die Iſraeliten von einem gleichen Schickſale befreyen konte, und endlich die Erwürgung der Erſtgeburt der ſtärkſte Beweis von der höhern Macht des Gottes Iſrael, vor den falſchen Göttern

der

belehren zu lassen. Er schreibt hierauf an den Verfasser dieser Abhandlungen, und ersuchet ihn um die Beantwortung der vorgebrachten Zweifel. Dieser lässt sich alsbald bereit dazu finden, und ertheilet dem Prediger in verschiedenen Briefen, den nöthigen Unterricht. Auf diese Weise sind diese Ausarbeitungen erwachsen. Der Verfasser ist kein Geistlicher. Er untersuchet also die Sachen ohne alle Partheylichkeit, da er weniger Interesse dabey zu haben scheinet. Die Vorrede zu dieser Schrift enthält einige nützliche Betrachtungen über Humes Buch: Essay on Miracles. Dieser Mann ist wirklich einer der gefährlichsten Gegner der Religion. Er sucht die Wahrheiten des christlichen Glaubens, unter dem Scheine einer Vertheidigung, lächerlich zu machen. Er pflegt solche Sätze zum Grunde zu legen, welche anfänglich ganz unschuldig scheinen, aber hernach, bey genauerer Untersuchung, auf Schlüsse führen, die der Religion Ungereimtheiten aufbürden wollen.

Der Verfasser entdeckt hier diesen Kunstgriff des Hume und zeigt an den Wundern, wie irrig die Sätze sind, auf welche die Widerlegung derselben gebauet ist. Das Werk selbst besteht aus sechs Briefen und enthält eben so viel Erklärungen verschiedener Stellen der heiligen Schrift. Der erste Brief handelt von der Gewißheit der Wunder, welche zur Bestätigung der jüdischen und christlichen Religion, geschehen sind. Die Ordnung, in welcher diese Materie hier abgehandelt

wird

wird, beſteht darinn, daß alle Einwürfe der Gegner wider die Wunder, ſorgfältig aufgeſuchet, genau beurtheilet, und bündig widerleget worden. Der gewöhnlichſte Einwurf iſt, daß die Wunder überhaupt die Gültigkeit einer Lehre nicht beweiſen könten. Wie irrig dieſes Vorgeben ſey, kan man ſogleich an Beyſpielen darthun. So wird die Lehre von der Auferſtehung durch nichts ſo kräftig beſtätiget, als durch die Auferweckung von den Todten. Die Gegner gehen aber noch weiter, und läugnen ſo gar die Möglichkeit der Wunder. Dieſe Welt ſoll ſo vollkommen ſeyn, daß nichts darinn von irgend einem Weſen verändert werden könne. Allein ſie überlegen nicht, daß eine ſo vollkommene Welt, wie ſie ſich dieſelbe einbilden, nicht möglich ſey, weil die Welt allezeit endlich bleibt, und alſo beſtändig mehrerer Vollkommenheiten fähig iſt. Sie wollen einen Schöpfer haben, welcher in der Welt nichts mehr wirken ſoll, wenn er ſie einmal erſchaffen hat; und ſehen nicht ein, daß dieſes widerſprechend ſey, da die Welt in keinem Augenblicke ein ander Verhältnis gegen den Schöpfer erhalten kan, als daß ſie in allen Stücken von dem freyen Willen deſſelben abhängen muß, folglich der unmittelbaren Regierung und Erhaltung des vollkommenſten Weſens zu aller Zeit bedarf. Es iſt noch ein Zweifel wider die Wunder übrig, welchen der Verfaſſer wie derleget. Man pflegt gemeiniglich ſo zu ſchlieſſen: wenn Gott einmal zur Beſſerung des menſchlichen Geſchlechtes Wunder thut, ſo muß er ſie beſtändig,

der Egypter: wenn sie das priesterliche Amt und die Erstgeburt, fast bey allen Völkern damals aufs genaueste mit einander verbunden waren, und man also aus diesem Umstande, von der Ohnmacht der erdichteten Götter, überzeugt werden musste, da sie nicht im Stande waren, ihren eigenen Priester zu Verderben zu retten.

Wir kommen nunmehr zu einer andern Stelle der heiligen Schrift, welche der Verfasser im dritten Briefe wider die Feinde des Wortes Gottes mit gleicher Stärke vertheidiget. Es ist die Geschichte des Bileams, welche 4 Mos. 22. erzählet wird. Wir vermuthen, daß es unsern Lesern nicht unbekant seyn wird, wie diese Begebenheit, von wenniger Zeit, auch in Deutschland von neuem untersuchet worden. Man pflegt gemeiniglich folgende Einwürfe wider die Glaubwürdigkeit dieser Sache vorzubringen. Erstlich, es sey nicht wahrscheinlich, daß Gott einen Mann, wie Bileam, mit dem Geiste der Weissagung ausgerüstet, und mit ihm einen so vertraulichen Umgang gepflogen haben solle. Allein es ist hierbey nichts unwahrscheinliches, wenn man erwäget, daß Gott die Absicht gehabt, die abergläubischen Völker, welche ihr Vertrauen auf ihre Wahrsager setzten, auf diese Weise von seiner Allmacht zu überzeugen. Warum hätte er einen bessern Mann, als den Bileam, erwählen sollen, da er durch einen solchen, seinen Endzweck, nicht so leicht würde erreichet haben? Es war auch Gott nicht unanständig,

mit einem ſolchen böſen und geitzigen Mann, wie Bileam unſtreitig geweſen, in ein Geſpräche einzulaſſen. Er hat es, mit Adam und Eva, nach ihrem Fall, ja ſo gar mit dem Satan ſelbſt, gethan. **Zweytens** wird geſagt, man könne nicht einſehen, warum Gott dem Bileam unterſaget, mit den erſten Boten des Balak zu gehen, und hernach bey der zweyten Geſandſchaft es ihm anbefohlen habe. Es geſchahe dieſes aber um eines deſto gröſſern Anſehens willen. Denn anfänglich kamen nur wenige Boten, und zwar von geringem Stande, deren Zeugnis von dem, was unterweges vorgegangen, ſogleich würde ſeyn verworfen worden. Da aber hernach eine andere feyerliche Geſandſchaft von den vornehmſten Perſonen der Moabiter nebſt einem zahlreichen Gefolge an den Bileam abgeſchickt würde; ſo war es um ſo viel weniger möglich, ihre Ausſage von dem, was ſie auf der Reiſe gehöret und geſehen, für verdächtig zu halten. Um dieſer Urſachen willen würde es alſo dem Bileam von Gott erſtlich unterſaget und hernach anbefohlen, mitzuziehen, und nichts iſt hierbey der Weisheit Gottes zuwider. **Drittens** wird daher ein Zweifel erregt, daß Gott über die unternommene Reiſe des Bileams unwillig geworden ſey, da er ſie ihm doch ausdrücklich anbefohlen, ja ſo gar durch einen Engel ihm an ſeinem Vorhaben verhinderlich geweſen, und endlich durch das Reden einer Eſelin, als einer ganz unmöglichen Sache, ſein Unternehmen beſtrafet habe. Allein, man muß ſich die Sache nur recht vorſtellen.

von Samaria an dem Waſſer Kiſhon oder den Waſſern zu Megiddo ſetzet, und von Gilgal nicht über funfzig engliſche Meilen entlegen war, folglich dieſer Ort in kurzer Zeit von den Iſraeliten erreichet werden können. Zum Beſchluſſe dieſer Abhandlung werden noch verſchiedene nützliche Anmerkungen über das damalige Kriegsweſen des jüdiſchen Volks gemacht, und hieraus die Möglichkeit hergeleitet, wie eine kleine, in ſo kurzer Zeit zuſammen gebrachte Armee, eine weit zahlreichere gänzlich ſchlagen können. Wir eilen zu einer neuen Unterſuchung, welche im fünfzehnten Briefe über den Krieg der eilf Stämme, wider den Stamm Benjamin, angeſtellet wird. Die Geſchichte ſelbſt ſtehet im neunzehnten Capitel des Buches der Richter. Die Feinde der Offenbarung glauben hier etwas zu finden, welches mit dem allerheiligſten Weſen Gottes, nicht beſtehen könne. Die Kinder Iſrael wären auf Befehl Gottes wider die Benjamiter ausgezogen; ſie hätten alſo eine gewiſſe Verſicherung eines vollkommenen Sieges gehabt, und gleichwohl wären ſie zum gröſſten Erſtaunen zweymal geſchlagen worden, und zwar von einem Haufen, auf deſſen Seite die ungerechteſte Sache geweſen wäre. So gegründet auch dieſer Einwurf, dem erſten Anſehen nach, ſcheinen möchte, ſo nichtig iſt er doch, wenn man nur erwägt, daß die Iſraeliten den Krieg wider Benjamin beſchloſſen, ehe ſie den Herrn um Rath gefraget, und ferner, daß ſie hernach von Gott nicht zu wiſſen verlanget, ob ſie ausziehen, ſondern nur, wen ſie zu

Stadt warum sollte er sich zu diesem Absehe nicht eines Engels bedienen, und ein Wunder thun, welches man bey der Esseln so lange zugeben muß, bis man die Unmöglichkeit aller Wunder dargethan hat. Die ganze Abhandlung ist übrigens voll von den auserlesensten und wichtigsten Betrachtungen über die Geschichte des Bileams.

Im vierten Briefe wird die Niederlage Jabins des Königs zu Hazor, welche im eilften Capitel des Buchs Josua aufgezeichnet ist, wider die Einwürfe der Gegner mit vieler Scharfsinnigkeit vertheidiget. Die gröste Schwierigkeit bey dieser Geschichte, scheint in den Worten des sechsten Verses in diesem Capitel, zu liegen, wo es heißt: Fürchte dich nicht, morgen um diese Zeit, will ich sie alle erschlagen geben, vor den Kindern Israel. Nun hatten die Feinde ihr Lager an den Wassern Merom und die Israeliten hatten sich zu Gilgal versammelt. Die Wasser zu Merom aber, wenn man mit Josepho die Samachonitische See darunter versteht, waren von Gilgal wenigstens hundert englische Meilen entfernet; folglich schien es offenbar unmöglich zu seyn, daß die Israeliten in so kurzer Zeit den Feind hätten erreichen können. Der Verfasser merket hierbey zweyerley an. Erstlich, daß der heilige Geschichtschreiber nicht angezeigt habe, wo die Israeliten damals eigentlich gestanden, da Gott diese Worte zu dem Josua geredet, und ferner, daß Merom eben das sey, was Eusebius Meyus nennt, und nicht weit

von Samaria an dem Wasser Kishon oder den Wassern zu Megiddo setzet, und von Gilgal nicht über funfzig englische Meilen entlegen war, folglich dieser Ort in kurzer Zeit von den Israeliten erreichet werden können. Zum Beschlusse dieser Abhandlung werden noch verschiedene nützliche Anmerkungen über das damalige Kriegswesen des jüdischen Volks gemacht, und hieraus die Möglichkeit hergeleitet, wie eine kleine, in so kurzer Zeit zusammen gebrachte Armee, eine weit zahlreichere gänzlich schlagen können. Wir eilen zu einer neuen Untersuchung, welche im fünfzehnten Briefe über den Krieg der eilf Stämme, wider den Stamm Benjamin, angestellet wird. Die Geschichte selbst stehet im neunzehnten Capitel des Buches der Richter. Die Feinde der Offenbarung glauben hier etwas zu finden, welches mit dem allerheiligsten Wesen Gottes, nicht bestehen könne. Die Kinder Israel wären auf Befehl Gottes wider die Benjamiter ausgezogen; sie hätten also eine gewisse Versicherung eines vollkommenen Sieges gehabt, und gleichwohl wären sie zum gröfsten Erstaunen zweymal geschlagen worden, und zwar von einem Haufen, auf dessen Seite die ungerechteste Sache gewesen wäre. So gegründet auch dieser Einwurf, dem ersten Ansehen nach, scheinen möchte, so nichtig ist er doch, wenn man nur erwägt, daß die Israeliten den Krieg wider Benjamin beschlossen, ehe sie den Herrn um Rath gefraget, und ferner, daß sie hernach von Gott nicht zu wissen verlanget, ob sie ausziehen, sondern nur, wen sie zu

ihren Anführer erwählen sollten. Und auf diese letztere Frage wurde ihnen auch nur die Antwort ertheilet. Hiernächst wird unter der Redensart den Herrn fragen, gar oft nichts anders verstanden, als dem grossen Rathe der Richter die Sache vortragen und deren Entschliessung darüber erwarten. Daß diese letztere Bedeutung hier statt finden könne, scheinet dadurch bestätiget zu werden, weil das Volk, erst nach der zweyten Niederlage, zum Hause des Herrn sich nahete, mit Fasten und Weinen, und mit Opfern vor dem Herrn, und hierauf die gnädige Verheissung eines Sieges erhielt, welche auch sogleich erfüllet wurde.

Den Beschlus dieser ganzen Schrift macht der sechste Brief, in welchem die Möglichkeit einer so geschwinden Befreyung der Stadt Jabes in Gilead, durch die Hand Sauls, wider alle Einwürfe deutlich gezeiget und die Glaubwürdigkeit dieser Begebenheit ausser allen Zweifel gesetzet wird. Die Beschreibung davon ist im eilften Capitel des ersten Buchs Samuelis befindlich. Die meiste Schwierigkeit bey dieser Heldenthat Sauls scheint die Kürze der Zeit zu seyn, in welcher er eine so grosse Armee habe zusammen bringen können. Nur sieben Tage waren den Einwohnern zu Jabes Bedenkzeit gegeben worden, sich an die Ammoniter zu ergeben, und während dieser Zeit versammeln sich auch unter der Anführung Sauls über dreymal hundert tausend Mann. So unbegreiflich uns dieses auch vorkommen mus, wenn wir die Sache

nach unserer jetzigen Kriegsverfassung ermessen wollen; so leicht wäre es doch in der damaligen Zeiten. Der Verfasser zeigt an dem Exempel der Israeliten, daß es, nach ihrer Einrichtung, der Menge des Volks und nach ihrer Kriegszucht, allerdings habe können bewerkstelliget werden. Und wenn man hierzu noch die kurzen Drohungen, unter welchen Saul alle Mannschaft aufforderte, in Erwägung zieht; so findet man einen fernern Grund, wie ein so grosses Heer sich ungesäumt an den bestimten Orten habe einfinden und in verschiedenen Haufen zur Entsetzung der Stadt Jabes anrücken können.

Man wird aus diesem kurzen Abrisse des angezeigten Buches zur Genüge wahrnehmen können, das hier keine gemeinen Sachen vorgetragen sind. Es herrscht darinnen durchgängig eine grosse Liebe zur Wahrheit, und keine gemeine Einsicht in die Grundsprachen und Alterthümer.

Wir wünschen, daß alle Ausleger der heiligen Schrift, dem Beyspiele des Verfassers folgen; bey ihren Erklärungen die Absicht derselben nicht so sehr aus den Augen setzen, und hingegen sich der Begierde weniger überlassen möchten, dem Leser, oft am unrechten Orte, eine Aussicht in den weiten Umfang ihrer Gelehrsamkeit zu öffnen.

V.

The Centaur not fabulous in ſix lettres to a friend *on the Life in Vogue.* Doth he not ſpeak Parables? Ezech. London, printed for Millar. 1755.

Der Verfaſſer dieſer ſechs **Briefe an einen Freund, über das im Schwange gehende Leben**, iſt der berühmte **Young**, der ehrwürdigſte unter allen engliſchen Dichtern. Er hat ihnen den allegoriſchen Titel: **der nicht fabelhafte Centaur** gegeben, und die Urſache erklärt er gleich zu Anfang der **Zueignungsſchrift an die Lady *****. „die Wollüſtigen, ſagt „er, die Ruchloſen und Laſterhaften ſind die Ge„genſtände dieſer Briefe, und bey dieſen reiſſt, „wie bey dem fabelhaften Centaur, der thieriſche „Theil, den menſchlichen mit ſich fort; deswegen „nenne ich ſie **Centauren**. Und ferner nenne ich „ſie **nicht fabelhafte Centauren**, weil durch ih„re kaum halbmenſchliche Aufführung, und ihren „eben ſo unnatürlichen Character, dieſes räthſelhaf„te, und nur in der Idee beſtehende Bild der „Alten nicht nur aufgelöſt, ſondern auch **zur „Wirklichkeit gebracht** wird.

Die meiſten Thorheiten und Laſter des jezt im Schwange gehenden Lebens, entſpringen unſtreitig aus der keine Gränzen kennenden, wilden und blinden Begierde nach Vergnügen, die ſich

aller Stände und Lebensarten so grausam bemeistert hat. Doch so allgemein diese **Ueppigkeit** herrschet, eben so allgemein herrscht auch der **Unglaube**; und nie wird eines dieser Laster ohne das andre herrschen oder fallen können. „Bey einigen ist der **Unglaube** der Vater der Wollust; „Eva zweifelte erst, und aß hernach. Bey andern ist er eine Folge von ihr. Die meisten von „Evens Töchtern schmecken erst, und verfallen „denn in den Unglauben. Dieser und die Wollust „zeugen wechselsweise einander; und wer eins davon ausrotten will, muß **beyde** angreifen.

Und dieses thut auch unser Verfasser, in dem er in dem **ersten** dieser Briefe wider den **Unglauben**, und in den **drey folgenden** wider die **Ueppigkeit** auf eine Art prediget, die er, nachdem harten Gefühl der Ungläubigen, und nach den eckeln Ohren der Wollüstigen, besonders eingerichtet zu haben scheint.

Den **ersten Brief wider den Unglauben**, scheinen die Werke des **Bolingbroks** besonders veranlaßt zu haben, dessen Begriffe von den menschlichen Pflichten, von dem äusserlichen Gottesdienste, und der erlaubten Befriedigung unsrer Begierden, vor andern bestritten werden. Eine gewisse Schriftstelle, über welche der Lord gespottet, wird auf eine sinnreiche Art wider ihn selbst gerichtet. „Da die **Kinder Gottes** bey den „**Töchtern der Menschen schliefen**, zeug-

„ten

„ten sie Riesen. So zeugen grosse Talente, „sagt Young, wenn sie sich in niederträchtige „Absichten verlieben, Irrthümer von ungeheurer „Grösse, sowohl im Verstande, als in den Sit„ten. Nach unsrer deutschen Uebersetzung der Bibel würde diese Anwendung weggefallen seyn; denn daselbst finden wir, anstatt der Riesen, Gewaltige in der Welt und berühmte Leute. Der vornehmste Punkt aber, den unser Verfasser, gegen den Bolingbrok, und seine Anhänger lenket, ist eine Rettung des Glaubens und der Geheimnisse, von welchem er behauptet, daß er, ohne Absicht auf etwas anders, ohne der bösen moralischen Folgen des Unglaubens zu gedenken, schon seiner selbst wegen nothwendig sey. „Der Glaube ist nicht allein ein Mittel zu gehor„chen, sondern selbst das wichtigste Werk und der „stärkste Beweis des Gehorsams. Er ist nicht „allein ein unentbehrlicher Grund; nicht allein ein „Altar, darauf zu opfern, sondern das Opfer „selbst, und von allen das grösste. Er ist eine „Unterwerfung unsers Verstandes, und macht „unsre vergötterte Vernunft zu einem Opfer, das „wir Gott darbieten, und das er so unumgäng„lich verlangt, daß unser ganzer Wille und unsre „Neigungen, die doch, dem Scheine nach, ein gröss„seres Geschenk wären, ohne dasselbe nicht von „unsern Händen werden angenommen werden.

Könten hier aber nicht die Gegner fragen: wozu diese Unterwerfung des Verstandes? Und

heisst das nicht, uns in einem Kreise herumführen, wenn man sagt: der Glaube ist wegen der Unterwerfung des Verstandes nöthig? Denn was ist die Unterwerfung des Verstandes anders, als Glaube? Und was sagt man also mehr damit, als dieses: der Glaube ist wegen des Glaubens nöthig?

Auch das, was Young zum Theil zur Vertheidigung der Geheimnisse, und besonders des Geheimnisses der Dreyeinigkeit, sagt, ist mehr witzig als gründlich. Man mus in einer so wichtigen Materie nicht aus jeder Gedanke ein Argument drehen wollen; man begnüge sich an den wahren Gründen, und mache die gute Sache durch Scheingründe nicht verdächtig. Die Offenbarung des Geheimnisses der heiligen Dreyeinigkeit, sagt er, „ist uns nicht allein unentbehrlich, um den Grund „des Christenthums zu verstehen, sondern auch, „meinem Verstande nach, ein unumstöslicher Be„weis von der Wahrheit derselben.„ Das erste ist richtig; aber nun höre man wie er das andre beweiset: „denn dies ist ein Geheimnis, fährt er „fort, worauf von Natur nicht leicht die Ein„bildungskraft eines Menschen hätte fallen können, „welches seine grössten Feinde dadurch, daß sie es „so halsstarrig verwerfen, selbst bekennen; denn „warum verwerfen sie es, als eben aus dieser Ur„sache? Unsre Widersacher befestigen uns also auf „gewisse Weise in unsrer Ueberzeugung von diesem „wichtigen Artikel unsers Glaubens, den sie am „meisten verdammen; und (welches zur Ehre un-

„unſers Glaubens merkwürdig iſt) ſie befeſtigen „uns darinn durch eben den Grund, der ſie ver„führt, ihn zu verdammen. In einem Gedichte möchte ein ſolcher Beweis, der weniger bündig, als blendend iſt, noch hingehen; und vielleicht hätte er in den Nachtgedanken des Verfaſſers einen würdigern Platz gefunden.

Der zweyte, dritte und vierte Brief von der Ueppigkeit, ſind eines Auszugs weniger fähig, Young hat auch hier ſeiner Einbildungskraft freyen Flug gelaſſen, und vielleicht würde er ſo viel ſchönes nicht geſagt haben, wenn er es hätte ordentlicher ſagen ſollen. Er macht ſich nicht allein alle Zwangloſigkeiten eines Briefes zu Nutze, ſondern er bedient ſich auch andrer freyer Wendungen, durch die ein Brief aufhört, ein Brief zu ſeyn; indem er, zum Exempel, weitläuftige Anreden an fremde Perſonen einſchaltet, und ſeinem Correſpondenten unterdeſſen den Rücken zukehrt. Wir wollen aus dem zweyten Briefe die Beſchreibung eines Wollüſtigen, und aus dem vierten das Gebet deſſelben hier mittheilen.

„Von welcher Natur, welchem Geſchlechte „oder Range dünkt ſich der Wollüſtling (ob er ſich „gleich, wie ich fürchte, dieſe Frage niemals vor„gelegt hat) in der Schöpfung zu ſeyn? hält ſich „dieſe bis jezt noch unerklärte, unbeſchriebene Crea„tur für ein unſterbliches Weſen? oder betrachtet „ſie ſich nur als ein vernünftiges? oder gar

„als

„als ein bloſſes Thier? hält ſie ſich für unſterblich,
„warum ſezt ſie die Ewigkeit aus den Au-
„gen? hält ſie ſich für vernünftig, ſo laſſe ſie die
„Vernunft herrſchen; oder für ein bloſſes Thier,
„ſo folge ſie doch dem natürlichen Triebe, und
„überſchreite nicht ſeine Gränzen. Die Mahlzeit
„eines Thieres iſt vorüber, ſo bald ſein Hunger be-
„friediget iſt. Hält ſie ſich für eine Zuſammen-
„ſetzung von allen dreyen, ſo laſſe ſie es nur zu
„keiner Verwirrung werden, ſondern eine Zu-
„ſammenſetzung bleiben; nichts, als Ordnung,
„kan dieſen Namen erhalten. Nein der Wollüſt-
„ling iſt keines von dieſen allen. Er iſt unſterb-
„lich, ohne ſeine Unſterblichkeit zu empfinden. Er
„iſt ein vernünftiges Weſen, das die Vernunft von
„ihrem Throne verjagt, und ein Thier, das ſeinen
„Inſtinct überſchreitet; eine traurige Verbindung,
„ein elendes Chaos von allen, ohne die Vorzüge,
„eines einzigen, ja er leidet durch alle, weil er alle
„misbraucht. Sie ſind nicht das, wozu ſie der
„Himmel beſtimmt hatte, drey Partheyen, die
„ſich zu ſeiner Glückſeligkeit verbunden haben; ſon-
„dern drey Aufrührer, die er ſelbſt wider ſeine
„Ruhe verbindet. — —

„Er iſt einer, der glücklicher zu ſeyn wünſcht,
„als für einen Menſchen möglich iſt, und der we-
„niger glücklich iſt, als die meiſten wirklich ſind.

„Einer, der die Glückſeligkeit allenthalben,
„nur nicht an dem Orte ſucht, wo ſie zu finden iſt.

„Ei-

„Einer, der eifriger arbeitet, als ein Tag„löhner, und nicht nur jenes Lohn nicht empfängt, „sondern selbst theuer bezahlt.

„Er ist ein unsterbliches Wesen, das nur „zwey Kennzeichen von einen Menschen an sich „hat: die aufgerichtete Stellung und die Fähigkeit, „einen Narren vorzustellen, welche ein Affe nicht „besitzt.

„Er ist ein unsterbliches Wesen, daß in der „einzigen, traurigen, und noch dazu falschen „Hoffnung triumphirt, daß es so glücklich seyn „wird, als ein Affe, wenn beyde todt sind, ob es „gleich daran zweifelt, es beym Leben zu werden.

„Er ist ein unsterbliches Wesen, das kein „einziges seiner geliebtesten Vergnügungen verlie„ren würde, wenn man ihn in ein Thier im Stau„be verwandelte, das sie aber alle verlieren müsste, „so bald es ein Engel im Himmel würde.

„Es ist also gewis, daß er nicht wünscht da „zu seyn, und da er es jezt nicht einmal wünscht, „wie kan er es hoffen, wenn der Tag seiner Zer„streuung vorüber ist? Und ohne Hofnung — „Was ist da unser Wollüstling? Morgen ein „Unglücklicher, ein Verzweifelnder.

Das Gebet des Wollüstlings.

„O du, dessen Allmacht nur die unterge„ordnete Eigenschaft, und ein bequemes Werk„zeug deines Vergnügens ist! Du grosse Quelle

„der

VI.

The *Oeconomy of Love a Poetical Essay. Insanire docet certa ratione modoque*, a new Edition. London, Printed for M. *Cooper*, at the *Globe* in *Pater-Noster Row*. 1753.

Die Liebe ist allezeit einer der vornehmsten Gegenstände der Dichter, in allen Jahrhunderten, gewesen, und sie wird es bleiben, so lange es Jünglinge und Mädchen giebt, die lieben und sich lieben lassen, und in dieser Empfindung ihr Glück finden. Die angezeigte Oeconomie der Liebe verdient, wegen ihrer poetischen Schönheiten, bemerkt zu werden, ungeachtet zu wünschen wäre, daß der Dichter sich mehr über die körperlichen Reizungen und Wollüste, erhoben hätte. Er hat oft viel zu freye Züge gewagt, und gleicht einem Mahler, der seine Kunst an einem unangenehmen oder unanständigen Bilde versuchen hat. Er entdeckt alle Geheimnisse des Ehestandes, er schildert alle Ausschweifungen der Jugend und Wollust mit nur zu lebhaften Farben ab, er redet von den Künsten verführerischer Phrynen und den Folgen der unordentlichen Liebe mit so weniger Zurückhaltung, daß man die Dichtkunst bedauern mus, daß sie den Schmuck zu diesem allen hergeben müssen. Wir wissen indessen, daß dieses Gedicht mit vielem Beyfall in England aufgenommen

nommen worden, und dieses ist ein Beweis, daß der so berufene Tiefsinn und Ernst des Engländers, ihn vor den Geschmack an Schriften, die ein französischer Crebillon kaum mit übertriebenern Freyheiten würde beschenkt haben, nicht sichert.

Mit dem Beweis, daß dieses Gedicht viel freye Stellen hat, wollen wir unsre Leser verschonen, und wir hoffen, sie werden sich nicht weigern, es uns, auf unser Wort, zu glauben, so bald sie folgenden Anfang des Gedichts gelesen haben werden, worinnen der Verfasser sein Vorhaben entdeckt:

„Deine Freygebigkeiten, o Liebe, in deinen süssesten Entzückungen, wenn, reif genug, das schmelzende Paar sich ihnen überlässt, und wie man die hochzeitliche Freude am besten befördern, wie man die Schlangen, die unter der blumichten Wollust versteckt liegen, vermeiden kan; besinge ich; wofern du, schöne Cythere, auf meinen Versuch holdreich zu lächeln geruhest. Ob du gleich keine von den neun Musen bist: so dienen dir doch oft die Musen, oft tanzen sie in deinem Gefolge, ungeachtet sie Jungfrauen sind. Komm lass deinen Knaben nicht zurücke, den blinden, doch niemals irrenden Bogenschützen. Hymen erhebe deine heilige Fackel hoch. Ich singe deine Geschenke.

Ihr Jünglinge und Jungfrauen, wenn euer edles Blut die Wärme von funfzehen Sommern

getrunken; so ladet euch die Liebe ein; so wecket die vollendete Empfindung zu neuen Entzückungen euch auf; weil von einer schärfern Begierde gespornt, der hitzige Jüngling, seine schimpflichen Fesseln zersprengt, und weil, von geheimen Flammen getrieben, das reifere Mädchen sich bewust und schüchtern, ihr fühlendes Herz verräth.„

Daß aber dieses Gedicht an Schönheiten nicht leer ist, welche die Aufmerksamkeit unsrer Leser verdienen, müssen wir beweisen, und dadurch die Anzeige desselben rechtfertigen.

Nach einer Warnung vor den gefährlichen Folgen der Wollust, wovon der Dichter weit allgemeiner hätte reden sollen wenn es seine eigentliche Absicht gewesen wäre, dafür zu warnen, fährt er so fort:

„Sey du weiser, und suche dir eine sanfte Schöne, die eine zärtliche Sympathie an dich zieht: wenn unterdessen, alle sonst ihre Gefangene, durch ihre majestätische Schönheit zurück gehalten, in der Ferne trauern, daß ihre Reizungen, durch hochzeitliche Gelübde und eine sichere Wahl, dir gewidmet sind; opfre derselben alle kostbaren Stunden auf — — sinke mit deinen Wangen an ihre wallende Brust, drücke feurige Küsse auf ihre balsamische Lippen, und trinke unwiderstehliche Liebe aus ihren Augen.„

Auf

Auf dieſe Stelle folgen Lehren, die den Lehren gleich ſind, welche **Günther** in einem berufenen Gedicht dem **Johannes Secundus** nachgeſungen hat.

Den **Liebhabern** ſchreibt der Dichter verſchiedene Geſetze vor, und empfiehlt ihnen beſonders die Verſchwiegenheit. Da aber Fälle ſich ereügen können, wo die Verſchwiegenheit nichts mehr hilft: ſo unterrichtet er diejenigen, welchen die Heftigkeit der Liebe zu ihren Gebieterinnen die Herrſchaft über ſich ſelbſt geraubt hat, auf folgende Art von ihren Pflichten:

„Wenn aber ein zorniges Geſchick, oder die Liebe zum Verräther wird, oder die laute **Lucina** das wichtige Geheimnis ſaget: und deine Geliebte wohlgeſtalt, tugendhaft, und deines geſetzmäſſigen Bettes würdig iſt: ſo rette ſie, ich beſchwere dich, von der niedrigen Schande, und der einſamen Schaam: las der Ehe heiliges Band die unzertrennlichen Flammen rechtfertigen. Wo aber eine niedrige Herkunft ihren Hofnungen verbeut, zu dir ſich empor zu heben: ſo ſetze wenigſtens vor der Dürftigkeit ihren niedrigen Stand in Sicherheit, der durch dich noch weit mehr erniedriget und als ein hülfloſer Raub, an den Mangel, den ſtrengen Feind der Tugend, des guten Namens und des Lebens, verrathen worden. O! las nicht einer Mutter Weh, nicht die Klagen der trauenden Unſchuld, noch die Thränen einer wim-

mernden Schönheit, deine ſtrafbaren Freuden ſchänden: Soll ſie, noch jüngſt die Süſſigkeit deines Lebens, deine gröſſte Wolluſt, —— die deine Gelübde für aufrichtig, deine Leidenſchaft für mehr, als eigennützig, und deine Liebe ihr ſo gewidmet hielt, als die ihrige dir war: ſoll ſie, (o grauſamer Meyneid) da von ihrem befleckten Namen die Winde ſiech werden, da die neidiſche Sprödigkeit läſtert, ——— da jeder Freund ſie verabſcheuend flieht, ſoll ſie nicht in dir eine unwandelbare Freundſchaft finden? Wenn ſie, dir wohlbekant, zu deinen Armen, mit gewohntem Vertrauen flieht, ihren Kummer auszugieſſen, und ihren Sorgen zu ſchmeicheln, ſoll ſie alsdenn dein ungetreues Herz nicht einheimiſch und von ihr entfernt finden? Zu dieſer unglücklichen Stunde willſt du ſie unfreundlich von deiner Liebe wegſtoſſen? Soll ein verzehrender Kummer ihre vormals geprieſnen Reizungen verwüſten; ſoll ſie verlaſſen, ihr Leben ausſchmachten; verachtet, unverbunden, ihre entehrten Tage zubringen? — —

Eine fromme Pflicht, öft vernachläſſiget, fordert nächſtdem meinen Geſang. Wenn von deinem geheimen Bette der Wolluſt unverlangte Abkömlinge ſich erheben: ſo las ſie dem Tage liebreich willkommen ſeyn: es befiehlt es die Natur. Höre der Natur heilige Stimme: und lerne von der ungeheuerbrütenden Tiefe, von der räuberiſchen Luft und der heulenden Wildnis, väterliche Tugenden. Soll der ſchleichende Bär

mehr

mehr Vater, als du, seyn? Du auch ein Kind vormals, hülflos und schwach, hättest, ohne väterliche Sorge, nicht gelebt, ein Geschlecht zum Elende fortzupflanzen, dem stiefmütterlichen Schicksal vielleicht einen würdigern Sohn zu überlassen, als dein Vater zärtlich erzogen.„

Das Lob der Liebe, welches der Verfasser fast zu Ende des Gedichts entworfen hat, finden wir ungemein schön:

„Allmächtige Liebe! o unerschöpfte Quelle allgemeiner Freuden, erster Grund der allesschaffenden Natur! Harmonie, durch welche ihre mächtige Bewegungen regieret werden! zärtlicher Tyrann jedes Elements! dessen Herrschsucht unwiderstehlich durch die Wildnisse der Luft gefühlet wird, durch die Erde und das tiefe Reich des Meeres! Wir, deine willigen Sclaven, wir bekennen deine sanfte Macht, die in uns am höchsten ist, durch liebenswürdige Eigenschaften, über das blos sinnliche Gefühl der Thiere erhaben. Durch deinen zärtlichen Reiz wird die wilde Brust gezähmt, das Genie erhoben. Dein himmlisches Feuer begeistert mit allem, was edel, gros, oder menschlich, und anständig ist; was die Seele ziert, das Leben mit Anmuth und Süssigkeit füllt; und ohne dich ist nichts freudig und lieblich.„

„Doch, fährt er fort, widmet dieser bildenden Meisterin, dieser Zauberin der Seele, dieser

Beherrscherin jeder seinern Brust nicht alle Stunden. Andere Freuden, andre Bestrebungen sind eben so wenig zu verabsäumen. Diese werden mit der angenehmsten Abwechslung eure Tage erheitern, und von ihnen werdet ihr mit lebhaftern Empfindungen zur Liebe zurückkehren, wenn sie euch wiederum zu sich einlädt. Möchten doch diejenigen Freuden am wenigsten hindangesezt werden, welche die Seele mit Tugend, Empfindung und Anständigkeit ausschmücken, alles, was zuvor schon liebenswürdig war, noch liebenswürdiger machen, und der Liebe neue Anmuth und Würde leihen. Das Leben hat auch ernsthafte Sorgen, deren thörichte Verabsäumung euch die Mittel des Vergnügens entziehn, — und es kömt ein Alter, da die Liebe, ach! die Blüthe der menschlichen Freuden in schrecklichem Froste verwelkt. O unglücklicher alsdenn! dreymal unglücklicher! wenn sie deine einzige Freude gewesen ist! „ —

Was für ein vortreffliches Gedicht würde der Verfasser nicht gemacht haben, wenn er immer in diesem Tone gesungen hätte, der auch in folgender Ermahnung an die Schönen den Lesern gefallen wird:

„Aber hauptsächlich dir, schöne Nymphe, geziemet zu wissen, daß Liebe und Freude in ihrem Frühlinge den Verfall, das Schicksal aller erschaffenen Dinge am meisten zu fürchten haben. Sey mässig: der schamhaft sich ergebende Kuß reizet

am

am meiſten, und gewährt die reinſte Freude — — Heil dir Sittſamkeit! ſchöner weiblicher Stolz, heil dir! du vornehmſte Zierde der Schönheit und du Selbſt der Schönheit! Denn die Schönheit muß allezeit bey Tugend wohnen, und du biſt Tugend! und ohne dich eckelt Schönheit, und Reitz iſt unſchmackhaft. — —

Der Beſchluß enthält ein ſchreckenvolles Bild, deſſen Anblick für ſolche, beſetzt des englischen Gedichts, die auf die vorhergehenden Beſchreibungen deſſelben zu Zuſchauer ſam gewesen ſind, ſehr lehrreich ſeyn kan: Sparete die Gerechtigkeit die Menſchen von Sodom? gleich uns ſündigten ſie, gleich uns ſuchten ſie die Pfade ungeheurer Freuden; bis endlich, zum Zorne getrieben, der allgeduldige Himmel herabſteigend ſie in einen ſchwefelichen Sturm einhüllete. Und wo ſtolze Paläſte erſchienen, die Wohnungen der Schwelgerey, ſchläft jetzt ein trauriger See: das rachvolle Andenken des Zorns, wider die Söhne der Ueppigkeit vollzogen!

VII.

The Old Maid by Mary Singleton, Spinſter. To be continued every Saturday. London printed for A. Millar, in the Strand, and ſold by S. Bladon in Paternoſter-Row.

Die wöchentlichen Blätter, an welchen, ſeit Steeleens und Addiſons unſterblichen Werken, in England nie ein Mangel geweſen iſt, ſind, im Monat November voriges Jahres, mit dieſer alten Jungfer vermehrt worden. Sie wird in London alle Sonnabende ausgegeben, und wir haben gegenwärtig die erſten fünf Stücken vor uns. Wer hinter dem erdichteten Nahmen, Maria Singleton, eigentlich verborgen ſey, wiſſen wir nicht. Wir finden, im Anfang des erſten Stücks, wo die Verfertigung dieſes wöchentlichen Blatts, in einem ſehr luſtigen Tone, entſchuldigt wird, folgende Stelle: „Eine „alte Jungfer iſt, nach meiner Meinung, das „unnützeſte und am wenigſten bedeutende Geſchöpf „auf dem Erdboden, und da ich ſo unglücklich „bin, eines von dieſen unnützen Thieren zu ſeyn: „ſo habe ich geglaubt, es läge mir ob, dem gemei„nen Weſen auf eine oder die andre Art Dienſte „zu leiſten„. Wir ſind durch dieſe Stelle veranlaſſt worden, zu zweifeln, daß eine alte Jungfer wirklich die Verfaſſerin dieſer wöchentlichen Blät-

ter sey. Es müsste denn seyn, daß die alten Jungfern in England richtiger von sich dächten, als die alten Jungfern in Deutschland. Diese letztern sind so wenig gewohnt, sich für unnütze und nichtsbedeutende Geschöpfe zu halten, daß sie sich vielmehr, vor der Erinnerung an den längstverflossenen Tag ihrer Geburt, sehr in Acht nehmen, und, in dieser glücklichen Vergessenheit, auf die Verehrung und Bewunderung der Mannspersonen noch immer die gegründetesten Ansprüche zu haben glauben. Nie werden sie sich verrätherische Runzeln, oder einen bejahrten ungelenkigen Körper, abhalten lassen, sich um eine jugendliche Lebhaftigkeit zu bemühen. Anstatt mit den Müttern und Grosmüttern ernsthaft zu seyn, wollen sie mitten unter den Töchtern und Enkelinnen noch scherzen. Wenn ihnen zuzutrauen wäre, daß sie ihre Jahre und den Anakreon kennten, der noch im Alter trank, der seine Glatze unter Rosenkränzen verbarg, dessen Hand oft die Krücke wegwarf und ein Mädchen zum Tanze nahm, kurz, den Anakreon, der ein alter Jüngling war: so könte man ihnen schuld geben, daß sie die Begierde hätten, weibliche Anakreons zu seyn, und daß ihnen das Unglück begegnete, durch diese Begierde lächerlich zu werden. Doch wir müssen uns, von unsren englischen alten Jungfer, nicht zu weit verlieren. Obgleich ihre Aufsätze weit unter den Aufsätzen eines Zuschauers und Aufsehers zurückbleiben: so sind sie deswegen doch werth, gelesen zu werden. Die Kenner solcher Blätter werden vermuthen können, daß im ersten

Stück ihre Geschichte erzählt wird. Die merkwürdigsten Umstände daraus sind, daß sie in ihrer Jugend einen Liebhaber gehabt hat; daß sie ihn, und er sie (im Vorbeygehn bemerken wir, daß bey vielen **deutschen alten Jungfern** nur der erste Umstand eintrift,) wirklich heirathen wollen; daß er aber von seinem sterbenden Vater beschworen worden, sich mit einem gewissen andern Frauenzimmer zu verbinden; daß sie nicht nur aus dieser Ursache, sondern auch, weil sie, nach dem Tode ihrer Schwester, die Erziehung einer von ihr hinterlassenen Tochter übernehmen müssen, sich entschlossen, unverheirathet zu bleiben. Sie beschliesst ihre Geschichte, mit der Versicherung, daß sie, ohne selbst Mutter zu seyn, alle Pflichten einer Mutter erfüllt, und alle Mühe angewendet habe, künftig mit ihrer Nichte einen würdigen Mann glücklich zu machen.

Im zweyten Stücke treffen wir den Character der **Julie**, ihrer Nichte, an. Sie hat über dasselbe die Ekelle aus dem **Donne** gesetzt:

—— her pure and eloquent blood
Spoke in her cheeks, and so distinctly wrought,
That one might almost say her body thought.

„Ihr reines und beredtes Blut sprach auf ihren „Wangen, und wallete so sichtbar, daß man fast ih„rem Körper Gedanken zuschreiben konte.„

Ausser dem erwähnten Character, theilt die Verfasserin auch eine Nachricht von der eigentli-

chen

chen Einrichtung dieſes Werks mit. „Ich werde mir, ſagt ſie, keinen regelmäſigen Plan machen, denn ich bin eine zu freygebohrne Brittin, als daß ich mich einem Dinge, daß einer Regel gleich ſieht, unterwerfen ſollte. Ich will mich von der Gattheit regieren laſſen, die ſo lange die Beherrſcherin dieſer glücklichen Inſel, und beſonders des weiblichen Theils derſelben, geweſen iſt. Ich meyne den Eigenwillen, den Abkömling der Freyheit und des Ueberfluſſes.„

Die dieſem zweyten Stücke noch einverleibte Vertheidigung gegen einen Anfall, den die **alte Jungfer** wegen ihres erſten Stücks, und alſo gleich in der Kindheit ihre Autorſchaft, von einem wöchentlichen Schriftſteller * erfahren müſſen, iſt von keiner Erheblichkeit.

Im dritten Stück finden wir einige lesenswürdige Gedanken über die **Dichtkunſt**, und über die ſo ſehr verabſäumte Pflicht der Groſſen, ungemeine Talente zu unterſtützen, welche hier dem Schutz der Schönen empfohlen werden.

Das vierte Stück enthält theils Klagen über das Ungemach angehender Schriftſteller theils aber die Rettung des vorhergehenden Stücks, gegen einen dawider gemachten Einwurf.

Das

* The Connoiſſeur.

ihr ſtillſchweigend zu unterwerfen, ohne durch unſre liebloſe und vermeſſenen Verdammung, das Elend dieſer unglücklichen Geſchöpfe zu vergröſſern, von welchen es uns unmöglich iſt, richtig zu urtheilen, da wir ihnen nicht ins Herze ſehen können. Wenn wir bekehren wollen: ſo laſſt uns bey uns anfangen; und wenn wir ſelbſt ohne Fehler ſind: ſo werden wir ein gegründekeres Recht, obgleich, wie ich ſehr geneigt bin zu glauben, einen ſchwächeren Willen haben, andere zu tadeln. Ich unterſtehe mich nicht, ſchlechterdings zu behaupten, daß dergleichen erſchreckliche Begebenheiten nicht oft die Strafen der göttlichen Vorſehung, vor die Vergehungen eines ſündigen Volks ſeyn könten. Ich behaupte nur, daß es uns, die wir zu blödſichtig ſind, Gottes Abſichten zu erkennen, nicht zukomt, den Grund gewiſſer beſonderer Vorfälle zu beſtimmen, und, als wenn wir in die Rathſchlüſſe des Allerhöchſten eingedrungen wären, die Urſachen anzugeben, warum Gott den Untergang dieſes unglücklichen Volks zugegeben hat.

Unſre Regierung ſcheint nach andern Grundſätzen gehandelt zu haben, und ihr menſchenfreundliches Verfahren bey dieſer Gelegenheit kan niemals genug geprieſen werden — — Die Grosmuth iſt allemal die unterſcheidende Tugend dieſer Nation geweſen, und da wir, mit dieſem unglücklichen Volke, in mehrerer Verbindung ſtehen, als mit irgend einem andern Lande: ſo haben ſie ein Recht, eine beſon-

besondere Beyhülfe von uns zu erwarten. Ich kan mir nicht einbilden, daß es jemanden möglich fallen sollte, einen Beytrag zu verweigern, wodurch die Leiden dieser beklagenswürdigen, Menschen gelindert werden könten, deren Zustand den erhaltenen Nachrichten zu Folge, weit schrecklicher ist, als die Einbildungskraft sich vorstellen kan.

Wenn wir sie von der erhabenen Reinigkeit unsers Glaubens überzeugen wollen: so geschehe es nicht durch unzeitige und unchristliche Vorwürfe, welche sie wider unsre Religion nur mehr aufbringen würden; sondern durch liebreiche menschenfreundliche und christliche Handlungen — —

Der übrige Inhalt dieses Stücks ist weniger allgemein, daher wir ihn übergehen, und nur noch versprechen wollen, unsre Leser mit den folgenden Aufsätzen der **alten Jungfer**, so bald sie uns in die Hände fallen, ebenfalls bekant zu machen.

VIII.

Anekdoten, welche den Herrn Archibald Bower ehedem öffentlichen Lehrer der Rhetorik, Historie, und Philosophie auf den Universitäten zu Rom, Ferrara und Macerata, auch Inquisitionsrath am letztern Orte, betreffen.

Wir werden in unsrer Bibliothek künftig von der vortreflichen Historie der Päbste des Herrn Bower ausführlich reden, und wollen gegenwärtig nur einige merkwürdige Anekdoten von ihm erzählen. Wir führen sie so an, wie sie in einer englischen Monatschrift * aufgezeichnet sind.

Herr Bower sagt, daß die erste Gelegenheit, die ihn bewogen, aus der Inquisition zu entfliehen, die Grausamkeit gewesen sey, die man daselbst, insbesondere an zwo Personen von Stande ausgeübt, deren Geschichte er also erzählet.

Die Inquisition zu Macerata erhielt Nachricht, daß eine gewisse Person von ihrem Amte nachtheilig gesprochen hätte: man wendete dahero allen möglichen Fleis an, ihn zu entdecken. Es wurden nach Rom und andre Plätze Nachrichten geschickt, worinnen er **als ein langer schwarzer Mann beschrieben wurde, der einen Fehler in der Sprache hätte.**

Einer

* *The Mag. of Mag. Nov. 1750.*

Einer von ihrey Kundſchaftern begegnete von ungefehr zu Florenz, auf den öffentlichen Spaziergängen, einer Perſon, von der er glaubte, daß ſie mit der Beſchreibung übereinkäme. Er ſparte alſo keine Mühe, ſich derſelben Bekantſchaft zu verſchaffen, und war auch darinnen ſo glücklich, daß dieſer Menſch, der ihn für einen Fremden hielt, ſich erbot, ihm die Merkwürdigkeiten des Ortes zu zeigen, ihn in ſeinem Hauſe aufnahm, und auf eine recht freundſchaftliche Art bewirthete.

Einige Zeit darnach ſagte der Fremde zu ihm, er hoffe, damit er ſich für die viele Verbindlichkeit einigermaſſen erkänntlich bezeigen möchte, daß er ihn mit nach Rom begleiten und auf ſeinem Guthe, welches in der Nachbarſchaft derſelben Stadt lag, einige Tage zubringen werde, weil er bemerkte, daß derſelbe niemals in der Gegend geweſen wäre.

Sie wurden einig, und machten ſich auf den Weg. Anſtatt aber, daß er ihn in ein Haus von ſich bringen ſolte, führte er ihn gerade in das Gebäude der Inquiſition zu Macerata. Hier brachte er ihn in den groſſen Saal, bat ihn um Verzeihung, daß er ihn auf einen Augenblick verlaſſen müſſte, um im Hauſe die nöthigen Anſtalten zu machen, und ſagte, er möchte ſich indeſſen mit den Gemählden, die daſelbſt hiengen, die Zeit vertreiben.

Da dieſer inzwiſchen die Gröſſe des Platzes bewunderte, und wegen der reichen Ausmeublirung

die er überall ſahe, beſorgt war, daß er ſeinem Freund nicht mit der ſchuldigen Ehrerbietung begegnet wäre: ſo bemerkte er, daß verſchiedne Leute hinter einander an der Thüre hinein guckten und ihm ſtarr ins Geſicht ſahen.

Da er nun eine Weile vergebens auf ſeines Gefährten Wiederkunft gewartet hatte: ſo ſtieg ihm ein Verdacht auf, daß hierunter Verrätherey wäre, und eben wollte er fortgehen, als eine Perſon hineintrat und ihm andeutete, daß man von hier wegzugehn, niemanden geſtattete: er wäre in dem Saal der Inquiſition, und müſſte ſich gewis eines ſehr groſſen Verbrechens ſchuldig gemacht haben, ſonſt würde er nicht hieher gebracht worden ſeyn.

Unmittelbar hierauf wurde er in ein Gefängnis geſtoſſen, und da man ihn, eine Woche lang mit Waſſer und Brod, geſpeiſet, wurde er einmal um Mitternacht in ein ſchwarz behangenes Zimmer gebracht, wo die Verſammlung der Inquiſition ſas, worunter auch Herr Bower ſelbſt war. Hier ſagte der Generalinquiſitor zu ihm, er müſſte unfehlbar ein groſſes Verbrechen begangen haben: denn die heilige Inquiſition klagte niemanden ohne Urſache an, er ſolte alſo überdenken, was es ſeyn möchte, und ſich ſelbſt anklagen.

Ungeachtet er ſeine Unſchuld aufs theuerſte verſicherte, ſo ward er doch auf die Marter gebracht,

bracht, die man auf folgende Art an ihn vollſtreckte. Der unglückliche Mann wurde entblöſſt, und vermittelſt vier Stricken, die in eben ſo viel Rollen, an einer jeden Ecke des Zimmers in die Höhe giengen, auf einen gleichen Zug aus einander geriſſen: er lag auf den Rücken, unter welchem ein Inſtrument mit eiſernen Stacheln befeſtiget war.

In dieſem Zuſtande lag er einige Zeit, in der äuſerſten Angſt: doch da er darauf beſtand, daß er ſich nichts bewuſſt wäre, weswegen er ſich anklagen könte, ſo wurde er wieder in ſein Gefängnis geworfen. Bald darauf ſchickte die Inqviſition einen Expreſſen nach Rom, durch den ſie ihren Verdacht meldeten, daß er ſowohl wegen der ſtandhaften Betheurung ſeiner Unſchuld als auch wegen anderer Umſtände wohl nicht derjenige ſeyn könte, den ſie gemeint hätten; worauf ſie zur Antwort erhielten, ſie ſollten ſich ſeinetwegen keine weitere Mühe geben, denn ſie hätten den wahren Beleidiger entdecket. Hierauf wurde dieſer Mann losgelaſſen, nachdem er zuvor einen Eid ablegen müſſen, die Sache geheim zu halten. Aber die Martern, unter denen er gearbeitet hatte, und die Quaal, die er ausgeſtanden, hatten ihm den Gebrauch ſeiner Leibes- und Gemüthskräfte ſo ſehr geraubet, daß er den Reſt ſeines Lebens nahe bey Macerata empfindungslos und ohne Verſtand zugebracht.

Dieſes, ſagt Herr Bower, rührte ihn ungemein. Doch was ihn zum völligen Entſchluſſe

brachte, ſie bey der erſten Gelegenheit zu verlaſſen, war die folgende Begebenheit, die er alſo erzählet. Ein gewiſſer Edelmann, der ſelbſt einer von ſeinen Freunden war, und ſich eben erſt verheyrathet hatte, gieng mit ſeiner jungen Gemahlin im Garten ſpaziren, als zween Capuciner Mönche, mit bloſſen Füſſen und Häuptern, und in der kaſteyenden Kleidung ihres Ordens, vorbeygiengen. Da ſie in einer ziemlichen Entfernung waren, und ihn, wie er glaubte, nicht mehr hören konten, bezeigte er gegen ſeine Frau ſeine Verwunderung, daß Menſchen ſo thöricht ſeyn könten, zu glauben, als ob eine ſolche beſondere Kleidung in den Augen Gottes verdienſtlich ſey.

Zu ſeinem Unglücke behorchten ihn die Mönche und brachten es bey der Inqviſition an. Herr Bower, als einer der Inqviſitoren, erhielt Befehl, mit einer hinlänglichen Wache, die ſie allezeit bereit haben, ſeinen unglücklichen Freund vor ſie zu bringen.

Um Mitternacht erſchien alſo er und ſein Gefolge vor der Thüre dieſes Mannes. Sie klopften an, worauf ein Bedienter zum Fenſter heraus ſah, und auf die Frage, wer da wäre? die Antwort erhielt, die heilige Inqviſition. Er wuſſte mehr als zu wohl die Folge, wenn er aufzumachen ſich weigerte, eilte alſo geſchwind herunter, öfnete die Thür, und führte ſie in die Brautkammer, wo das junge neu verheyrathete Paar in tiefem Schlafe lag.

Die

Die Dame erwachte zuerſt, und als ſie auf einmal einen ſolchen Haufen Böſewichter ſah, fieng ſie an zu ſchreyen, worauf ihr einer von ihnen einen Schlag in das Geſicht gab, daß das Blut nachfloß.

Dies erweckte den Gemahl, der, ganz betäubt über das was vorgieng, endlich, als ihm der Herr Bower ins Geſichte fiel, ausrufte: Ach! mein Freund ſind ſie es? Ja, antwortete er; und ſie müſſen unverzüglich aufſtehen und mir folgen. Dies geſchah alſobald. Er wurde vor die Inquiſition geführet, wo man ihm ſagte, er wäre ſich gewis eines ſehr groſſen Verbrechens bewuſſt: man gäbe ihm eine Woche Zeit, ſich darauf zubeſinnen, und ſich alsdenn ſelbſt anzuklagen.

Die ganze Zeit über wurde er in einen Kerker eingeſchloſſen, und mit nichts, als Waſſer und Brod, geſpeiſet, um ihn zu ſchwächen, und ihn deſtoweniger in Stand zu ſetzen, die Marter auszuhalten.

Zu Ende der Woche wurde er in der Nacht, vor das hölliſche Tribunal gebracht: und war ſchon ſo verändert, daß man ihn kaum mehr kante. Als er ſich nun erklärte, daß er ſich auch nicht der geringſten Schuld bewuſſt wäre, wurde er auf die Marter gebracht; wo man auf dieſe Weiſe mit ihm umgieng.

Vermittelst vier Stricken, die über vier Rollen aus einer jeden Ecke des Zimmers giengen und in der Mitten zusammen trafen, wurde er bis an die Decke gezogen, und auf einen jählingen Riß wurden alle seine Gebeine aus einander gerränket.

Da er einige Zeit in diesem beweinenswürdigen Zustande gehangen hatte, und der Generalinquisitor glaubte, er habe noch nicht genug gelitten, gab er Befehl die Seile nachzulassen, um ihn durch einen jähen Fall zu Boden zu werfen. Dieses wird, nachdem was schon zuvor geschehn, für eine von den grössten Quaalen gehalten, die nur die menschliche Natur auszuhalten, vermögend ist. Doch als man es vollzog, fand man, daß der unglückliche Mann bereits vorüber war: sie begruben ihn hierauf insgeheim, gaben der Frau davon Nachricht, und verlangten von ihr, sie sollte für seine Seele, in allen Kirchen zu Rom, Messen lesen lassen.

Nach zwo solchen Proben einer unerhörten Grausamkeit, und einer heiligen Bosheit, entschlos er sich, es möchte auch gehn wie es wollte, von der Inquisition zu entfliehn.

Er war wegen der Schwierigkeiten sehr bekümmert, die ihm in Wege standen, da keiner ohne vorhergehende Erlaubnis von dem Generalinquisitor aus der Stelle durfte. Er suchte also bey

ihm um Erlaubnis an, als Pilgrim nach Loretto zu gehn, als eine Pflicht, die er bisher lange unterlassen hätte.

Der Generalinquisitor gab ihm seinen Beyfall, und zugleich die Erlaubnis; aber unmittelbar darauf schickte er einen Expressen nach Loretto, um die Zeit auf das genaueste zu erfahren, wenn er angekommen wäre.

Herr Bower setzte sich zu Pferde, bewaffnete sich mit einem Terzerole, und war entschlossen, wenn er auf keine andre Weise entkommen könte, sich selbst vor den Kopf zu schiessen: denn er glaubte, daß, wenn jemals der Selbstmord erlaubt seyn könte, es unter seinen Umständen seyn müsste: weil er es thäte, um die erschrecklichsten Qualen zu vermeiden, die ihm bevorstünden, wenn er wieder in ihre Hände fiel.

Nach einem langen Streite mit sich selbst, blieb er endlich bey seinem ersten Entwurfe, und um ihn auszuführen, gieng er nicht weit von Loretto von der Landstrasse ab, und nahm seinen Weg nach der Schweitz zu: denn er wusste wohl, daß wenn er nur den protestantischen Canton Bern erreichen könte, er alsdenn sicher wäre. Deswegen reisete er Tag und Nacht über die Gebürge: aber endlich wurde er und sein Pferd wegen Mangel der Nahrung entkräftet, daß er endlich auf eine Stadt los ritt, die er seinen Gedanken nach für Bern hielt,

welches aber zu seinem grossen Schrecken ein päbstlicher Canton war. Dennoch ungeachtet kehrte er in einem Wirthshause ein, wo er zween Männer gewahr wurde, die ein Papier lasen. Als er genau darauf sah, fand er, daß es eine Beschreibung von ihm selbst war, und daß man darinnen demjenigen eine grosse Belohnung versprach, der ihn ergreifen würde.

Er suchte seine Bestürzung, so gut er konte, zu verbergen, und wischte sein Gesicht immer mit einem Schnupftuche, um nicht bemerkt zu werden. Endlich aber fragte ihn einer von diesen beyden Männern, warum er sein Gesicht so wischte, als ob er nicht wollte erkant zu seyn: und bat ihn, er sollte ihm doch das Papier vorlesen, welches er auch, wie er sagt, mit einer ziemlich anscheinenden Gleichgültigkeit that.

Mittlerweile lispelte einer dem andern in die Ohren, und bald darauf giengen sie in einen Winkel des Zimmers. Hier berathschlagten sie sich, ob sie ihn anhalten sollten oder nicht: denn es schien ihnen die Sache gefährlich zu seyn, weil es möglich war, daß er ein Courier von einem Englischen oder andern Minister seyn konte.

Herr **Bower** ergrif diese Gelegenheit, zu seinem Pferde zu eilen, sich in der grösten Geschwindigkeit darauf zu schwingen, und in den nächsten Wald zu jagen, wo er sich einige Zeit verborgen

borgen hielt, und nachgehends seinen Weg fortsetzte, nachdem er sich selbst einige Tage lang mit nichts anders erhalten, als was man im ofnen Feld und Wald haben kan. Endlich, da er so wohl als sein Pferd von Hunger und Strapazen ganz entkräftet war, geschah es eines Morgens, daß er Licht von ferne gewahr wurde. Er rüte darauf los, es möchte seyn, was es wollte, und kam an eine Hütte. Er klopfte an die Thür, worauf ein Mann zum Fenster heraus sah, den er fragte, ob er in einem protestantischen Lande wäre: ja, antwortete er ihm, Gott sey Dank dafür. Da er diese freudige Nachricht hörte, bat er ihn, herunter zu kommen und die Thüre zu öfnen: er wäre der unglückliche **Bower**, der von der Inquisition entflohen, und jetzt wegen Mangel der Ruhe und der Nahrung äusserst abgemattet wäre. Er stieg ab und wurde von dem Manne mit möglicher Gastfreyheit aufgenommen. Auf seine Frage, wie weit Bern noch entfernt wäre, sagte er ihm zwo Meilen, und bot sich selbst zum Führer an. —

Als sie nahe an Strasburg waren, sties das Schif an einen Felsen, daß sie mit genauer Noth an das Ufer kamen, wo Herr **Bower** gleich Postpferde nach Calais nahm. Kaum war er hier angekommen und in dem nächsten Wirthshause abgestiegen, als er an der Thüre eine Nachricht sahe, worinnen er beschrieben, und zugleich eine Belohnung versprochen war, wenn man seiner habhaft

habhaft werden könte. Dies brachte ihn auf den Entschlus, so bald als möglich abzureisen: er gieng also am Ufer hinunter, um zu sehen, ob er ein wan ein Schif antreffen möchte, das bereit wäre, nach England zu segeln. Aber zu seinem grossen Bekümmernis, fand er keines: und da der Wind sehr stark gieng, konte er auch von niemanden erhalten, sich in See zu wagen.

Endlich brachte er es durch eine ansehnliche Summe Geldes bey etlichen Fischern so weit, daß sie ihn überführen wollten. Kaum waren sie abgesegelt: so stiegen die Wellen so hoch, daß die Leute sagten, es wäre unmöglich weiter zu gehn, weil es das Boot nicht aushalten könte. Vergebens bot er ihnen sein ganz Vermögen, wenn sie es wagen wolten: aber ihre ganze Antwort war: er müsste gewis sich eines sehr grossen Verbrechens schuldig gemacht haben, daß er sich in augenscheinliche Gefahr begeben wollte. Sie schiften also zurück und kamen wieder ans Land.

Doch gieng er in ein andres Wirthshaus. Hier kam ihm vor, als ob er im nächsten Zimmer einige Engländer reden hörte; er fasste den Entschlus, sich ihnen zu entdecken. Denn er glaubte, daß Leute, die so aufgeweckt und munter zu seyn schienen, nichts böses mit ihm vornehmen könten.

Diese

Dieſe Gedanken machten ihm Muth, er klopfte an die Thür; und zu ſeinem groſſen Vergnügen kam der Lord Baltimore heraus, den er ehmals ein wenig gekant hatte.

Der Lord erſtaunte, ihn hier zu ſehen, doch ſagte er ihm zugleich, er hätte keinen Augenblick zu verlieren, man forſchte überall genau nach ihm, und ſchon wären überall Kundſchafter ausgeſtellt, die jede Perſon bemerken ſollten, die nach England übergehen wollte. Kurz, er begleitete ihn bis an das Ufer, und bot ihm ſeine eigne Jacht an, ihn überzuführen: er ſchifte alſo ein und kam glücklich in Dover an.

Den Tag darauf erſtaunte Herr **Bower** ſehr, als ihm ein Brief, an ihn überſchrieben, eingehändiget wurde: noch mehr aber, als er ihn öfnete und fand, daß er vom Generalinqviſitor und mit den Verſprechungen der gröſſten Ehrenſtellen und Belohnungen angefüllet war, wenn er wieder zur Inqviſition zurückkehren wollte.

Dieſer Brief war, allem Anſcheine nach, unüberſchrieben an jemanden überſchickt worden, der ihm denſelben übergeben möchte, ſo bald ſeine Ankunft in England gewis wäre, doch hat er nicht erfahren können wer derjenige geweſen

wesen, der ihn überbracht hatte. Uebrigens hatte er mehr als zu viel gesehen, als daß er solchen Versprechungen hätte trauen sollen. Er danket vielmehr voller Zufriedenheit Gott, daß er ihren Klauen so glücklich entgangen ist, und in einem freyen protestantischen Lande der Sicherheit und Ruhe genießt.

IX.

Die wahre Belohnung eines Helden.

Wenn ein Held seinem Vaterlande treu gedient, und alle Feinde desselben erlegt hat, was für eine Belohnung sollen seine Verdienste und Thaten erhalten? Der Rang, welchen er erlangt hat, ist ein Theil davon; aber eben dieser Rang setzt ihn neuen Widerwärtigkeiten aus. Man wird vielleicht sagen, daß der Ruhm, den er bey der Nachwelt erhalten wird, die Verewigung seiner Thaten, und die Lobeserhebungen aller künftigen Weltalter eine hinlängliche Belohnung für ihn seyn müssten.

Uns das Andenken der Welt zu verschaffen, wenn wir im Grabe liegen, und, auf diese Art, uns selbst zu überleben, ist eine Art von Thorheit, deren Ursprung man kaum mit Gewisheit anzugeben im Stande ist. Die ungeheuren Pyramiden, deren Alter die gröſsten Kenner der Alterthümer schwerlich fest setzen können, wurden durch Fürsten aufgeführet, die von dieser Leidenschaft bezaubert waren; allein ihr Alterthum macht sie in den Augen der Männer, die richtig denken und urtheilen, nicht ehrwürdiger; und es ist gewis, daß es eine groſse Schwachheit dieser Helden war, sich von ihr beherrschen zu lassen. Lasst uns diesen lächerlichen Vortheil, der von den Poeten so sehr erhoben worden, prüfen; lasst uns ihm auf einen Augenblick,

den

*) S. *Universal Magazine of knowledge and pleasure.*

den Namen geben, womit sie ihn beehrt haben, und denn laſſt uns untersuchen, ob er diesen Titel verdient

Wenn wir tod sind, wenn die Seele den Körper verlässt, und der letzte zur Erde zurückkehrt, von der er genommen war: so gehen uns die Begebenheiten der Welt nichts weiter an. Ein gerechter und barmherziger Gott, ertheilt uns die Belohnungen, oder belegt uns mit den Strafen, die er unserm Gehorsam oder Ungehorsam gegen seine Gesetze bestimmt hat, und übergiebt uns Freuden oder Schmerzen von unbegreiflicher Dauer, deren Empfindung nie unterbrochen werden kan. Wir haben mit den Sterblichen hier unten nichts weiter zu schaffen; was sie von uns denken oder sagen, ist von keiner Wichtigkeit; und wir können nur, so lange wir leben, von dem Vergnügen des Lobes und der Schande des Tadels gerührt werden. Es ist daher offenbar, daß uns die Meinung der Nachwelt ganz und gar gleichgültig seyn mus.

Man wird vielleicht sagen, daß das Verlangen, von der Nachwelt gelobt zu werden, eine so mächtige Ermunterung zur Tugend sey, daß man, wenn man dasselbe als eine thörichte Leidenschaft misbilligt, die Bewegungsgründe vermindere, welche die Menschen zur Ausübung würdiger Handlungen antreiben; dahingegen zu wünschen wäre, daß sie so viel möglich vermehret werden könten. Allein dieser Einwurf wird verschwinden, wenn wir Acht haben, mit welchen Augen ein Mann, der richtig denkt, den Beyfall der Nachwelt

welt anstreht. Jeder tugendhafter Mann wird euch sagen, daß er, bey der Verrichtung einer tugendhaften Handlung, kein grösseres Vergnügen kennt, als ihm die Gedanke verschaft, daß er sie verrichtet hat, und daß er sich für hinlänglich belohnt hält, wenn er einem andern dadurch Hülfe leistet, und wenn die unglückliche Person, welcher er beygestanden hat, vortheilhaft von ihm denkt. Er nähert sich ihr in Gedanken, er hört ihre Danksagungen, er sieht ihre Zufriedenheit, und geniesst ihre Freude und Dankbarkeit. Seine Einbildungskraft stellt ihm zu gleicher Zeit die Urtheile vor, welche andre über seine Handlung fällen würden, wenn sie von derselben wüsten, und auf diese Art nimmt er, unvermerkt, an, daß die Handlung aller Welt bekant sey, und von ihr erhoben werde, und er geniesst, in Gedanken, das Lob, auf welches ihm die Handlung ein Recht gegeben hat. Der Begrif des Helden von der Nachwelt ist eben derselbe. Er ist vergnügt, daß sein Name auf die Nachwelt kommen soll, und er geniesst, in Gedanken, das Vergnügen zum voraus, von künftigen Geschlechtern gepriesen zu werden. Allein er betrachtet ihre Lobeserhebungen als Folgen seiner Handlungen, und er denkt gar nicht, daß die Hofnung, sie zu erhalten, der Bewegungsgrund gewesen sey, die Handlung zu unternehmen. Sein Bewegungsgrund war die Beförderung der allgemeinen Wohlfart, und der Vortheil seines Oberherrn. Die Zufriedenheit, sich der Liebe des Volks und der Achtung seines Herrn würdig gemacht zu haben,

ist ihm eine hinlängliche Belohnung; doch, sollte die Bosheit oder der Neid ihm dieses Vergnügen rauben: so wird er diesen Verlust mit eben so viel Gleichgültigkeit ertragen, als er, bey dem Genus, Vergnügen empfunden haben würde.

Was für ein Thor mus nicht also Alexander gewesen seyn, daß er die Welt durchstreifte, bis an den Ganges Verheerungen anrichtete, und sich tausend Todesarten aussetzte, aus keiner andern Absicht, als damit das menschliche Geschlecht nicht vergessen möchte, daß ehemals so ein Mann gewesen wäre, als Alexander?

In der That werden die Menschen durch lasterhafte Handlungen der Nachwelt eben so bekant, als durch Tugenden. — Der Ruhm kan nicht, wie das Vermögen, den Erben hinterlassen werden. Das Ansehn, welches ein Held seiner Familie erwirbt, kan seinen Verwandten, auf keine andere Art, Ehre bringen, als wenn sie dasselbe, durch ihre eigenen Tugenden, zu behaupten wissen; ausserdem ist dieses Ansehn für sie eine Schande. Caligula und Nero wurden deswegen noch mehr verabscheuet, weil ihr Vater und Grosvater Germanicus gewesen war; und Domitian würde weniger gehasst worden seyn, wenn er nicht einen Titus zum Bruder gehabt hätte. Weil also die Ehre ein persönlicher Vorzug ist: so können wir diejenigen, welche für das Lob der Nachwelt so eingenommen sind, einem Manne vergleichen, der ein

gutes

gutes Vermögen besitzt, und die Ruhe und Bequemlichkeit, die es ihm verschaft, dem Verlangen aufopfert, in Indien Plantagen zu kaufen, deren Früchte weder er, noch seine Kinder, jemals genieſſen werden.

Ein Held findet in der Vorstellung einiges Vergnügen, daß seine Kinder auf ihre Abkunft stolz seyn werden; er setzt sich, in Gedanken, in die Zeit, da sie ihn zu ihrem Muster machen werden, und, nach seinem eigenen Ruhm, bestimmt er den ihrigen, und ergötzt sich an diesem vergnügenden Bilde. Denn ein wahrer Held wünscht, daß nach ihm so viel grosse Männer folgen mögen, daß er, unter der Menge, verloren oder vergessen werde. Wie viele Könige, die wahre Väter ihrer Unterthanen sind, sind ausserhalb ihres Reichs, unbekant? Ja wie viele werden nicht, so gar innerhalb desselben, vergessen? Allein wurden deswegen ihre Tugenden weniger belohnet? keineswegs. Sie bemühten sich, die Menschen glücklich zu machen; und der gute Fortgang ihrer Bemühungen war für sie eine hinlängliche Belohnung.

Ein athenienſischer Redner machte dem Phocion, in Gegenwart des Volks, den Vorwurf, daß man seinen Siegen keine Trophäen aufgerichtet hätte, ungeachtet er vierzig Jahr Feldherr der Republick gewesen wäre. Phocion antwortete ihm aber ganz gelaſſen: Kanſt du herrlichere Trophäen verlangen, als so viele tausend Bürger, welche, so

lange ich Feldherr gewesen bin, im Frieden in die Begräbnisse ihrer Väter eingegangen sind? Und wirklich sind dieses würdige Trophäen eines Helden. —

Allein, obgleich die allgemeine Wohlfart der vornehmste Endzweck eines Helden ist; und obgleich das Vergnügen, dieselbe zu befördern, ihn für seine Arbeiten sattsam belohnt: so wird es ihm doch selten an der Zufriedenheit fehlen, die Ehrfurcht und Liebe des Volks, das Vertrauen seines Oberherrn, und die Achtung seiner Nebenbuhler zu besitzen.

X.

Das Geſicht des Almet, des Dervis.*

eine morgenländiſche Erzählung.

Als Almet, der Dervis, welcher die heilige Lampe in dem Grabe des Propheten bewachte, eines Tages von ſeiner Morgenandacht aufſtand, welche er, am Eingang des Tempels, mit ſeinem Körper gegen Oſten, und ſeinem Antlitz gegen die Erde gekehrt, verrichtet hatte: ſo ſahe er vor ſich einen Mann in einem prächtigen Gewand, und von einem langen Gefolge begleitet, welcher ihn, mit unverwandten traurigen Blicken, betrachtete, und ſprechen zu wollen ſchien.

Nach einem kurzen Stillſchweigen gieng der Dervis auf ihn zu, grüſſte ihn mit dem ſittſamen Anſtand, welchen die Unabhängigkeit der Demuth mittheilt, und erſuchte ihn um die Eröfnung ſeines Verlangens.

Almet, ſagte der Fremde, du ſiehſt einen Mann vor dir, welchen die Hand eines günſtigen Geſchicks mit Elend überſchüttet hat. Alles, was ich mir ehemals, als Mittel der Glückſeligkeit, gewünſcht habe, beſitze ich itzt; und doch bin ich nicht glücklich; dieſes bringt mich zur Verzweifelung. Ich beklage die Flucht der Zeit, weil ſie mir ungenoſſen dahingleitet, und, da ich in der Zukunft nichts erwarten darf, als die Eitelkeiten

* S. *univerſal Magazine.*

der Vergangenheit: so wünsche ich, daß keine Zukunft erfolgen möchte. Dem ungeachtet zittre ich vor ihrem Verlust; und mein ganzes Herz bebt vor Furcht, wenn ich mir den Augenblick vorstelle, in welchem die Ewigkeit mein leeres Leben austilgen und von meinem Daseyn keine dauerhaftere Spur zurücklassen wird, als man von einem Schiffe wahrnimmt, wenn sich hinter ihm die Wasser wieder geschlossen haben. Hast du, unter den Schätzen deiner Weisheit, eine sichere Vorschrift, die Glückseligkeit zu erlangen: so mache mich mit ihr bekant. Ich bin in dieser Absicht hergekommen; eine Absicht, welche ich mich zu entdecken fürchtete, damit sie mir nicht, wie alle ehemalige, fehlschlagen könte. Mit einem Blick, der Erstaunen und Mitleiden ausdrückte, hörte Almet auf diese Klagen eines Wesens, dessen Vernunft ihm ein Pfand der Unsterblichkeit seyn sollte: aber bald kehrte in sein Angesicht die gewöhnliche Heiterkeit zurück. Er streckte seine Hand aus gen Himmel, und sagte: Fremdling, ich will dir die Erkäntnis mittheilen, die ich von dem Propheten erhalten habe.

Als ich an einem Abend, gedankenvoll, und einsam, an dem Vorhof des Tempels, sas, richtete ich meine Augen auf die Menge, die vor mir zerstreuet war. Ich bemerkte den Verdrus und den Kummer, der sich in jeder Gesichtsbildung zeigte, und plötzlich ward ich, von einem Mitleiden mit ihrem Schicksal, durchdrungen. Elende Sterblichen

sagte

ſagte ich, zu welchem Ende ſeyd ihr ſo geſchäftig? Wollt ihr euch Glückſeligkeit verſchaffen: ſo ſagt mir, wo wohnt ſie? Kan egyptiſche Leinwand und perſianiſche Seide diejenigen, die ſich damit bekleiden, eben ſo glücklich machen, als elend ſeine Sklaven ſind, welche die damit beladenen Camele leiten? Wird die Feinheit des Gewebes, und den Glanz der Farben von denjenigen mit Vergnügen betrachtet, deren Augen ſchon daran gewöhnt ſind? Oder kan die Macht der Gewohnheit andere, gegen den Schmerz, unempfindlich machen, welche nur leben, um die Wüſten zu durchſtreifen, eine Scene der erſchrecklichſten Einförmigkeit, wo eine dürre Ebene nur durch den Horizont begränzt wird, wo keine Veränderung der Ausſicht, keine Verſchiedenheit der Gegenſtände dem Wanderer die Empfindung der Beſchwerlichkeit und Gefahr erleichtert? Können diejenigen, an welchen ererbte Diamanten, mit unbemerktem Schimmer, funkeln, das gewinnen, was der Elende vermiſſt, der ſie in der Mine ſucht, der von den gemeinen Gütigkeiten der Natur ausgeſchloſſen lebt, dem ſo gar die Abwechslung von Tag und Nacht unbekant iſt; der in beſtändiger Finſternis ſeufzt, und der ſein Leben entweder in Unempfindlichkeit oder in Arbeit zubringt? Wenn diejenigen, welche beſitzen, nicht in eben dem Verhältniſſe glücklich ſind, in welchen diejenigen, welche ihnen den Beſitz verſchaffen, elend ſind; was für ein eitler Traum iſt das menſchliche Leben? und wenn unter den vorhandenen Weſen wirklich ein ſo groſſer Unterſchied iſt;

wie ſollen wir die Hand, welche dieſen Unterſchied gemacht hat, von einer Parteylichkeit frey ſprechen?

Unterdeſſen daß meine Gedanken ſich auf dieſe Art vervielfältigten, und mein Herz in mir entbrante; empfand ich plötzlich einen Einflus von oben herab. Die Straſſen und die Einwohner von Mecca verſchwanden. Ich fand mich an dem Abhang eines Berges ſitzen, und wurde zu meiner Rechten einen Engel gewahr, den ich, für den Azoran, erkante, welcher geſendet wurde, Verweiſe zu geben. Ich erſchrack über ſeinen Anblick. Meine Augen ſanken zur Erden, und ich war im Begrif, ſeinen Zorn zu beſänftigen, als er mir ſtill zu ſchweigen befahl. Almet, ſagte er, du haſt dein Leben der Betrachtung gewidmet, damit deine Weisheit die Unwiſſenheit aus dem Labyrinth der Irrthums führen, und die Vermeſſenheit von dem Abgrund der Schuld abſchrecken möge; allein, du haſt das Buch der Natur, ohne Verſtand, geleſen; es liegt wiederum offen vor dir; ſiehe auf, betrachte es, und ſey weiſe.

Ich ſahe auf, und nahm einen Bezirk wahr, ſchön wie die Gärten des Paradieſes, aber von einem kleinen Umfang. Mitten hindurch lief ein grüner Gang, am Ende war eine Wildnis, und jenſeit eine undurchdringliche Dunkelheit. Der Gang wurde von allerhand Bäumen beſchattet, welche auf einmal mit Blüthen und Früchten bedeckt waren. Unzählbare Vögel ſangen auf ihren Zweigen.

Das

Das Gras war mit Blumen vermiſcht, welche die Luft mit ſüſſen Düften erfüllten, und den Weg verſchönerten. Auf der einen Seite flos ein ſanfter durchſichtiger Bach, welchen man, über den auf ſeinem Grunde ſchimmernden goldnen Sand, wegrieſeln hörte. Auf der andern Seite waren Alleen und Lauben, Springbrunnen, Grotten und Waſſerfälle, welche die Scene mit unendlicher Verſchiedenheit veränderten, aber die Gränzen nicht verbargen.

Indem ich, von Vergnügen und Bewunderung eingenommen, dieſe entzückende Gegend betrachtete, ſahe ich einen Mann gedankenvoll und bedachtſam eine Allee heraufgehen. Seine Augen waren auf die Erde geheftet, und er verbarg ſeine Armen kreutzweis im Buſen. Er fuhr zuweilen ſchnell auf, als wenn ihn ein plözlicher Schmerz überfiele. Seine Mine verrieth Kummer und Schrecken. Er ſahe ſeufzend um ſich herum, und nachdem er einen Augenblick die vor ihm liegende Wüſte betrachtet hatte: ſo ſchien es, als wenn er ſtillſtehen wollte, allein er wurde von einer unſichtbaren Macht fortgezogen. Seine Geſichtszüge entdeckten wiederum eine ſtille Melancholie. Seine Augen waren wiederum auf den Erdboden geheftet, und er gieng mit einem ſcheinbaren Widerſtand, doch ohne aufgebracht zu ſeyn, weiter fort.

Ich wunderte mich über das, was vor meinen Augen vorgieng. Ich wendete mich geschwind zu dem Engel, und war eben im Begrif, ihn zu fragen, was doch ein Wesen, so mit allen Gegenständen, die nur die Sinne vergnügen können, umgeben wäre, so unglücklich machte: als er dieser Frage zuvorkam, und zu mir sagte: das Buch der Natur liegt offen vor dir, siehe auf, betrachte es, und sey weise.

Ich sahe auf, und wurde ein Thal zwischen zween felsichten und dürren Bergen gewahr. Der Boden war nicht grün, und die Berge verschafften keinen Schatten. Die Sonne brante im Zenith, und jede Quelle war vertrocknet, aber am Ende des Thals war ein angenehmes und fruchtbares Land, mit Wäldern beschattet, und mit Gebäuden gezieret. Ich entdeckte in diesem Thale einen hagern und unbekleideten Mann, dessen Angesicht heiter und dessen Gang munter war. Er heftete seine Augen auf das vor ihm liegende Land, und es schien, als wenn er darauf zugelaufen seyn würde, wenn ihn nicht eben die unsichtbare Macht, welche den andern fortzog, zurückgehalten hätte. Zuweilen bemerkte ich an ihm einen plötzlichen Ausdruck von Schmerzen, und zuweilen schien es, als ob der rauhe Weg ihn hinderte, fortzuschreiten; allein er nahm bald wieder eine frölliche Mine an, und gieng, ohne zu klagen und unzufrieden zu seyn, weiter fort.

Ich

Ich wendete mich wiederum zu dem Engel, und war voll Ungedult zu erfahren, aus welcher geheimen Quelle die Glückseligkeit entspränge; allein er kam wiederum meiner Frage zuvor, und sagte: Almet, erinnere dich an das, was du gesehn hast, und bewahre es in deinem Herzen. Erinnere dich, Almet, daß die Welt, in welcher du lebst, nur der Weg nach einer andern ist, und daß die Glückseligkeit nicht von dem Pfade, darauf du wandelst, sondern von dem Ende abhängt. Der Werth dieses Periodens deines Daseyns wird durch Furcht und Hofnung bestimmt. Der Unglückliche, welcher im Garten zu bleiben wünschte, der über die Gränzen desselben mit Schrecken hinaus sah, war alles Vergnügens beraubt, weil er der Hofnung beraubt war, und von der Furcht, dasjenige, was er doch nicht genos, zu verlieren, beunruhiget wurde. Der Gesang der Vögel war ihm so oft wiederholt worden, daß er nicht darauf hörte, und die Blumen waren so oft wiedergekommen, daß er ihre Schönheit nicht sahe; der Bach flos unbemerkt vorüber, und er fürchtete sich, seine Augen empor zu heben, damit er nicht die vor ihm liegende Wüste, welche seine Aussicht begränzte, gewahr werden möchte. Aber derjenige, welcher sich durch das Thal arbeitete, war glücklich, weil er voll Hofnung vor sich hinsehen konte. Es kan also demjenigen, der ein Fremdling auf Erden ist, gleichgültig seyn, ob der Weg, den er betritt, mit Blumen oder mit Dornen bestreuet ist, wenn er

nur

nur auf demſelben ſich dem Lande näherte, in Vergleichung deſſen die Dornen und Blumen dieſer Wildnis ihren Unterſchied verlieren, und weder Vergnügen noch Schmerzen verurſachen können.

Was hat denn alſo die ewige Weisheit ungleich ausgetheilet? Das, was jeden Stand glücklich machen kan, und ohne welchem jeder Stand unglücklich ſeyn mus, wird durch die Tugend erlangt, und die Tugend iſt allen möglich. Ermuntre dich, Almet, des Geſichts, das du geſehn haſt; und bewahre meine Worte in deinem Herzen, damit du den Irrenden den Weg zur Glückſeligkeit zeigen und Gott gegen die Menſchen rechtfertigen mögeſt.

Indem noch die Stimme des Azoran in meinen Ohren klang, verſchwand das Geſicht vor meinen Augen, und ich fand mich wiederum am Vorhof des Tempels ſitzen. Die Sonne war untergegangen, die Menge hatte ſich zur Ruhe begeben, und die feyerliche Stille der Mitternacht vollendete die Ruhe der Seelen, welche die Auflöſung meiner Zweifel in mir hervorgebracht hatte.

Dieſes, mein Sohn, war das Geſicht, welches der Prophet mich nicht um meinetwillen allein, ſondern auch deinetwegen ſehen lies. Du haſt die Glückſeligkeit in zeitlichen Dingen geſucht, und dahero haſt du deines Endzwecks verfehlt. Gehe

hin,

hin, las deine Heerden den Nackenden kleiden, und deine Tafel den Hungrigen sättigen; befreye den Armen von der Unterdrückung, gedenke an eine Zukunft. So wird dich die Hofnung erfreuen, und du wirst das Ende des Lebens, als die Vollendung deiner Glückseligkeit, vor dir sehen.

Almet, dessen Brust ganz von Andacht glühete, gieng in den Tempel zurück, und der Fremdling begab sich in Frieden hinweg.

XI.

Gesang an die Einsamkeit

von

Jacob Thomson, dem Verfasser der Jahrszeiten.

Heil dir! ewig angenehme Einsamkeit! du Gesellschafterin des Weisen und Tugendhaften; vor deren heiligen und durchdringenden Augen die Heerden der Narren und lasterhaften entfliehen!

Welche Freude ist es für mich, mit dir zu wandeln, und auf dein lispelndes Gespräch zu hören, welches Unschuld und Wahrheit mittheilt, und die unempfindlichen Herzen erweicht.

Du nimmst tausend Gestalten an, und in jeder Gestalt gefällst du. Bald scheinst du, in einen geheimnisvollen Traum gehüllt, ein einsamer Philosoph zu seyn, itzt fliegst du vom Hügel ins Thal; nun schwingst du dich zu dem Gewölbe des Himmels, und die Natur triumphirt in deinen Augen; dann lagerst du dich in den Schatten, und neigst dein gedankenvolles Haupt. Hierauf begiebst du dich, als Schäfer, auf die Flur, und spielst das Haberrohr. Itzt bist du ein Liebender, und hast die ganze Anmuth

muth dieſer ſanften Leidenſchaft, in deinem Antlitz. Denn nimmſt du, zärtlich getheilt, die blühende Geſtalt der ſchönen H — d an, wenn ſie, mit ihrer Philomela, die dich liebt, im ſtillen unbeſuchten Thal, auf die Lieder der Nachtigall hört. Du kleideſt dich in tauſend Geſtalten, und in jeder Geſtalt gefällſt du.

Dein iſt der Hauch des Morgens, wenn die bethaute Roſe aufblüht; wenn die mittägliche Hitze herabſtralt, ſo iſt das ſchweigende Gehölz dein. Doch vornehmlich iſt, wenn der Abend komt, und die Landſchaft verſchwindet, die zweifelhafte Dämmerung dein, und die Stunde, welche dem Nachdenken hold iſt.

Herabſteigende Engel ſegnen dein Gefolge, die Tugenden des Weiſen, und des Landmanns; die Unſchuld in ein weiſſes Gewand gekleidet, die aufmerkſame Betrachtung, die Religion, mit ihrem verehrungswürdigen Antlitz, umgeben dich.

O laß mich in deinen geheimen Aufenthalt eindringen, und nimm mich in deine verborgene Wohnung auf, immer von deinen Entzückungen begeiſtert, immer von der Welt entfernt, von keinem Sterblichen geſehn, wenn es nicht Lycidas oder Lycon iſt.

Inhalt.

I. The present state of the arts in England, by M. *Rouquet.*

II. A Method of cure for the Stone by *William Butter.*

III. The doctrine and application of fluxions, by *Thomas Simpson.*

IV. Essays on various subjects.

V. The Centaur not fabulous, by *Young.*

VI. The Oeconomy of Love a poetical Essay.

VII. The Old Maid by *Mary Singleton.*

VIII. Anekdoten, welche den Herrn Archibald Bower betreffen.

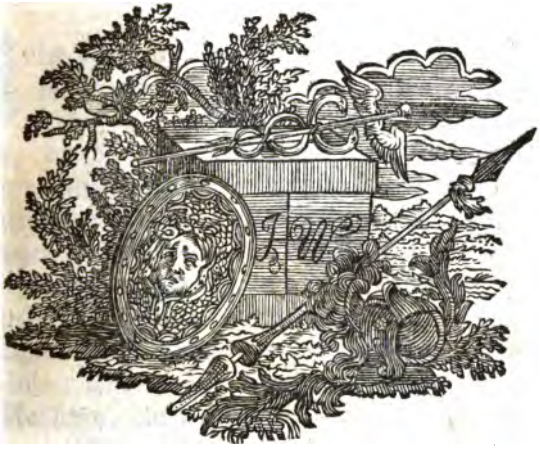
IX. Die wahre Belohnung eines Helden, aus dem *universal Magazine.*

X. Das Gesicht Almets, des Dervis, eine morgenländische Erzählung, aus ebendemselben.

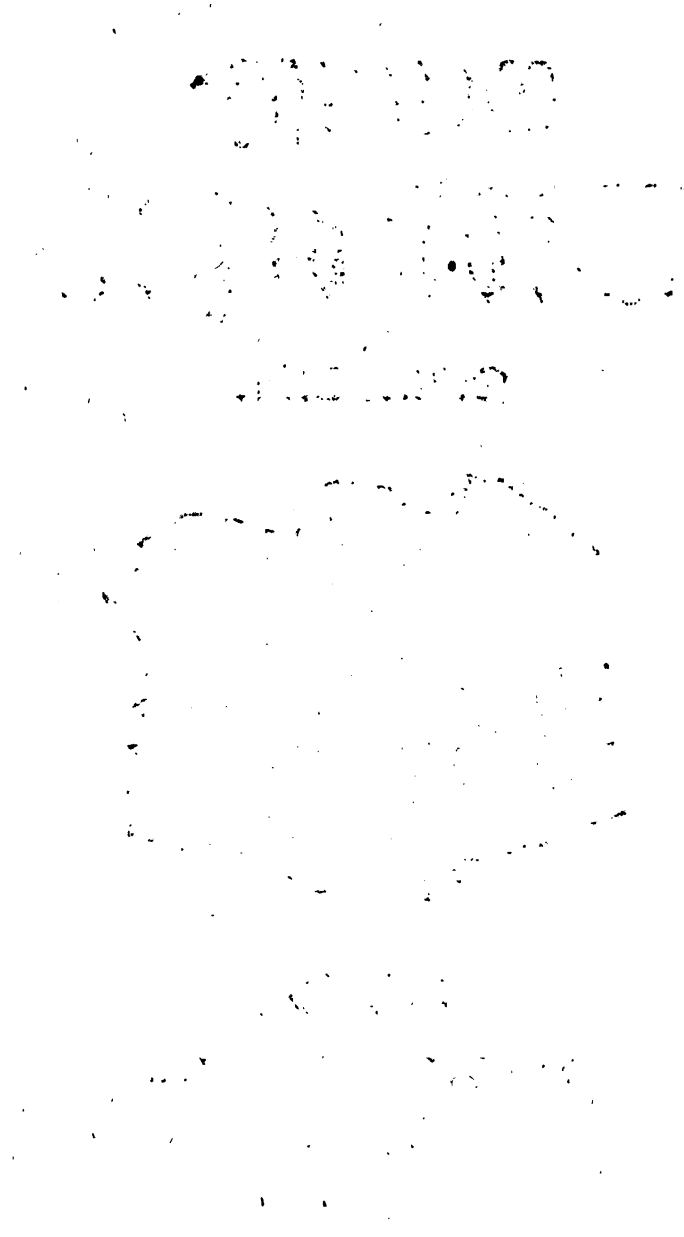
XI. Gesang an die Einsamkeit von Jacob Thomson, dem Verfasser der Jahrszeiten.

Brittische Bibliothek.

Drittes Stück.



Leipzig,
bey Johann Wendler.
1756.



I.

Polymetis, or an enquiry concerning the agreement between the Works of the Roman Poets and the Remains of the Antient Artists, being an attempt to illustrate them mutually from one another in Ten Books: By the Revd. Mr. *Spence*. The second Edition corrected by the Author. London, 1755.

Unter allen schönen Wissenschaften sind keine näher mit einander verwandt, als die Mahlerey und Dichtkunst. Der erfindende Witz, der die eine beseelen mus, mus auch der andern Geist und Leben verschaffen, und der gute Geschmack, der in der letzten, den geistvollen Dichter gegen die Mischung des fehlerhaften und mittelmässigen verwahrt, ist auch in der ersten nöthig, wenn nicht die besten Erfindungen durch Fehler der Ausführung verunstaltet werden sollen. Die Schönheit wird in der Dichtkunst sowohl als in der Mahlerey, durch nichts, als durch die Nachahmung des Schönen in der Natur, erhalten. Alle andere Künste, die sich mit der Nachahmung der Natur beschäftigen, nähern sich beyden, weil sie mit ähnlichen Gegenständen umgehen, und sich auf einem gleichen Wege der Vollkommenheit nähern. Ist es also zu verwundern, daß sich in den blühenden Zeiten der schönen Wissenschaften, zwi-

schen den Werken der Dichter, der Mahler, der Bildhauer, und anderer Künstler, eine so grosse Uebereinstimmung findet, und daß sich die Schönheiten der Dichtkunst am richtigsten einsehen und beurtheilen lassen, wenn man sie mit den Ueberbleibseln der alten Künstler vergleichet? Dieser Gedanke, den der grosse **Addison** in seinen Gesprächen von dem Nutzen der Känntnis alter Münzen, in sein völliges Licht setzet, hat das vortrefliche Werk veranlasset, wovon Engelland bereits die zweite Ausgabe, mit einem allgemeinen und verdienten Beyfall aufnimmt.

Spence hat die Schwierigkeit eingesehen, welche die vollkommene Ausführung des Plans begleitet, dem man bey einer vollständigen Vergleichung der alten Dichter mit den Ueberbleibseln der alten Künstler folgen müste. Er hat sich also auf die lateinischen Dichter von dem Anfang der römischen Poesie bis auf die Zeiten des Juvenals, und auf ihre Vergleichung mit Ueberbleibseln der alten Gemählde und Bildsäulen, die sich auf die Götterlehre und Mythologie beziehen, eingeschränket.

Wenn man seine Arbeit aus diesem Gesichtspunct betrachtet, so mus man gestehen, daß er in seiner Art ein vollständiges und vollkommenes Werk geliefert hat, ob er gleich den Reichthum vortreflicher Anmerkungen nicht erschöpfet, die aus einer weniger eingeschränkten Vergleichung der alten

ten griechischen und römischen Dichter, mit den überbliebenen Werken der alten Künstler von allen Arten, herfliessen würden.

Er wählet zu seiner Ausführung den bey den Alten so beliebten Weg der Unterredungen zwischen angesehenen und gelehrten Freunden, die sie so reden liesen, wie es ihr Charakter erfordert.

Das ganze Werk theilet sich in zehen Bücher, die ein und zwanzig Unterredungen enthalten. Wir wollen uns begnügen, den Zusammenhang aller Theile in einem kurzen und richtigen Entwurfe vorzustellen, und sind überzeuget, daß der kürzeste Entwurf zureichend seyn wird, ein Buch den Kennern zu empfehlen, welches schon dadurch ihres Beyfalls gewis ist, weil es aus einer Sammlung der grössten Schönheiten des gelehrten Alterthums bestehet.

Das **erste Buch** enthält die Einleitung, und die **erste Unterredung** macht uns mit dem Plan des ganzen Werks bekannt. **Polymetis** ein Liebhaber und Kenner des Alterthums, hat auf seinen Reisen, alle Ueberbleibsel der alten Mahlerey und Bildhauerkunst mit gelehrtem Fleis und einsichtsvoller Wahl aufgesuchet, und mit ihren Originalien oder guten Copien sein Landguth, das Vergnügen seiner ruhigen Stunden, bereichert. Er wird von zween Freunden, dem **Mysagetes** und **Philander** besuchet, die, bey aller Ungleichheit ihres Charakters, in der Liebe der Wissenschaften und ihres

Freundes, übereinstimmen. Der eine unterscheidet sich durch seine lachende Fröhlichkeit, durch seinen feinen Geschmack, und durch sein munteres Genie: der andere durch einen stillen Ernst, grossen Fleis und bedachtvolle Aufmerksamkeit. Beyde vergnügen sich in dem Garten ihres Freundes, in dem mehr Natur als Kunst herrschet, und der dem wilden ähnlicher siehet, als dem regelmässigen. Sie finden in dem Garten ihres Freundes die Bildsäulen der römischen Gottheiten in Nichen, die mit ähnlichen Gemählden gezieret sind, und in einer Ordnung, die von Ueberlegung und Absicht zeuget. Polymetis berichtet sie, seine Absicht gehe bey dieser Sammlung dahin, die Werke seiner Lieblinge, der römischen Dichter, vom Ennius bis zum Juvenal, durch die Gemählde und Bildsäulen der alten Künstler zu erläutern, und da ein grosser Theil der besten Arbeiten der alten Dichter und Künstler sich auf die fabelhafte Götterlehre beziehe, so sey er auf den Einfall gekommen, einen Theil seines Gartens in ein Pantheon zu verwandeln, um mit dem Dichter in der Hand, das zu sehen, was er beschreibet. Polymetis und seine Freunde vereinigen sich in dem Vorsatz, dieses Pantheon mit den Beschreibungen zu vergleichen, die sie davon in den römischen Dichtern finden, auf die Polymetis seine Absichten eingeschränkt hat. Sie bemerken unter ihnen ein dreyfaches Zeitalter, und finden in dem ersten den Anfang; in dem zweyten die Vollkommenheit, und in dem dritten den Verfall der römischen Dichtkunst.

In der zweyten Unterredung beſchäftigen ſie ſich mit dem Anfange der römiſchen Dichtkunſt; ſie finden ihn in den Zeiten, da der glückliche Fortgang der römiſchen Waffen, die rauhen und unwiſſenden Krieger zuerſt mit Künſten und Arbeiten bekannt machte, die das Vergnügen zum Endzweck haben. Ennius, Actius, Pacuvius, Caecilius, Lucilius, und die Namen einiger andern Dichter der erſten Zeiten, von denen wir aus wenigen Ueberbleibſeln und aus den Zeugniſſen ihrer Nachfolger urtheilen müſſen, erhalten den Ruhm, der den erſten Vorgängern niemals ohne Ungerechtigkeit verſaget werden kann, wenn auch ihre Werke von den Nachfolgern weit übertroffen werden. Der Charakter des Plautus, Terentius, Catullus und Lucretius wird genauer unterſuchet, und Polymetis findet in ihnen, bey aller Stärke in dem Abdruck der Natur, dennoch weniger regelmäſſige Schönheit, als in dem güldenen Zeitalter des ſanften Auguſts. Hat die ſtarke und mächtige Redekunſt, zu den Zeiten des Cicero, das iſt, zu den Zeiten der gegen die Unterdrückung kämpfenden und von dem Trieb nach Sieg und Ehre belebten Freyheit, den höchſten Gipfel der Vollkommenheit erreichet: ſo hat dagegen die Dichtkunſt unter der Ruhe der neuen Regierung, und unter dem Beyfall und den Belohnungen ihres Auguſts und Mecänas, die Gröſſe der Schönheit erlanget.

Dieſer blühende Zuſtand der römiſchen Dichtkunſt unter dem Schutze des belohnenden Auguſts,

ist der Inhalt der **dritten Unterredung.** Es ist natürlich, daß Kenner, die sich von den römischen Dichtern unterreden, sich einer Art von Begeisterung und Entzückung überlassen, wenn sie vom **Virgil** und **Horaz**, von den grossen Dichtern, in welchen Stärke und Schönheit um den Vorzug streiten, in der Absicht sprechen, um ihren Werth zu bestimmen. **Polymetis** redet mit seinen Freunden in diesem Ton; er vergisst aber auch nicht, der Muse des natürlichen aber nachlässigen **Ovids**, der Schönheit des **Tibulls**, und dem Fleis des **Properz** Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Selbst **Manilius** wird nicht unbemerkt vorbeygelassen, weil man in Unterredungen von Gottheiten und Helden, die sich unter die Sterne verirren, seine Arbeit nicht entbehren kann.

In der **vierten Unterredung** wird der Verfall der römischen Dichtkunst nach dem Tode des **Augusts**, sehr richtig angezeiget, und vornehmlich angemerket, daß der Verlust wahrer Stärke und natürlicher Schönheit, eine Folge der Bemühung zu glänzen und die Kunst sichtbar zu machen, gewesen sey. Die schwere Dunkelheit des **Persius**, der Schwulst des **Lucan**, die angenehmen Fehler des **Petronius**, sind die ersten Früchte einer Kunst, die die Natur übertreffen wollte. Wie sehr häufen sich ähnliche und grössere Fehler in dem **Silius Italicus**, **Valerius Flaccus**, **Statius**, dem Verfasser der **lateinischen Tragödien**? Wie sehr wird der Witz vom **Martial** verschwendet, und wie oft giebt uns selbst **Juvenal**

Gele-

Gelegenheit, die Fehler ſeines Zeitalters zu bemerken. Nachdem **Polymetis** und ſeine Freunde die Veränderungen der römiſchen Dichtkunſt ſo critiſch bemerket hatten, durchwandern ſie mit gleichem Fleis die ähnlichen Schickſale der Künſte, ſonderlich der Mahlerey und Bildhauerkunſt unter den Römern. Dies iſt der Gegenſtand ihrer **fünften Unterredung**, welche das erſte Buch beſchlieſſt.

Die Künſte, die zum Vergnügen ruhiger und begüterter Einwohner arbeiten, waren in dem alten Rom unbekannt. Ein Volk rauher Krieger wurde durch Unwiſſenheit, Unvermögen und Beſchäftigungen anderer Art, von den feinen Beluſtigungen abgehalten, die von den Werken der Kunſt entſpringen, und den Fleis der Künſtler unterhalten. Der glückliche Fortgang der Kriege erzeugte den Ueberflus, und das ſiegende Rom erlernte von dem überwundenen Griechenland die Künſte, die uns den Ueberflus brauchbar und angenehm machen *). Rauhe und unwiſſende Sieger verachteten die ihnen unbekannte Vorzüge der Kunſt, endlich aber behielt die Partey die Oberhand, welche die kriegeriſche Tapferkeit mit dem guten Geſchmacke und eine feinere Lebensart vereinigte **). Dies war der An-

*) Graecia capta ferum victorem cepit, et artes Intulit agreſti Latio.

HORAT. Epiſt. II, 1, 156. 157.

**) Diverſi Imperatoribus mores diverſa fuere ſtudia. — Neque enim quiſquam Scipione elegantius intervalla negotiorum otio diſpunxit, ſemperque aut

fang der Künſte unter den Römern. Sie wurden durch die Verpflanzung der eroberten Werke der Kunſt und durch die Wanderungen der Künſtler nach Italien unter ihnen bekannt gemachet, und das Zeitalter des Auguſts wurde den übrigen ſchönen Künſten ſo vortheilhaft als der Poeſie. Gleichwol fanden ſich unter den Römern mehr Liebhaber als Kenner, und mehr Kenner als Künſtler. Ein Römer hielt es für rühmlicher, Künſtler zu beherrſchen und zu belohnen, als ſich ſelbſt in den Künſten hervorzuthun *). Nach den Zeiten des Auguſts hat der verderbte Geſchmack an dem glänzenden und gekünſtelten, die Künſte ſelbſt von ihrer Quelle, der Nachahmung der Schönheiten der Natur, je mehr und mehr entfernet, und endlich die Attiſche Schönheit gegen Gothiſche Prahlereyen vertauſchet.

Nach-

aut belli aut pacis ſerviit artibus: ſemper inter arma ac ſtudia verſatus, aut corpus periculis, aut animum diſciplinis exercuit. Mummius tam rudis fuit, ut capta Corintho, cum maximorum artificum perfectas manibus tabulas ac ſtatuas in Italiam portandas locaret, iuberet praedici conducentibus ſi eas perdidiſſent, novas eos redditurus.

Vellej. Paterc. I, 14.

*) Excudent alii ſpirantia mollius aera:
Credo equidem, vivos ducent de marmore vultus:

— — —

Tu regere imperio populos, Romane, memento,
(Hae tibi erunt artes,) pacisque imponere morem,
Parcere ſubjectis et debellare ſuperbos.

Virgil. Aeneid. VI, 847 ſqq.

Nachdem sich **Polymetis** mit seinen Freunden über diese ähnliche Schicksale der Dichtkunst und der übrigen nachahmenden Künste mit einer richtigen und feinen Critik unterhalten, wendet er sich zu seinem Endzweck, in denen aus der Mythologie genommenen Gegenständen, die Beschreibungen der Dichter, durch die Beobachtung der alten Kunstarbeiten, sonderlich der Gemählde und Bildsäulen aufzuklären.

Das **zweyte Buch** ist der Versammlung der zwölf grossen Götter gewidmet, und lässt uns in den Beschreibungen der Dichter den mahlerischen Unterscheid bemerken, der sie in Gemählden und Bildsäulen ohne alle Ueberschrift kenntbar macht *).

Dieses Buch macht in der **sechsten Unterredung**, mit dem **Jupiter**, der **Juno** und **Minerva**, den Anfang. Unter andern schönen Bemerkungen wird der Unterschied des **holden** und **schrecklichen Jupiters**, den **Virgil** **) so vortreflich

*) Bis sex coelestes, medio Jove, sedibus altis
Augusta gravitate sedent, sua quemque Deorum
Inscribit facies.
Ovid. Metamorph. VI, 72. 73. 74.

**) Olli subridens hominum sator atque Deorum,
Vultu, quo coelum tempestatesque serenat,
Oscula libavit gnatae — —
Virgil. Aeneid. I, 257-260.
Dixerat: idque ratum Stygii per flumina fratris,
Per picē torrentes atraque voragine ripas
Annuit, et totum nutu tremefecit Olympum.
Id. Aeneid. IX, 104-106.

treflich mahlet, durch den erwählten Weg in das beste Licht gesetzet, und durch einen Kopf der Minerva die ganze Schönheit der **ovidianischen** Beschreibung sichtbar gemacht *).

Auf gleiche Art werden in der **siebenten Unterredung, Neptun, Venus, Mars, Vulcan** und **Vesta**, durch die Beschreibungen der Dichter und die Abbildungen der Künstler, den Augen und dem Verstande zugleich vorgestellet. Das Bild der **Venus** ist die vollkommenste Sammlung und das Vorbild der Schönheit. Ein glückliches Geschick hat uns in der Mediceischen Bildsäule dieser Göttin das Muster der poetischen Beschreibungen und das kostbarste Denkmal des feinen Geschmacks vereiniget. **Polymetis** beschäftiget sich mit Recht, diese Bildsäule reden, und uns in ihr die Vollkommenheit der mahlenden Dichter sehen zu lassen. Er häufet mit Wahl und Einsicht, die unzählbaren Stellen römischer Poeten, die in der Venus die Schönheit, oder andere Schönen nach dem Bilde der Venus mahlen, und die Vergleichung lässt uns den Dichter so sehr bewundern, als den Künstler. Unter andern macht er uns auf die Schönheit des feinen und dabey vollen Körpers, der weissen elastischen Brust, und der reizenden Stellung aufmerksam, welche die Dichter so voll-

kom-

*) - - belli metuenda virago.

— — —

- Deam vidit formaque armisque decoram

Ovid. Metam. II. 765. 773.

kommen beſchreiben und die der Künſtler ſo vollkommen ausdrücket *).

Die achte Unterredung iſt dem Apoll, der Diana, der Ceres, und dem Mercur gewidmet. Unter einer Menge ſchöner Anmerkungen, die aus der Vergleichung zwiſchen den Werken der der alten Dichter und Künſtler in Anſehung dieſer Gottheiten hergeleitet werden, unterſcheidet ſich die Betrachtung des Apollo Belvedere, die uns alles ſehen läſſt, was die Dichter von der Schönheit des Gottes der Muſen ſagen.

Das dritte Buch beſchäftiget ſich mit den vergötterten Helden, ſchränket ſich aber auf den Herkules, Bacchus, Aeſculapius, Caſtor, Pollux und Romulus ein, die den Gegenſtand der neunten Unterredung ausmachen. Die Betrachtung über die vom Ovid **) gelobte Schönheit des Bacchus, welche die alten Denkmale beſtätigen, verdienet eine vorzügliche Aufmerkſamkeit, und wird um ſo viel lehrreicher, wenn man ſich

*) Hic corpus ſolidum, invenies, hic ſtare papillas
Pectore marmoreo.
Fragm. Sat. *Lucil.* 28.
Ipſa Venus pubem, quoties velamina ponit,
Protegitur laeva ſemireducta manu.
Ovid. Art. Am. II, 613. 614.

**) — — tibi enim inconſumta juventas.
Tu puer aeternus, tu formoſiſſimus alto
Conſpiceris coelo; tibi cum ſine cornibus adſtas,
Virgineum caput eſt.
Ovid. Metam. IV, 17-20.

ſich bemühet, die Geſchicklichkeit der Alten in dem unterſcheidenden Ausdrucke ſo vieler Arten der Schönheit, richtig kennen zu lernen.

Das vierte Buch faſſet die einzige zehnte **Unterredung** in ſich, welche die poetiſchen Bilder, der Weisheit, der Tugend, der Frömmigkeit, der Gerechtigkeit, der Treue, und anderer Vollkommenheiten, mit den uns übriggebliebenen alten Denkmalen dieſer moraliſchen Gottheiten, vergleichet, und bey Veranlaſſung der Anmerkungen über des **Silius Italicus** Wahl des Herkules zwiſchen der Tugend und Wolluſt, ſich mit einer ſchönen poetiſchen Ueberſetzung der Xenophontiſchen Beſchreibung dieſer Wahl ſchlieſſt.

Das **fünfte Buch** beſchäftiget ſich mit den Geſtirnen und der von ihnen abhangenden Eintheilung der Zeit und den Abwechſelungen der Jahrszeiten. Hierzu gehört die **eilfte Unterredung** von den Conſtellationen, und die **zwölfte** von den Planeten und Jahrszeiten. **Ovids** Faſti, **Virgils** Georgica, und **Manilius** werden hier vor andern genutzet und erläutert.

Das **ſechſte Buch** enthält die **dreyzehnte Unterredung**, von den Gottheiten der Luft, das **ſiebente**, die **vierzehnte** von den Göttern des Waſſers, und das **achte**, die **funfzehnte** von den Göttern der Erden, des Feldes und der Gärten. Alle unterhalten den Leſer mit angenehmen und lehrreichen Vergleichungen; beſonders aber iſt das **neunte Buch**, ſo die **ſechszehnte Unterredung** von

von den Göttern und Bewohnern der niedern Welt in ſich faſſet, und das glückliche Elyſium nebſt der poetiſchen Hölle, nach den Beſchreibungen der Dichter und den Werken der alten Künſtler vorſtellet, ein vortrefliches Werk. Es lehret uns das ſechſte Buch der göttlichen Aeneis mit doppelten Vergnügen leſen, die ganze Stärke horaziſcher Beywörter lebhaft fühlen, und das natürlich Schöne der ovidiſchen Beſchreibungen deutlich ſehen.

Das zehnte Buch macht den Beſchluß, und es ſcheint, der Verfaſſer habe ſeinen Fleis verdoppelt, um in den fünf lezten Unterredungen ſeines Werks, den ganzen Nutzen deſſelben auf eine Art vorzuſtellen, die ihm bey Leſern, welche ihm bis dahin mit Vergnügen gefolgt ſind, den verdienten Beyfall vollkommen machet.

In der ſiebenzehnten Unterredung, wird der Nutzen der Unterſuchungen von dieſer Art überhaupt erwieſen, und ſonderlich durch Gründe und Exempel dargethan, daß ſie das beſte Hülfsmittel ſind, unzählige Stellen der Alten, zu verſtehen und zu erklären. Die achtzehnte Unterredung bemerket die Fehler, durch welche die neuen Künſtler ihre beſten Werke, beſonders bey mythologiſchen und allegoriſchen Vorſtellungen verunſtalten, wenn ihnen der Trieb, die Alten nachzuahmen und die Fähigkeit, ſie richtig und geſchickt nachzuahmen, mangelt. Dieſem Mangel wird am beſten abgeholfen und die Fehler dieſer Art werden am ſicherſten vermieden, wenn man

ſich ſo wohl mit den mahleriſchen Dichtern, als mit den redenden Kunſtſtücken des Alterthums bekannt macht, und ſie, nach der Anweiſung des Polymetis, mit kritiſcher Einſicht und Geſchmack vergleichet. Die neunzehnte Unterredung, wendet die Unterſuchungen von dieſer Art zu Entdeckung der Fehler an, in welche die neuen Dichter, ſonderlich in ihren Allegorien, verfallen, wenn ſie ſich von den vollkommenen Muſtern des Alterthums entfernen. Spenſers Fairy Queen, ſo für eine Schatzkammer witziger Erfindungen und Allegorien angeſehen werden kann, beweiſet, wie wenig der Reichthum und Ueberflus an Witz, von Fehlern frey bleiben könne, wenn ihn nicht eine richtige und durch die Beyſpiele der Alten befeſtigte Kritick dagegen verwahret. Polymetis nimmt aus dieſem bis zur Ausſchweifung verehrten Erfinder die Exempel zu Beſtärkung ſeiner Anmerkung. In der zwanzigſten Unterredung, werden die Fehler, die ſich in die beliebteſten Ueberſetzungen der alten Dichter, ſonderlich in mythologiſchen und allegoriſchen Stellen, aus Mangel dieſer Känntnis, eingeſchlichen haben, bemerket, und Polymetis zeiget, daß die vorgeſchlagene Vergleichung, das beſte Mittel ſey, ſie zu entdecken und zu verbeſſern. Er nimmt die mehreſten Exempel aus Drydens Virgil, und läſt uns aus den Fehlern eines ſo guten und mit dem wahren Geiſte der Dichtkunſt beſeelten Ueberſetzers, auf die Mängel der Ueberſetzer in niedern Claſſen ſchlieſſen.

Der Verfaſſer belehret uns endlich in der **ein und zwanzigſten Unterredung**, daß er ſeine Arbeit für einen bloſſen Verſuch und für keine vollkommene Ausführung anſehe, und daß ſelbſt in Anſehung der römiſchen Dichter eine vollſtändige Ausführung dieſes Plans der Vergleichung, einen weit gröſſern Umfang erfordere. Er beſchlieſſt aus dieſem Grunde das Werk mit einer kurzen Erzählung der übrigen theils fabelhaften theils hiſtoriſchen Gegenſtände, bey welchen man die Ueberbleibſel der alten Künſtler und die Beſchreibungen der römiſchen Dichter mit ähnlichem Nutzen und Vergnügen vergleichen könne.

Um den Gebrauch des Werks zu erleichtern, hat der Verfaſſer eine beträchtliche Anzahl von Kupfern beygefüget, die mit ſehr guter Einſicht gewählet, auch zum Theil ſehr gut und ſauber, jedoch nicht alle mit gleicher Genauigkeit und Schönheit geſtochen ſind. Eine durchgehends beobachtete Vorſicht befremdet uns in einem Werke, welches ſich blos auf die Nachahmung der Alten gründet und Leſer erfordert, die mit dem **Ovid und Horaz**, mit dem **Catull** und **Tibull** bekannt ſind. Die unſichtbare Hand einer unbekannten Beſchützerin der Keuſchheit beſtreuet die Bilder mit künſtlichen Kleeblättern, die ſich ſelbſt an allen Orten halten, wo ihre Gegenwart Müttern nützlich ſcheinen kann, die über die Augen ihrer Töchter wachen. Es iſt wahr, die unwiſſende Unſchuld kann unter dieſem Schutz den furchtbaren Hüter der Gärten, mit ſo weniger Gefahr anſehen, als

das Bild der schamhaften Venus. Allein in Erhaltung der Unwissenheit, bey Lesern möglich die man mit den Schriften der alten Dichter und mit den Werken der alten Künstler bekannt machen will?

Der Gebrauch dieses nutzbaren Buchs wird durch gute Register erleichtert, unter welchen besonders der so genannte klassische Index, oder das Verzeichnis aller Dichter und die Benennung aller Stellen ihrer Werke, die in dem Buche selbst erläutert werden, sehr gut eingerichtet ist und vielen Nutzen verspricht.

Dies ist der Grundris eines Werks, welches man, ohne ihm wider die eigene Erklärung des Verfassers eine Vollkommenheit zuzueignen, unter die Vortreflichsten und Brauchbarsten rechnen mus. Wir würden mehr einzelne Anmerkungen angeführet haben, wenn uns nicht die Menge des Schönen, die Wahl schwerer gemacht hätte, und wenn nicht die bloße Vorstellung des ausgeführten Plans, ohne andere Proben, zureichte, unser Urtheil bey Kennern zu rechtfertigen.

II.

Cases in Surgery, with Remarks: to which is added, An Account of the Preparation and effects of the Agaric of the Oak in ſtopping of Bleedings, after ſome of the moſt capital Operations, By *Joſeph Warner*, F. R. S. and Surgeon to Guy's Hoſpital. The ſecond Edition. London: Printed for I. and R. Tonſon and S. Draper in the Strand. MDCCLIV, in gr. 8. 12 Bogen, 1 Kupfer.

Gegenwärtiger Sammlung von **chirurgiſchen Krankengeſchichten** mus man vor vielen andern den Vorzug zugeſtehen, daß ſie diejenigen Eigenſchaften an ſich habe, welche man von Werken dieſer Art verlangt. Es ſcheint nicht nur die ſo nöthige Treue im Erzählen darinnen beobachtet zu ſeyn: ſondern auch die mitgetheilten Wahrnehmungen ſelbſt ſind ſo gut gewählt und ſo genau und ordentlich vorgetragen, daß ſie eben ſo gemeinnützig ſind, als ſie von der Geſchicklichkeit des Herrn Verfaſſers ein vortheilhaftes Zeugnis geben. Es ſteht derſelbe als Wundarzt bey einem der gröſſten Hoſpitäler in London, und er hat alſo Gelegenheit, die wichtigſten Bemerkungen zu machen, wovon er auch ſchon bisher einige Proben gegeben hat, welche in den letzten Theilen der ſogenannten philoſophiſchen Transactionen befindlich, und

itzo auch in dieſe Sammlung mit eingerückt ſind. Es enthält dieſelbe überhaupt vier und vierzig Fälle, deren jedem einige nützliche Betrachtungen beygefügt ſind, wozu dieſelben Anlas geben. Einige der vornehmſten wollen wir hier anführen.

Durch die drey erſten wird die von den Wundärzten faſt allgemein angenommene Meynung widerlegt, als könne die Trepanation weder auf den Nähten, insbeſondre der Pfeilnath, noch auf den hintern Knochen des Kopfs oder dem vördern und untern Theile des Stirnbeins, unternommen werden.

Ein junger Menſch von 13 Jahren bekömmt mit einem ſcharfen ſpitzigen Eiſen, mitten auf dem obern Theile des Kopfs, gleich über der Pfeilnath, ſo einen heftigen Schlag, daß von den beyden oberſten Knochen (oſſibus parietalibus) ein Stück in dem darunter liegenden langen Bluthalter (ſinum longitudinalem) hinein getrieben wird. Den eilften Tag hernach wird er des Herrn V. Kur übergeben. Die Heftigkeit der Zufälle erfodern den Gebrauch des Trepans, deſſen Krone er über den Umfang der Wunde, und folglich auch über die Pfeilnath aufzuſetzen gezwungen iſt. Nach dem ausgebohrten Knochen entdeckt er eine Wunde in dem Bluthalter, in welchem einige Stückgen von dem gebrochenen Beine ſtecken. Um dieſe alſo leicht heraus zu nehmen, erweitert er dieſe Wunde, und ſtillt das häufig hervor quellende Blut ſehr leicht mit eingeſtopfter Carpey. Alle Zufälle laſſen ſogleich nach, und die ganze Cur ſcheint ſehr glücklich zu laufen,

als

als der arme Kranke nach vier Wochen unvermuthet einen andern Schlag auf den Kopf bekömmt. Die von neuem erregten Zufälle werden zwar anfangs gelindert; gleichwol aber nöthigen sie doch in der dritten Woche den Herrn Verf. die Trepanation, ohngefehr zween Zoll weit von jener Wunde, zu wiederhohlen. Die darunter liegende harte Hirnhaut (dura mater) mus aufgeschnitten werden, und es flieſſt eine groſſe Menge Eiter heraus, worauf sich sogleich die Zufälle vermindern. Nach zween Tagen aber nehmen sie wieder zu, und rauben dem Kranken das Leben. Nach seinem Tode findet man noch eine groſſe Menge Eiter in dem Gehirne, daß man also vielmehr diesem, als der Wunde des Bluthalters, die Ursache des Todes beyzumeſſen hatte.

Einem andern jungen Menschen von 18 Jahren wird durch einen heftigen Schlag der hintere Hauptknochen (os occipitis) auf der Lambdaförmigen Nath gebrochen, und zugleich eines von den dreyeckigten Knöchelgen (os triquetrum) eingedrückt, welches, vermittelst des Trepans, so unmittelbar auf nur gedachter Nath aufgesetzt wird, glücklich heraus genommen, die harte Hirnhaut aufgeschnitten, die darunter steckende Feuchtigkeit heraus gebracht, und der Kranke in einer Zeit von 9 Wochen völlig hergestellt.

Endlich hat der Herr V. in dem todten Körper eines hingerichteten Miſſethäters, den er zur anatomischen Untersuchung bekommen, gefunden,

daß der hintere Hauptknochen einen Zoll weit von dem oberſten Winkel der lambdaförmigen Nath ſehr nahe an der linken Seite derjenigen Furche, (ſulci) in welcher der hinterſte Theil des langen Bluthalters liegt, ehedem war glücklich trepanirt worden. Daß dieſe Operation ſchon vor geraumer Zeit muſſte geſchehen ſeyn, bewies die harte Narbe, ſo über der Oefnung ſich fand; dieſe ſelbſt aber war nicht wieder mit einem knochigten Weſen erfüllt, ſondern blos von der genau anhängenden harten Hirnhaut und den verlängerten allgemeinen Decken, (integumentis) verſchloſſen.

Der vierte Artikel enthält einige beſondre Bemerkungen von einem Staare, den der Herr V. nach der gewöhnlichen Methode geſtochen hat. Ein Mann von 26 Jahren bekam vor ungefähr 9 Jahren auf beyden Augen den ſo genannten grauen Staar. (cataractam). Der auf dem linken Auge war faſt in ſeinem ganzen Umfange an dem Sterne feſte, und hatte dieſen ſchon länglicht rund gemacht; der andre aber hieng nur an deſſen unterm Theile feſt an. Auch konnte der Kranke noch mit dieſem rechten Auge Licht und Farben unterſcheiden, daß es alſo der Herr V. wagte, auf dieſem die Operation zu unternehmen. Selbige lief auch glücklich ab; gleichwol aber muſſte er ſie in einer Zeit von zween Monathen, noch dreymal wiederhohlen, weil die Linſe eben ſo vielemal wieder in die Höhe ſtieg, bis endlich, nach der vierten Operation, der Kranke, vermittelſt eines Hohlglaſes, völlig ſehen konnte, ohne

ohne viele Schmerzen oder einige andere heftige Zufälle erlitten zu haben. Anfangs sahe er die einzeln Gegenstände noch mannichfaltig; auch dünkte ihm, wenn er etwas las, als blieben die Eindrücke der Buchstaben noch einige Stunden lang in dem Grunde des Auges hangen. Beyde Zufälle aber verlohren sich bald hernach.

In den Anmerkungen, die der Herr V. über diesen Fall macht, zeigt er zuerst, daß so ein Staar, der an irgend einem Orte mit dem Stern verwachsen sey, nach der neuen Mode des Herrn **Daviels** nicht wohl curirt werden könne, weil fast die ganze gläserne Feuchtigkeit würde verlohren gehen. Indem er also dieselbe beurtheilt, so rückt er deswegen einen Auszug der Abhandlungen hier mit ein, welche von dieser Materie der pariser Akademie der Chirurgie übergeben, und von derselben in dem zweyten Bande ihrer Gedenkschriften vor drey Jahren bekannt gemacht worden sind. Sodann fügt er seine eigne Methode bey, wodurch er die Erfindung des Herrn **Daviels** verbessert zu haben glaubt. Er verrichtet dieselbe nur mit einem einzigen Instrumente, das die Gestalt eines kleinen Messers hat, welches er in der Mitte des Seitenrandes der durchsichtigen Hornhaut bis an die andre entgegen stehende Seite einbringt und die untere Hälfte derselben aufschneidet. Hierauf zieht er das Messergen etwas und behutsam zurück, führt dessen Spitze durch den Stern, öffnet damit die Kapsel der Linse, hält mit eben dem Instrumente das aufgeschlitzte

Stück der Hornhaut in die Höhe, und drückt mit dem Mittel- und Zeigefinger sehr gelinde den Augapfel, daß die Linse durch den Stern heraus geht. Bisweilen erfolgt dieses schon von sich selbst durch die eigene Bewegung der Augenmuskeln, ohne die Beyhülfe eines äusserlichen Druckes. Bey den Kranken, welche das Auge nicht steif halten können, ist diese Operation nicht wohl zu unternehmen. Der Gebrauch des Augenspiegels ist wegen des zu besorgenden gänzlichen, auch zu frühen Verlusts, der gläsernen Feuchtigkeit, nicht wohl zu verstatten. Oftmals geht davon ein Theil, auch bey der glücklichsten Operation, verlohren: dieser aber pflegt sich meistentheils wieder zu ersetzen, entweder von selbst, oder vermittelst der wässerichten Feuchtigkeit. Weder die Schmerzen, noch die Entzündung, sind hierbey beträchtlich. Erweichende Bähungen, kühlende Salben, und die Sorge, den Leib offen zu erhalten, machen das übrige der ganzen Cur aus. Durch das beygefügte Kupfer macht der Herr V. die Beschreibung dieser Operation noch deutlicher.

Die folgenden sieben Fälle betreffen meistens verschiedene Bälgleinsgeschwülste, (tumores cysticos) die der Herr V. durch den Schnitt glücklich weggebracht hat. Die eine hatte ihren Sitz in der rechten Augenhöhle; eine andre an dem Gaumen. Als diese ausgeschnitten ward, so erfolgte wenig Blut. Einige Stunde hernach aber fing eine Pulsader an so heftig zu bluten, daß kein anderes Mittel übrig war, das Blut zu stillen, als

das

das Brenneiſen; und binnen drey Wochen war die Kranke völlig wieder hergeſtellt. Eine andere Geſchwulſt von dieſer Art hatte ſich vorne an dem Halſe an der linken Seite des ſchildförmigen Knorpels (thyroide cartilagine) zwiſchen der Luftröhre und dem Speiſegange geſetzt, und verhinderte das Athemholen und Schlucken. So gefährlich es auch war, die Operation des Schnitts zu unternehmen, ſo war ſie doch der einige Weg der Kranken zu helfen, und ſie gelang. Auf gleiche Art glückte ſie bey einer andern Geſchwulſt, die an der ganzen Seite des Halſes ſich befand.

Einen ſeltenen Fall von einer jungen Frau von 25 Jahren enthält der neunte Artikel. Dieſe klagte über eine ſeit einigen Monathen entſtandene Beſchwerlichkeit im Schlucken, ohne daß man etwas an und in dem Halſe ſehen, noch ihr auf irgend einige Weiſe helfen konnte. Aus Mangel der Nahrung muſſte ſie endlich ſterben, und man fand nach ihrem Tode, daß der Speiſegang gerade unter dem ringförmigen Knorpel (cricoide cartilagine) eines Zolles lang in ſeinen Häuten ungemein dicke, und daher auch ſo enge geworden war, daß man kaum noch einen mäſſigen Sucher durchbringen konnte. Die innerſte Haut des Speiſegangs war zugleich von einem Geſchwüre angegriffen.

Wie gefährlich es ſey, einen Waſſerkopf (hydrocephalum) zu öfnen, beſtätigt der Herr V. mit einer neuen Erfahrung. Man brachte nämlich zu ihm ein Kind von zwey Jahren, bey dem

der ganze hintere Hauptknochen mangelte; an deſſen Stelle aber ſich eine wäſſerichte Geſchwulſt wie ein großes Ey fand. Das Kind war auſſerdem ſehr wohl, und man bemerkte an dem übrigen Körper nichts ungewöhnliches. Er gab daher den Aeltern den vernünftigen Rath, keine Operation vornehmen zu laſſen, ſondern blos die Geſchwulſt vor aller äuſſerlichen Gewalt zu bedecken. Dieſe aber waren damit nicht zufrieden, ſondern verlangten die Oefnung von einem andern Wundarzte, der auch ihrem Verlangen ein Genüge that, worauf aber das Kind in wenig Tagen ſtarb. Hierbey führt er einen ſehr ſeltenen Fall von einem Menſchen von zwanzig Jahren an, der eine ähnliche Waſſergeſchwulſt auf der Gegend der Lenden (ſpinam bifidam) hatte und dabey wohl war, bis auf eine Art der Lähmung in den Schenkeln, die ihn aber doch an dem Gange nicht gänzlich hinderte.

Hierauf giebt der Herr V. in folgenden eilf Artikeln Nachricht von einigen Pulsadergeſchwülſten, (aneuryſmatibus) zwey Ueberbeinen (gangliis) einigen Bruſtgeſchwüren, ((empyematibus) einen eingezwängten Leiſtenbruche, (hernia incarcerata inguinali) und einem dergleichen Nabelbruche. Dieſer erfolgte in einem Kranken, der wegen der Bauchwaſſerſucht in das Hoſpital gebracht ward. Man bemerkte, daß der Nabel ſo gros, wie ein Ey, heraus getrieben, die äuſſerlichen Decken aber ganz dünne und durchſichtig waren. Der Herr V. glaubte alſo, wie er auch ſchon öfters glücklich gethan

than zu haben versichert, daß durch denselben das Wasser am leichtesten heraus zu bringen sey; öfnete ihn daher mit einer Lanzette, lies das Wasser heraus laufen und besorgte den gehörigen Verband ohne daß der Kranke eine merkliche Beschwerung empfunden hätte. Er blieb auch einige Tage sehr erträglich, als er unvermuthet heftige Schmerzen, Geschwulst und Entzündung des Nabels mit Brechen und Fieber klagte. Der Herr V. urtheilte, daß diese Zufälle von einem eingeklemmten Darme entstünden, und, weil alle bisher angewandten Mittel vergebens waren, so schritte er zur Operation, und brachte zwar den Darm glücklich zurück, fand aber, daß er sehr entzündet war. Die Heftigkeit nur gedachter Zufälle daurete also fort, und der Kranke starb in wenigen Tagen hernach. Der Herr V. gesteht selbst, daß aus dieser Wahrnehmung folge, wie diese Operation, das Wasser durch den Nabel abzuzapfen, nicht ohne Gefahr und also der gewöhnliche Ort, zwischen dem Nabel und Darmknochen (os ileum) sicherer sey; doch versichert er auch, daß sie ihm nur in diesem einzigen Falle unglücklich gelaufen sey.

Eine gestochene Wunde, die drey Zoll tief unter dem Nabel nach der rechten Seite schief in die Höhle des Unterleibes gegangen war, und wegen unzeitiger Heftung gefährliche Zufälle verursachte, hat der Herr V. glücklich geheilt; wobey er zugleich die Anmerkung macht, daß ein Wundarzt bey den Bauchwunden nicht eher zu der Nath

seine

Fus unter dem Knie war abgenommen worden, den Verband nach einer Stunde wegen des bemerkten Blutens abnehmen muſte; ſo entdeckte man, daß dieſes Blut nur aus einem Seitenaſte hervorſprang, der nicht mit dieſem Schwamme war bedeckt geweſen, welcher aber ſogleich dadurch geſtillet ward. Bey dieſer Gelegenheit konte der Hr. Verf. die eigentliche Wirkung dieſes Mittels entdecken; indem er die Stückgen Schwam, welche er auf die Oefnungen der Pulsadern kurz vorher bey der Operation gelegt hatte, abnahm, und ſahe, daß nicht nur das Blut in denſelben ſchon ſtand, ſondern dieſe auch ungemein zuſammen gezogen und ſo enge geworden waren, daß ſich ihre cylindriſche Figur in eine kugelförmige verwandelt hatte.

Es hat alſo dieſes Mittel vor andern und beſonders vor dem Gebrauch des Unterbindens den Vorzug, daß es nicht nur ohne Schmerzen und ohne Gefahr die Entzündung zu vermehren, das Blut bald und ſicher hemmt; ſondern daß es auch in ſolchen Fällen kann gebraucht werden, wo man mit der Nadel keine Hülfe ſchaffen kan; z. E. wo das Bluten nach einiger Zeit wieder entſteht und man die zurückgezogenen Adern nicht mehr faſſen kan; oder wo die Theile ſchon ſo mürbe ſind, daß man ſie nicht mehr ſicher unterbinden kan; oder auch wo die Gefäſſe zu tief liegen, als daß man ſie faſſen und binden könte.

Doch müſſen wir hierbey des Hrn. Verf. Aufrichtigkeit rühmen, mit der er geſteht, daß in allen

allen dieſen glücklichen Fällen, der Fus unter dem Knie abgenommen worden; daß aber bey einer andern Gelegenheit, wo der Fus über dem Knie abgeſetzt und das Blut in der Schenkel-Puls-Ader (arteria femorali) gehemt werden muſte, dieſelbe von dem Eichenſchwamme nicht genugſam ſey zuſammen gezogen worden, ſondern er genöthigt geweſen, zu der Nadel ſeine Zuflucht zu nehmen. Weil er hiervon noch nicht mehrere Erfahrungen hat ſammlen können, ſo iſt er billig zweifelhaft, ob ein beſondrer Umſtand in dieſem gegenwärtigen Falle Schuld geweſen ſey, daß dieſes Mittel nicht die gewünſchte Wirkung gethan habe; oder ob es überhaupt nur zu den kleinern, nicht aber auch zu den gröſſern Gefäſſen hinlänglich ſey, das Blut zu ſtillen. Da der Nutzen dieſer Erfindung wichtig und von einem groſſen Umfange in der practiſchen Chirurgie ſeyn kann: ſo iſt allerdings zu wünſchen, daß mehrere Wundärzte bey vorfallenden Gelegenheiten neue Verſuche damit anſtellen mögen. Wollte auch ein geſchickter Mann eine deutſche Ueberſetzung dieſes Buchs unternehmen: ſo ſind wir überzeugt, daß er damit unſern Wundärzten einen wirklichen Nutzen verſchaffen würde.

III.

The Brothers a Tragedy. Acted at the Theatre Royal in Drury-Lane. London. Printed for. R. Dodsley in Pall-mall. 1753.

Young, deſſen Name alle Lobſprüche enthält, die ihm der Beyfall und die Bewunderung gewähren kann, iſt unter den Deutſchen meiſtens nur, als ein moraliſcher und ſatyriſcher Dichter bekannt. Man hat ſeine Nachtgedanken, ſein Gedicht über den letzten Tag, ſeinen Sieg der Liebe und der Religion, ſeine Paraphraſe aus dem Hiob, ſeine Satyren, ſeinen Centaur überſetzt und um die Wette geleſen: allein, als einen dramatiſchen Dichter kennen ihn auſſer denjenigen, die mit der engliſchen Sprache bekannt ſind, ſehr wenige; und doch ſind ſeine Rache oder der Mohr, (welcher eigentlich des Shakſpears verbeſſerter Othello iſt,) Buſiris oder der König von Egypten, und endlich das obengenannte, die Brüder, ſolche Stücken, die ihm auch in dieſer Art von Dichtkunſt einen Rang erworben haben. Es gründet ſich auf die Geſchichte der zween Prinzen des Königs Philipps von Macedonien, von denen der jüngſte ſein Leben durch die niederträchtigen Künſte ſeines ältern Bruders, des Perſeus, verlohr: dieſer folgte ſeinem Vater, und war der letzte von den Nachfolgern Alexanders des Groſſen. Wir wollen dieſes letzte Stück bekannter machen, da es ſein neueſtes iſt, und

auch

auch nicht in seinen Werken gefunden wird. **Thomas Corneille** hat schon eben diese Geschichte in seinem Trauerspiele, **Demetrius** und **Perseus**, bearbeitet, und es scheint, als ob ihm **Young** den Plan abgeborget habe. Wir wollen hier keine Vergleichung unter diesen beyden Dichtern anstellen. Man müste mit der englischen Schaubühne gar nicht bekannt seyn, wenn man nicht wissen sollte, wie viel die grossen Freyheiten, die sich ihre Schriftsteller nehmen dürfen, ihnen Gelegenheit geben, immer durch neue Stellungen, die französischen Dichter an Schönheiten zu übertreffen: und man müste gar nichts von **Young**, wissen, um zu fragen, ob er ein poetischer Genie, als **Th. Corneille** gehabt habe.

Gewöhnlichermassen geht ein Prologus vor dem Trauerspiele her. Man pflegt meistens in den Critiken von diesen Gedichten, die den Engländern ganz eigen sind, und ohne die kein Trauerspiel bey ihnen aufgeführet wird, nichts zu sagen. Uns dünkt mit Unrecht; sie rühren gemeiniglich von Freunden der Verfasser her: sie sind voll Geist und Witz, und die englischen Schauspieler sind sehr sorgfältig, ihren Stücken gute Prologen und Epilogen zu verschaffen. Wer weis nicht, wie viel **Dryden** oft für ein solches kleines Gedichte bezahlet worden ist, der eine besondere Geschicklichkeit darinnen besas? Dieser ist von Hern **Dodsley** gemacht, und wir halten ihn der Mühe werth,

ihn überſetzt zu liefern: er iſt eine Lehre für diejenigen, die ſich an dergleichen Arbeit wagen wollen.

„Die tragiſche Muſe, die manche Seite in „der Zeit langen Regiſtern, von jedem Alter ge„nommen, zurückſchlägt, bildet nicht ihre Plane „nach niedrigen, oder alltäglichen Thaten, ſondern „bemerket die erſchütternden! — Wenn ein „Held blutet, ſein Vaterland zu retten, alsdenn „begeiſtern ihre Mächte, und anverwandte Seelen erhaſchen das patriotiſche Feuer. — Wenn „die kühne Unterdrückung ein leidendes Land zer„malmet; wenn der geſchliffene Dolch in des „Mörders Hand ſchimmert: wenn die ſchwarze „Verſchwörung die Menge vergiftet: wenn die „grimmige Rache über ihrem Unrechte brütend „ſitzt: alsdenn ſchweifet ſie hervor im Schrecken: „über ihren finſtern Anblick fähret das Verbre„chen erbleichend zuſammen, obgleich auf einen „Thron geſetzt. Aber, wenn die gefolterte Seele „ſchwarzer Verdacht zerreiſſt, wenn Brüder haſſen, und Söhne mit Vätern ſtreiten: Wenn „ſich begegnende Vortheile ewigen Krieg ankündi„gen: und Liebe, die zärtlichſte Leidenſchaft, zur „Wuth kehret: alsdenn ſtehet der Schmerz auf „jedes Geſicht gedrückt, und Mitleiden klopfet in „jeder fühlenden Bruſt: Hofnung Furcht und „Zorn erheben ſich wechſelsweiſe, und die gewal„tige Scene brennet von verſchiedenen Leidenſchaften. So iſt unſre Geſchichte, — — Er„röthet nicht, wenn Thränen flieſſen ſollten: Sie

ſind

„sind der Zoll der Tugend, dem menschlichen Wehe „bezahlet. Solche Tropfen ertheilen prächtigen „Augen einen neuen Glanz: das schweigende „Zeugnis eines zärtlichen Herzens! Solche Tro„pfen schmücken die edelste Wange des Helden, „und mahlen seinen Werth in Zügen, die mehr, „als sprechen. Nicht der, der nicht weinen kann, „sondern er, der es kann, zeiget die grösste Seele, „und beweiset sich als ein Mensch.

„Aber jammert nicht umsonst bey eines an„dern Leiden, und lasset die Thränen der Natur „nicht vergebens fallen: wachet über die gehei„men Laster, von welcher ihre Uebel entstanden „sind, und lernet, aus ihren Schwachheiten, eure „eignen verbessern.

Spielende Personen.

Philipp, König in Macedonien.
Perseus, sein ältester Prinz.
Demetrius, sein jüngerer Prinz.
Perikles, der Freund des Perseus.
Antigonus, ein Staatsminister.
Oymas, des Königs Favorit.
Posthumius, **Currius**, } Römische Bothschafter.
Erixene, die Thracische Prinzeßin.
Ihre Vertraute.

Erſter Handlung.

Erſter Auftritt.

Curtius und Poſthumius treten herein.

Der erſte ſchaut mit Bewunderung auf die Pracht, die er am Macedoniſchen Hofe findet: ſie reden von Philipps groſſem Character: „er „iſt, ſagt Poſthumius, niemals beſiegt worden, „als durch Rom, und was konnte der Ruf mehr „von einem ſterblichen Menſchen ſagen?„ aber er zeiget dem Curtius, daß es ihm in ſeinen häuslichen Umſtänden nicht an Kummer fehle: „Hier iſt „Philipp kein Gott: ſondern er gieſſt ſein Herz „in unaufhörlichen Seufzern über ſeine ſtreitende „Söhne aus, und bezahlet den geheimen Zoll der „Mächtigen ihrer Menſchlichkeit.„ Hier folget der Inhalt des Trauerſpiels:

Poſthumius.

„Aus dieſes Philipps Bette entſprangen „zween Alexander.

Curtius.

Und nur eine Welt? — Sie werden nach ihren Charactern beſchrieben. Der älteſte wird einem Cometen, der andere einem gütigen Geſtirne verglichen, (bey welchem Gleichniſſe wir ein für allemal erinnern müſſen, daß der Dichter auf allen Seiten dergleichen anbringt, und darüber öfters in Bombaſt, oder Schwulſt verfällt, ein Schickſal, dem auch die beſten engliſchen Dichter nicht

allezeit ausgewichen sind.) Der älteste ist **Perseus**: der jüngere **Demetrius**.

Posthumius.

„Er war in Rom erzogen, unsere Geisel von „seinem Vater, bald hernach ward er als Both„schafter hingesandt, als **Philipp**, den Donner „unserer Armeen fürchtete. **Roms** Sitten ge„wannen ihn: und seine Sitten **Rom**, das ihm „Friede gewährte, mit der Erklärung seinem seltnen „Werthe das Bezeigen seines Vaters zu vergeben. „Dies gab ihm alle Herzen **Macedoniens**: wel„ches vereint mit seinem hohen Schutze von **Rom** „seinen eifersüchtigen Bruder entflammet. — „Aber es glüht noch ein anderer Brand der Zwie„tracht unter ihnen, dies ist die schöne **Erixene**; „eine **Thracische** Prinzessin: **Philipp** führte „nämlich mit dem König von Thracien Krieg: er„oberte die Hauptstadt, erschlug den König, ja „trieb die Grausamkeit so weit, daß er auch die Kö„nigin, und in ihren Armen zween kleine Prinzen „ermordete: eine einzige kleine Prinzessin, die noch „in der Wiege lächelte, nahm er, und brachte sie „seiner Gemahlin mit. Sie ward am Macedoni„schen Hofe erzogen, erwuchs, und blühete: und „itzt rächen ihre Augen die Wunden ihrer Brüder, „an **Philipps** Söhnen, als Nebenbuhlern, „— Unter diesen Erzählungen wird ein Jauchzen gehöret. **Posthumius** zeigt dem **Curtius** an, daß dieses der bekannte Versöhnungstag ihrer Kriegsmäch-

mächte ſey: daß ſie dieſen Tag hören würden, ob Philipp den Krieg haben wolle, oder nicht.

Gehen ab.

Perſeus und Perikles.

Perſeus entdecket ihm voll Neid, wie viel ſein Bruder Demetrius Liebe bey dem Volk, und alſo Hofnung zum Reich habe, — wie ſehr ihn Rom unterſtütze, — wie endlich die Thraciſche Prinzeßin Erixene ihn vorziehe: er geſteht ihm, daß die Liebe, die er anfangs aus Has gegen ſeinen Bruder vorgegeben, ſich wirklich ſeines Herzens bemeiſtert habe: Perikles ſagt ihm, daß Reich und Prinzeſſin für ihn verlohren ſey, wo er nicht den König gewinne; daß dieſes Dymas allein bewerkſtelligen könne, der ſeines Vaters Herz in Händen habe: Perſeus gebietet ihm, alles anzuwenden, den Dymas zu gewinnen: er wolle indeſſen ſuchen, ſeinen doppelten Nebenbuhler zu demüthigen.

Perikles geht ab.

Demetrius kömmt.

Er wundert ſich, daß ſich ſein Bruder ſo wenig an dieſem feyerlichen Tage geſchmückt hat. Perſeus ſpottet über ihn: zumal da dieſer ihm entdeckt, daß er den Helm aufhabe, den Alexander bey dem Granicus trug: er zieht ſeine Gefälligkeit gegen die Römer auf das bitterſte durch: Demetrius ſagt endlich voller Sanftmuth: „Bruder genug: las unſern Zwiſt ein Ende haben,

ben, unſre Mutter ſchaudert darüber im Grabe, und wie hat Philipp getrauert? ein fürchterlicher Feind, und ehrwürdiger König: und o, der liebreiche Vater, der jemals in Zärtlichkeit über ein Kind weinte. Perſeus ha! gehe, ſage es deinem Vater; ſchlinge zärtlich deine Arme um ihn; ziehe ihn zu deinem Vorhaben, wie du gewohnt biſt: ich rühme mich nicht ſo eines groſſen Werths: ich bin kein Gemählde, um von ſeinen kindiſchen Augen betrachtet zu ſeyn, und an ſeinem Nacken zu hangen. Ich erfechte ſeine Schlachten: dies iſt alles, was ich thun kan:„ er ſetzt hinzu, daß, wo ihm an der Ruhe ſeines Vaters was gelegen ſey, ſo ſolle er ihm Erixenen überlaſſen. Demetrius geſteht ihm: er ſchmeichle ihm zu ſehr, wenn er glaube, daß dies in ſeiner Gewalt ſtehe, ſie wollten als Freunde verfahren, wer ihr Herz gewinnen könnte, ſolle den Nebenbuhler grosmüthig ertragen. Perſeus geräth darüber in Wuth, und verläſſt ihn drohend.

Demetrius allein,

Denkt ſeiner Liebe nach: entſchlieſſt ſich, ſie niemals aufzugeben, ſondern aus ihrem Munde ſein Schickſal zu erfahren; er wird ſeinen Vater gewahr. „Mein Vater! ach! und auf ſeiner Stirn ein tiefer Gedanke und ein bleicher Gram! Gütiger Himmel beſänftige ſeinen Kummer, welcher alle meine Flammen der Liebe erſtickt.„

(Geht ab.)

Der König und Antigonus.

Der König klaget über das Schicksal de Könige, indem die scheinbaren Mittel der Glück seligkeit nur ihr Weh erhöhen. **Antigonus** füh ret seinen Gedanken weiter aus; Der **König** kla get über den Gram, der ihm überall folge, und mahle ihm mit den traurigsten Zügen, wieviel das Ge wissen über ihn Gewalt habe: **Antigonus** ermah net ihn, nicht mehr daran zu gedenken. **König**: „Ich denke gar nicht daran. Die Götter legen mir meine Gedanken auf, strafen mich da mit; und mahlen meine Träume mit Bildern des Schreckens. Die letzte Nacht sahe ich im Schlafe die **Thracische** Königin und ihre zween ermordeten Söhne. Wie klopfete mein Herz? wie bebte mein Lager? und als der Morgen kam, blieb noch das fürchterliche Gemählde, und ver schwand langsam vor meinem wachenden Auge. Ich fürchte eine schwere Rache hängt in der Luft, und bewusste Gottheiten giessen diese Gedanken ein, meine Seele für ihrem herannahenden Gerichte zu warnen. Die Götter sind strenge, wenn sie sol che Thaten abwägen, die ein grausames Herz sprechen; sie messen Blut nach Tropfen, und er lassen nicht einen einzigen in der Vergeltung. Konnten mich Kinder beleidigen? Nein, es war keinem König anständig.„ **Antigonus** tröstet ihn, daß der Götter Zorn bey unsrer Reue aufhö re, macht ihm Hofnung, daß sein Kummer seine Söhne rühre, und daß die Zeit ihre hitzigen Ge

mütter in eines Vaters Thränen auslöschen werde. Der König sagt, diese Hofnung sey unvernünft, und machet die Anwendung von seinem Verbrechen an den Thracischen Prinzen auf seine Söhne. Antigonus vermahnet ihn, diese Sorgen fahren zu lassen, und nicht an die Römer zu denken. Der König verwünschet Rom und seinen Stand: beschliesset, sie zu hören, und alsdenn mit seinen Söhnen zu sprechen. „Antig. Aber, wie denkt mein König seinen Frieden mit Rom zu machen? Kön. Rom nennt mich stolz: es mag mich auch so finden. Antig. warnet ihn für ihrer Macht. — Griechenland, Thessalien, Illyrien, hat Rom ergriffen: Deine Schätze verwüstet, deine Phalanx verdünnet: sollte es fortgehen, und Macedonien bändigen; was würde vom Reich übrig bleiben? König Philipp. Alles. — —

(Der Vorhang wird aufgezogen und entdecket einen prächtigen Thron. Perseus, Demetrius, die Hofleute ꝛc. ꝛc. Posthumus und Curtius, die römischen Ambassadeurs treten herein. Die Trompete erschallt. Der König steigt auf den Thron.

Posthumius fordert die Antwort auf die Klage ihrer Freunde: erwarte sie, sagt der König, wie es einem Könige geziemet. Posthum. oder mehr wie einem Freund Roms geziemet. König: oder einem Erben des Alexanders, — Er hält ihnen ihr vermeintes Unrecht vor, da sie

ihm

ihm aus **Griechenland** ſich zurück zu ziehen geböten, als ob ſie Götter wären, „und ihr ſollet Götter ſeyn, ehe **Rom** mich demüthiget.„ **Poſthumius** vertheidiget die **Römer**, und ſagt, wenn **Philipp** die Herrſchaft, Liebe, und den Stolz der Könige, begleitet, ſo könnte ihn Demuth gegen **Rom** darzu leiten. Sie kann mehr geben, als gemeine Könige beherrſchen können.„ Der **König** wird darüber beleidiget, erinnert ſie an **Cannas**, wo zuerſt ſein Schwerd, von Blute erröthet ſey, und **Hannibal**, ſagt er, lebt noch. **Poſthumius**. Weil er nach **Capua** floh. **Poſthumius** hält ihm vor, daß er die **Thraciſche** Prinzeſſin, die Tochter ihres vormals getreuſten Bundsgenoſſen gefangen hielt — ermahnt ihn nochmals, die Antwort bald zu geben, vergiebt ihm das Vergangne, um des **Demetrius** willen, — es iſt, ſagt er endlich, **Philipp**, noch ein kleiner Unterſchied unter einem **Römer** und einem König.

(Die Römer gehen ab.)

Der **König** ſagt alles, was ihm der Zorn eingeben kan, und wünſchet nur noch eine von den Niederlagen, die **Rom** unter dem Hannibal erlitten habe. —

(Es gehn alle, auſſer dem König und ſeine Prinzen und Antigonus, ab.)

König.

„Zeigt ihnen was er von Rom leiden müſſe — Mus ich eine Beſchimpfung von eines Fremden Kühnheit ertragen, ſoll nicht ein Bruder eines Bru-

Bruders Blick ohne Ungedult tragen? —— nur zween Söhne haben mein Bitten gekrönt; und dieſe zween ſind nicht Brüder. Schauet hier, und aus meinen liebreichem Blick gegen euch copirt ſolche Blicke, wie ihr gegen einander haben ſollet. Warum ſeufze ich? Wiſſet ihr es nicht meine Söhne? und wenn ihr es wiſſet — o laſſet mich nicht mehr ſeufzen! —— **Perſeus**: hinfort ſoll mein einziger Streit mit meinem Bruder ſeyn, wer am beſten unſers Vaters Willen gehorchet. **Demetrius** Vater, wenn die einfältige Natur jemals in ihrer eigenen Sprache redet, unnöthige Worte verachtend: ſo ſieh, ſie ſchwellt in meinen Augen, ich drücke dich an mein Herz: ich umfaſſe dich darinnen (**umarmet den Perſeus**) — **König, Antigonus** die Freude, die ihre Mutter fühlte, als ſie gebohren war, iſt ſchwach gegen das, was ich fühle. **Demetrius** ſiehe Bruder, er weint! ſeine Liebe flieſſt über in ehrwürdigen Thränen — mein König! mein Vater! **Perſeus** (bey Seite) kann ich denn jetzt nicht eine einzelne Thräne fallen laſſen? **Antigonus**: ſolche Thränen, ſolche allein mögen in **Macedonien** vergoſſen werden. Der **König** ermahnet ſie nochmals zur Eintracht und umarmet ſie beyde. **Antigonus** preiſet das Glück der Eintracht. Der **König** beſtätiget es und wünſchet lieber, ein Vater, als ein König, zu ſterben.

(**Sie gehen ab.**)

Zweyte Handlung.

Indem sich **Perseus** wundert, wo **Perikles** so lange bleibt, tritt er herein: er sagt ihm, daß **Dymas** ungewis sey, und scheine blos auf den Ausgang zu warten: sie berathschlagen, wie er seinen Bruder, den **Demetrius**, stürzen möge. **Perikles** giebt ihm folgenden Rath. Der **König** ist auf des **Demetrius** Freunde, die **Römer**, erbittert, auch **Dymas** hasst **Rom**. **Dymas** hat eine Tochter, man wird den **König** leicht überreden, daß er des **Demetrius** Treue nicht besser, als durch dieses Band, befestigen können. **Demetrius** wird nicht von seiner Liebe gegen die **Erixene** ablassen. **Dymas**, erzürnt über die abschlägige Antwort, wird uns und unsrer Rache beystehen, und auch der König wird über seines Sohnes Ungehorsam erbittert werden. **Perseus** voller Freuden über diesen Rath schickt den **Perikles** gleich zum **Dymas**, den Anschlag auszuführen.

Erixene und **Delia** kommt.

Perseus wirft ihr ihre Kaltsinnigkeit vor, und erklärt ihr seine heftige Liebe. **Erixene** sagt ob ihr Reich gleich dem Kriegsglücke unterworfen, so sey doch ihr Herz noch ihr eigen. **Perseus** sagt, **Thracien** sey niemals erobert, wenn sie auf ihn lächeln wolle — aber **Demetrius** sey es — **Erixene**: „Prinz, ich verstehe dich; doch, wenn du wirklich denkst, daß sein Werth überwiegt, wie seltsam ist deine Forderung? **Perseus** glaubt, daß noch eine andere Leidenschaft, nämlich der

Ehr-

Ehrgeitz, ſie zu dieſer Meynung zwinge: ſie bilde ſich ein, daß, weil **Demetrius** von **Römern** unterſtützt werde, ſich ihr eine andre Ausſicht öfne: „ du ſiehſt den **Demetrius** auf meinen Thron, und darauf glänzt er in der That. **Erixene** ſpottet über dieſen Vorwurf — „ ſolche Beleidigungen, ſetzt ſie hinzu, werden nicht durch königliche Seelen verſchmerzet, ſo ſehr auch ihr Glück zurück tritt; und ob ich gleich traure, eine Wayſe und eine Gefangne, ſo ſind noch Götter — fürchte einer Wayſe und einer Gefangnen Unrecht. **Perſeus** geht unter den heftigſten Drohungen ab. **Erixene**. Was hab ich gethan? — ich zürne auf den **Perſeus** und tödte den **Demetrius**?

Demetrius kömmt,

Sie ſagt ihm, daß das Ungewitter über ſeinem Haupt auszubrechen bereit ſey — er ſollte fliehn — zu den Römern fliehn. **Demetrius** will ſolches nicht eingehen, weil er dadurch ſeinem Bruder gewonnen Spiel gäbe, und von ſeiner Liebe getrennet werde: **Erixene** ſchwört ihm, daß **Perſeus** Liebe ſie ſo ſehr, als ihn, quäle: ſie würde denſelben durch die gröſſte Verachtung beſtrafen, wenn ſie nicht ſeine und **Philipps** Rache dadurch entzündete und des **Demetrius** Verderben beſchleunigte. Es kömmt die an dem Feſttage ihrer Kriegsmächte gewöhnliche feyerliche Proceſſion.

Der

Inhalt; die Römer hätten bey ihrer ersten Unterredung erkläret, Thracien gehöre ihre, und er solle die Prinzessin wieder in ihren vorigen Stand setzen. Die erdichteten Briefe könnten also enthalten, daß die Römer den Demetrius zum König von Thracien krönten und noch mehr versprächen. Sie werden darüber eins. Der Schall der Trompete ruft ihn zum Gefechte: er hält noch eine sehr portische Rede über die Rache worauf beyde abgehen.)

Dritte Handlung.

Perseus tritt allein auf, macht die Anmerkung; daß es der Feigheit niemals gelinge —

Perikles kömmt.

Perseus ermahnt ihn, ihn nicht in seiner Andacht zu stören und hält folgendes schändliche Gebet an die unterirdische Mächte: „Ihr Mächte der Finsternis! die ihr am Unglück euch freuet: alle durch den Styx beschworen, mit pestilentialischem Mehlthau jede Tugend in der Knospe verwelken zu machen: die Thüren der finstern Verschwörung zu verwahren und angenehmen Dampf des menschlichen Blutes zu athmen: erhebt euch vom blaulichten Schwefel oder euren rothen Betten von Feuer, oder euern schwarzen ebenholzichten Thronen: brechet durch die Barrieren dieser Welt, und stellet euch der goldnen Sonne fürchterlich entgegen; Schrecket das Tageslicht von dannen

nen mit eurem hölliſchen Lächeln, und heulet laut eure furchtbare Freude ꝛc. — **Perikles** erzählet ihm auf ſein Befragen, daß der Brief fertig und ſo künſtlich nachgeahmet ſey, daß er das liſtige Auge der Eiferſucht ſelbſt betrügen könne — **Perſeus** ſagt ihm, daß es ihm bey ſeinen Nachſtellungen in dem Spielgefechte, und bey dem Banquet nicht gelungen, er habe aber doch alles auf eine ſchändliche Art zu nützen gewuſt: anſtatt, daß es, wie er gehoft, bey dem Spielgefechte zum Ernſt kommen ſollte, wären die Seinigen geflohn — er hat ſich geſtellet, als geſchehe es mit Willen, um ſeines Bruders Blut zu ſchonen; ſein Bruder hätte ihm darauf auf das freundſchaftlichſte zu dem Gaſtmale gebeten, das er als Sieger halten müſſen: er wäre nicht gegangen, ſondern habe erſt Spione geſchickt, und dieſe wären durch des **Demetrius** Leute entdecket worden. **Demetrius** habe ihn liebreich beſucht, ſeine Bedienten aber hätten ihm unwiſſend, noch das Gewehr unter den Kleidern gehabt, daß ſie ſeinen (des **Perſeus**) Spionen abgenommen: er habe ſich dieſe Dinge alſo zu Nutze gemacht: daß er zu ſeinen Vater geflohen und mit verſtellten Thränen den **Demetrius** angeklaget, erſtlich, daß er das unſchuldige Spielgefechte zu Ernſt machen wollen, daß er ihn hernach zu einem lächelnden Tode in einem vergifteten, Becher eingeladen und da ihm nichts gelungen, endlich mit gewafneten Leuten aufgeſuchet habe: ſein Vater ſey darüber in Ohnmacht gefallen: nach dieſer

Unterredung will Perſeus abgehen, er wird aber von einem Officier ergriffen

und abgeführet.

Dymas kömmt.

Erzählt dem Perikles, der König habe ſeine Söhne laſſen gefangen nehmen, und ſey bis zur fernern Unterſuchung ungewis, ob er des Perſeus Anklage glauben ſolle — er habe den Hof zuſammen berufen laſſen, und als denn werde die Sache entſchieden werden.

Der hintere Vorhang öffnet ſich, der Hof, der König ꝛc.

Dymas geht hinein und nimmt ſeinen Platz neben dem König.

Der König befiehlt die Gefangnen herzubringen und beklaget ſein Schickſal in ſeinen Söhnen.

Perſeus und Demetrius kommen in Feſſeln aus verſchiednen Scenen: Perſeus wird von dem Perikles, und Demetrius von dem Antigonus begleitet.

Der König bricht in die bitterſten Klagen über ſeine Söhne aus. „Wenn ich, ſetzt er hinzu, ein Monarch bin, wo iſt euer Gehorſam? wenn ich ein Vater bin, wo iſt eure Schuldigkeit? wenn ich ein Greis bin, wo iſt die Ehrfurcht, die ihr meinen Jahren ſchuldig ſeyd? ach! vergebens habe ich geweinet und ihr vergebens geſchworen ꝛc. — Demetrius ſeufzt, daß kein gröſſeres Unglück

über

über ihn kommen könne, als was er in seines Vaters Schmerzen fühle: der König redet ihn hart an: Dymas erinnert ihn, nicht zu hitzig bey einem solchen Geschäfte zu seyn. Und bin ich denn zu hitzig? antwortet er, Sie, die mich für jeden Schlag bedecken sollten, sind selbst der Sturm? o! wie triumphiret Rom! o! wie bringen sie dieses graue Haupt zur Schande! Sieg und Ruf, die Arbeit meines Lebens, kehren sie itzt wider mich und rufen in die Welt, auf das zu sehen, was Philipp war, dem doch itzt selbst das Privilegium des Unglücklichen fehlet — ein Wunsch„ — er fährt in diesen Klagen fort und befiehlet endlich dem Perseus, seine ganze Anklage vorzubringen: dieß thut Perseus, er bringet die falsche Anklage, deren in der vorhergehenden Scene gedacht worden, mit allen möglichen Scheingründen der Länge nach vor ꝛc. — die Reihe kömmt an den Demetrius sich zu vertheidigen: die Thränen unterbrechen auf eine Zeitlang seine Stimme; endlich antwortet er aus alles pünktlich: er redt die sanfte Sprache der Unschuld und seinen edlern Character sagt jede Zeile: er schliesst endlich: O Perseus! wie zittre ich, da ich rede! Wo ist eines Bruders Stimme: eines Bruders Auge? Wo ist das Schmelzen eines brüderlichen Herzens? wo ist unsers ehrwürdigen Vaters fürchterlicher Befehl? wo ist einer theuren sterbenden Mutter letzte Bitte? Vergessen, verachtet, gehasst, unter die Füsse getreten! dein Herz, wie tod für jeden Ruf der Natur! Nicht Sohn! Nicht Bruder! ja, nicht Mensch! eben

so weit von der Zärtlichkeit, als du nahe im Blut bist! O! Perseus, Perseus! — Doch mein Herz ist zu voll:

(Er fällt dem Antigonus in die Arme.)

Der König schlägt endlich dem Demetrius vor, wenn er seine Unschuld beweisen wolle, so solle er des Dymas Tochter heyrathen: dieser, sagt er, verabscheuet die Römer: wenn du seine Tochter heyratheſt, so wird der Feind von Rom der Aufseher deiner Treue: — so sehr ihn dieser Gedanke schreckt, so läſst er sich doch durch den Antigonus, der ihm vorstellt, wie sehr sein Ungehorsam seinen Vater kränken werde, bewegen, verstellter Weise den Vorschlag anzunehmen: der König läſst beyden Söhnen hierauf gleich die Fesseln abnehmen und geht ab. Demetrius und Dymas bleiben allein: der erste erklärt ihm, daß es Verstellung sey, daß sein Bruder durch künstliche Bosheit um seinen Vater und seine Liebe bringen wolle: daß er so gros seyn und bey dem König diese Heyrath hintertreiben solle: er führt ihn auf die Schuldigkeit der Unterthanen; Dymas, der lange seinen Gründen andre entgegen setzet, scheint sich endlich zu ergeben, verspricht ihm gleich, zum Könige zu gehen und daselbst seine Befehle aus zuführen, in der That aber ihn zu stürzen (gehet ab) Demetrius machet einige Betrachtungen über die Staatsleute, und überläſst sich endlich ganz dem Gedanken von seiner Liebe

geht ab.

Vierte

Vierte Handlung.

Erixene und Delia.

Erixene bricht in Klagen über die vermeinte Untreue des **Demetrius** aus; nur der Ehrgeitz, glaubt sie, habe ihn dazu bewogen, weil er durch des **Dymas** Vermittlung die Krone zu erhalten hoffe — sie fährt fort, daß, da sie es selbst von dem **Antigonus**, dem Freunde des **Demetrius**, gehöret habe, sie keinen Augenblick an der Gewisheit zweifeln können, und geräth darüber in die heftigste Wuth. **Delia** stellt ihr vor, daß **Demetrius** vielleicht sein Verbrechen bereuen werde — aber auch hiervon will sie nichts wissen: sie schwört ihm nichts, als Rache — der **König** kömmt: seine erste Anrede erklärt ihr, daß **Demetrius** der Sohn des **Dymas** werde, und der eifersüchtige **Perseus** weiter nichts zufürchten habe: er bietet ihr denselben zum Gemahl an und zeiget ihr die wichtigen Vortheile, die hieraus folgen werden. —

Dymas kömmt dazwischen.

Erixene erklärt, daß, ob sie gleich den **Perseus** bisher mit einer verstellten Kaltsinnigkeit angehöret habe, in der Hofnung auf dem Thron ihrer Väter hergestellet zu werden, (damit man ihre Einwilligung in diese Heyrath als einen Erfolg seines Befehls, nicht aber ihrer Wahl ansehen möchte,) sie doch endlich, um nicht den **König** längere Leiden zu verursachen und die **Römer** zu demüthigen, sich sein Verlangen gefallen lies.

Der König wünscht sich hierzu Glück und Dymas dem König: er giebt ihm zu verstehen, daß von des Demetrius Heyrath mit seiner Tochter nichts zu hoffen sey — der König fragt erstaunt ob sein Sohn wage, sein Versprechen nicht zuhalten: Dymas stellt sich, als ob er blos Schuld sey, weil er nicht ein königlich Blut mit dem seinigen beflecken wolle: der Mann, sagt der König, ist edel, auf den Philipp lächelt, — er vermuthet also eine andere Ursache. Dymas stellt sich als ob er sie gezwungen entdecke; „ich kann zwar nichts mehr sagen, setzt er hinzu, als was der Ruf erzählet; dieser sagt, Demetrius sey in einem Bündnisse mit Rom. Warum heyrathet der Ehrgeitz ein niedriges Mädchen, wenn er mich nicht zur Verrätherey zu gewinnen vermeynt? was folget hieraus? man wird sagen, der künstliche Staatsmann entwarf diese Heyrath, um sein Blut auf seines Königs Thron zuheben. Nein, Herr erhalte meinen Ruhm, und las dir mein Leben gnügen. —

Perikles

Meldet, daß die Abgesandten von Rom zurückgekommen — überreicht einen Brief.

Der König, nachdem er ihn gelesen, sagt, daß um das räuberische Rom abzuhalten, daß es sich nicht Thracien bemächtigen könnte man die Vermählung nicht geschwind genug vollziehen könne, und bittet Erixenen, ihre Hand dem Perseus

ſeus zu reichen. Erixene giebt ihre Einwilligung

der König geht mit dem Dymas ab.

Erixene unterredet ſich über die Rache die ſie an dem Demetrius ausüben werde, mit der Delia — ich triumphire! ich bin gerächt! ich herrſche! ich herrſche — die Liebe iſt unſere eigne Sache, die Ehre iſt der Götter ihre: ich kann ruhmvoll ohne Glückſeeligkeit, aber ohne Ruhm nicht glücklich ſeyn —

Demetrius kömmt.

Er ſucht ihr ſeine Unſchuld auf die zärtlichſte Art zu beweiſen: ſie begegnet ihm aber mit der äuſſerſten Verachtung und ſagt ihm alles, was eine ſtolze verſchmähte Liebhaberin bitteres ſagen kann —

Perſeus und Perikles kommen

zu des Demetrius gröſſter Beſtürzung. Erixene aber redt den Perſeus an „gleich zur rechten Zeit! Mein Herr, dein Bruder zweifelt, ob ich aufrichtig bin und glaubt (ein Irrthum, der ihm eigen iſt,) ich werde dir mein Gelübde brechen. — du magſt gegen ihn meinen Ruhm vertheidigen und dich bemühen, ihn zu überzeugen, daß morgen Erixene auf einmal eine Braut und eine Königin iſt„. Geht ab. Perſeus befiehlt heimlich dem Perikles den König herzubringen, wenn er ſeinen Bruder zur gröſſten Gewaltthätigkeit gezwungen habe

Perikles geht ab.

deswegen müſſe er dieſe Nacht ſterben — **Dymas** überreicht ihm mit einer verſtellten Traurigkeit, den Befehl zu des **Demetrius** Tode: der **König** zittert, weint, fühlt die ganze Gewalt der Natur, **Dymas** und **Perſeus** ſetzen aufs heftigſte in ihn: und der Dichter verſchwendet ſeine ganze Kunſt in dieſer Scene; endlich droht ihn **Dymas** mit **Rom**. Das ſtolze **Rom**! ſagt er, wird dir für deine Güte gegen ihn danken. **König**: **Rom**! ſein Beyfall erſchüttert mich mehr als ſein Tod. O du Redner des Todes! fürchterlicher Advokat einer fühloſen Strenge! ſtehe meiner zitternden Hand bey, ſo wie du mein Herz geſtählet haſt, und wenn es ein Verbrechen in mir iſt, ſo theile mein Verbrechen. Er ſtirbt (**unterzeichnet**) und wenn ich es mit einer Thräne auslöſche, ſo wird **Perſeus**, obgleich weniger gerührt, mir vergeben. **Perſeus** vergeben! Herr, du haſt recht, ich wünſche mein Gram wäre mild genug um zu weinen„. Der **König**, **welcher abgehen will, begegnet dem Demetrius welchen Antigonus in Trauer geführet bringet: der König fährt zurück und fällt auf den Dymas da er ſich wiederhohlet**, klagt er über den **Antigonus**, daß er ihm zu einer ſolchen Zeit ſeinen Sohn zeige, da er den ſchrecklichen Entſchlus gefaſt. **Perſeus** und **Perikles** reden heimlich über das, was ſie zu fürchten haben: der **König** liegt zu ſeinen Füſſen: der **König** iſt erweicht: er ſagt alles was ihm die väterliche Liebe gegen einen ſchuldigen **Sohn** eingiebt, er ſagt ihm aber auch daß er ſterben müſſe

— „Armer Jüngling, mein Mitleiden betrüge dich nicht, meine Thränen ſind grauſam, und ich bejammere deinen Tod! **Demetrius**: ſo mus ich denn ſterben? wenn mein Tod beſchloſſen iſt, ſo durchbohre mich ſelbſt, überlas mich nicht dem Dolche mitternächtlicher Böſewichter, die meine Verbrechen erdichtet haben. Um deinetwillen vergieſſe ich meine Thränen; du biſt hintergangen, entehret, ich bin blos ermordet — Ach! Vater — **König**: Vater — es iſt kein Vater hier. Ich bitte dich, verwunde mich nicht mit dieſem zärtlichen Nahmen. Bewaffne nicht die ganze Natur wider mich. **Demetrius**. Mein Vater! Beſchützer! Freund! ja mein Gott! was geben die Götter weniger, als Daſeyn, Leben, und Tod! Meine ſterbende Mutter — **König**: Schweig, ich beſchwere dich. **Demetrius**: ſie drückte dir die Hand, badete ſie mit Thränen, vermachte mir deine Zärtlichkeit gegen ſie, und hier auf der Erde, deine Knie umfaſſend, obgleich aus deiner Bruſt verbannt, fordere ich mein Vermächtnis —

König.

Meine Knie! — war es dieſes alles: er ergreift mein Herz. **Perſeus** kanſt du bey mir ſtehen und mich verlohren ſehen? (reicht die Hand dem **Perſeus**) — **Demetrius** ruft ihm ins Gedächtnis, daß er zweymal ſein Leben erhalten — **er wird endlich von des Königs Knien weggeriſſen, er fährt aber auf und ſchlingt ſeine Arme um ſeinen Vater**; wer will mich von mir ſelbſt theilen, noch eins mit ihm, von dem

heyrathen — sie bittet den **Antigonus**, sie mit dem **Demetrius** allein zu lassen, den sie näher kommen sieht.

Demetrius

Kömt ihr voll von Entzücken entgegen, daß er sie, nach so vielen Leiden, von aller Schuld frey gesprochen, wieder sehen soll — **Erixene** klagt, daß Freude und Kummer nur allzunahe wohnen. — **Demetrius** will von nichts, als Freuden wissen — sie läßt ihm ihre Verwirrung merken; er aber geräth darüber in eine weit grössere — (**sie zeiget die grösste Angst und beyde stehen auf eine Zeitlang schweigend,**) endlich setzt sie hinzu: „er ist sprachlos — auch ich kann nicht reden. — Doch mus ich. Ich zittre an dem Rande; doch mus ich hineinstürzen. — Wisse mein **Demetrius**! Freuden sind für die Götter: des Menschen gemeiner Lauf der Natur ist Unglück: Seine Freuden sind traurige Ahndungen; und gleich ihnen selbst verkündigen, sie ein herannahendes Uebel. — **Demetrius**: welch ein Geheimnis? (**beyde schweigen wieder auf einige Augenblicke.**) Das schwarzeste! **Demetrius**: Wie verdoppelt sich jedes Schrecken im Finstern? Warum steht mein Schicksal in Schweigen gehüllt? Las mich einmal dies schreckliche Gespenste sehen, und zeigen, ob ich ein Mann bin. **Erixene**: Dies erfordert mehr als einen. **Demetrius**. So ruft es mich, die Liebe hat mich mehr gemacht. **Erixene**: O befestige deine Seele mit mehr als

Liebe,

Liebe, zu hören, denn wenn du es gehört, wirſt du die Zunge verfluchen, die es dir ſagt. **Demetrius**: Verfluchen! wen? dich verfluchen! **Erixene**: Ja, von deiner ganzen Seele. Warum erhebſt du deine Augen und Hände gen Himmel? Die nur dieſe That wiſſenden Mächte herrſchen in Finſternis und heulen in wütenden Feuern, wo ſie Qvalen, gleich meinen, zerfreſſen. —— Erhebt euch von dannen, ihr ſchwarzen Götter der Vermaledeyung und Verzweiflung! Zerſpaltet durch fürchterliche Erdbeben euren Weg herauf, weil die Natur ſchaudert, und Dünſte die Sonne verdunkeln: denn ſchreyet durch dieſe Schrecken in lauten Seufzern, daß ich bin —— **Demetrius** was? — ich will es wiſſen, ob es mich gleich verwundet. **Erixene** Alſo denn im Donner, — ich bin Perſeus Weib. **Demetrius fällt an die Scene. Nach einer Pauſe** giebt er ſein Entſetzen zu erkennen, — wohin, ſagt er endlich, ſoll ich kehren, zu wem ſoll ich fliehen, zu wem, auſſer zu dir, (kniet nieder,) — hier folgt ein Gebet an den **Jupiter**, daß er ihn zerſchmettern ſolle, — Er fragt endlich, wie ſie eine ſolche That begehen können: ſie erzählt, daß **Perſeus** die letzte Nacht zu ihr gekommen, ſich zu ihren Füſſen geworfen, geweint und ihr zugeſchworen habe, daß, wo ſie nicht alſobald ihre Verbindung vollzöge, den nächſten Tag **Demetrius** mit ſeiner Macht ſiegen möchte, und er dadurch ſie, und ſie ihre Krone, verlieren würde, ſie wäre in Ohnmacht gefallen, und gemiethete Prieſter hätten alsbald das Band vollzogen. —

Demetrius will voll Verzweiflung abgehen, — **Sie** kniet und hält ihn zurück, weint und fleht u Erbarmen, — er giebt nichts, als Verzweiflun zu erkennen. **Erixene.** „Möchte doch eine Got heit herabsteigen, und seine Seele zum Frieden be sänftigen! **Demetrius.** Redest du von Frie den? was für Friede hast du mir gegeben? ei zerrüttetes Gehirn und ein gebrochen Herz. Vo Frieden redest du? horch, horch dein Ehmann ruft, seines Vaters Rebell! seines Bruders Mör der! der Natur Sehnsucht, und dein gesetzmässi ger Gemahl! flieh meine freundliche Gebieterin, und in seinem Busen suche meinen Frieden. **Erixene.** Da werde ich niemals seyn. Mein Herr! mein Leben! **Demetrius.** Wie sagst du? ist Perseus hier? fliehe! Weg, weg! es ist Tod! es ist Blutschande„ (sieht starr umher, indem er gehen will, hält sie ihn bey dem Kleide zurück.) „Du wagst es den **Demetrius** zu berühren? Du wagst es, ihn selbst mit deinen Augen zu berühren? **Erixene.** Ich wage es, und noch mehr — ich wage ihn zu ergreifen, ihn hier feste zu hal ten„ — (sie zeigt ihm endlich einen Dolch,) — „den Augenblick, da die schwarze That gethan war, den Augenblick machte mich die Raserey zu Perseus Weib, ich ergrif diesen Freund, und verbarg ihn in meinem Busen, fest entschlossen, daß ich es nicht mehr seyn wollte„ — sie sieht ihn an, ihn durch ihr Herz zu stossen. — **Demetrius** schaudert über diese Forderung. — **Erixene.** „Das Leben ist der Feind, der uns trenn

ret; der Tod ein Freund; alle aufgelöste Bande vereinigen uns auf ewig. Warum so zerstreut? warum schaudert deine Gestalt? Sieh auf mich: Zittre ich? Bin ich blas? Wenn ich einen Seufzer verliehre, so will ich den deinen verzeihen. Nimm mein Beyspiel, und sey tapfer unglücklich; die wahre Grösse erhebt sich von überstandenen Uebeln; der Unglückliche allein kann wahrhaftig gros seyn.„ ꝛc. ꝛc. — Sie fleht ihn nochmals an, sie zu tödten, — sein Bruder werde bald hier seyn: **Demetrius** stellt ihr die Abscheulichkeit dieser Zumuthung vor, (sie giebt ihm endlich den Dolch: er lässt ihn aber fallen,) beyde schweigen, weinen und zittern: sie quälen sich durch alles, was ihnen die Verzweiflung unter so traurigen Umständen eingeben kann: (sie hebt endlich den Dolch unvermerkt auf, und ersticht sich selbst. —

Der König kömt

voll Entzücken, den **Demetrius** vom Tode zum Leben, von der Verzweiflung zum Entzücken zu rufen: **Demetrius** zeiget aber auf **Erixenen**. Der **König** verspricht ihm, um ihn zu trösten, ihm den Thron gleich abzutreten: er sagt ihm aber, daß er ihm hiedurch den Tod anbefehle, den er ihm zu widerrathen denke; (er ersticht sich der König will ihm zuvor kommen, aber zu spät.) **Demetrius.** „Dies ist mein erster Ungehorsam und mein letzter. **König.** Hier fiel **Philipp**! hier starb **Macedonien**! ich sehe den **Römi-**

ſchen Adler über uns ſchweben, und den Pfeil zerbrochen, der ihn zu Boden werfen ſollte, (weiſet auf den **Demetrius**,) **Demetrius** höre, redlicher **Antigonus**! meine letzte Bitte. Sage dem **Perſeus** wenn er ſein gottloſes Schwerdt, auf ſeinen Vater gezogen, einſtecken will, ſo wollte ich ihm alles vergeben. Obgleich die unglückliche **Erixene** hier blutig liegt. Ihr Blut ſchreyt um Rache — — Aber die Ruhe meines Vaters —— (Stirbt.) Der **König beklagt ſeinen Tod.** —— und ſchlieſt endlich mit einer Ermahnung an die Völker, daß die Götter Grauſamkeiten, auf eben die Art ſtrafen, wie man ſie begangen.

Hierauf folget ein hiſtoriſcher Epilogus von dem Verfaſſer.

Wir können hiervon nichts mehr zu ſeinem Ruhme ſagen, als daß er nicht von der Art Epilogen iſt, die der Unſinn bey einer Nation, die ſo groſſe Verdienſte hat, ſelbſt eingeführet zu haben ſcheinet und welche ein ſcherzhafter Autor alſo beſchreibet:

The buſineſs of an Epilogue they ſay
Is to deſtroy the moral of the play;
To wipe the tears of virtue from our Eyes
And make you merry, leſt you ſhould grow wiſe.

Daß

Daß übrigens dieſes Stück unter dem **Buſiris**, und der **Rache** ſtehe, können wir nicht läugnen. Die ſchwülſtigen Ausdrücke, weit hergeholten und oft übel angebrachten Gleichniſſe, ſind mehr Fehler des allgemeinen Geſchmacks der Nation, als des Verfaſſers. Wenn man endlich hinzudenkt, daß dieſes vortrefliche Trauerſpiel von einem betagten Greiſe verfertiget iſt: ſo wird aller Tadel ſich in Bewunderung verkehren, und der ehrwürdige Young uns noch in ſeinen Fehlern gros bleiben.

IV.

IV.

Moralities: Or essays, lettres, fables and translations. By Sir *Harry Beaumont*. Octavo. *

Die verschiedenen kleinen Abhandlungen, die in dieser angenehmen Schrift vorkommen, werden mit Recht **Moralen** genennet, da sie alle einen nützlichen Unterricht zur Aufführung im menschlichen Leben enthalten, die Verbindung zwischen Tugend und Glückseligkeit, Laster und Elend, bemerken, und endlich zeigen, was für eine Art von Betragen uns für uns selbst glücklich, und unsern Nebengeschöpfen nützlich und angenehm machet. Unsere Leser werden wenig dabey verliehren, der wahre Verfasser mag auch seyn wer er will: genug seine Schreibart, über jeden Gegenstand, den er sich vornimmt, ist fliessend und natürlich, und so wohl unterrichtend, als angenehm: und alle seine Werke zeigen, daß er ein Freund der Tugend und der Menschen ist. Wir wollen als eine Probe der leichten und vertrauten Art, mit welcher er seinen Unterricht begleitet, unsern Lesern einen Auszug vorlegen, und zwar zum ersten einen Brief an Herrn **Carl Lasy** in der Stadt, von dem Pfarrer seines Kirchspiels auf dem Lande:

Lieb-

* S. Monthly Review 1754.

Liebſter Herr Carl,

„Sie werden Ihrem alten Freund vergeben, der Ihnen ſchon zu verſchiedenenmalen mit ähnlichen Erinnerungen beſchwerlich gefallen, wenn er es noch einmal waget, da er jetzt eine beſondere Gelegenheit dazu zu haben ſcheint. Sie ſagen in Ihrem letzten, daß das Spiel Sie dieſes Jahr um 2000 Pfund ärmer gemacht hat. Dieſe Nachricht hat mir von ganzem Herzen weh gethan; denn wir Leute auf dem Lande ſehen zwey tauſend Pfund, ſchon als eine ſehr wichtige Sache an: und wenn ich Sie nicht ſo wohl kennte, ſo würde ich erſtaunt ſeyn, daß Sie über den Verluſt einer ſo anſehnliche Summe ſo ſcherzhaft ſchreiben können.

Ich weis, ihr Heren in der Stadt, ſehet das Spielen, wenn es hoch kömmt, blos für eine müſſige und einfältige Sache an; doch ich habe es ſchon lange für eine von den gröſſten Sünden, die ich weis, gehalten. Sie werden einem alten Pfarrer verzeihen, daß er ſich eines Worts bedienet, das ganz und gar, wie mir erzählt worden, aus der Mode gekommen.

Wollen Sie mir aber erlauben, daß ich ihnen ſagen darf, warum ich das Spielen für eine ſo ſehr gottloſe Sache halte? Darum; weil ich glaube, daß es aus einem ſehr rechtſchaffenen Manne einen ſehr böſen machen kann.

Ich kenne ihre Neigung sehr wohl: und ich bin überzeugt, daß sie nach Ihrer Empfindung sehr geneigt sind, Gutes zu thun, und ein grosses Verlangen haben, einen guten Nahmen in der Welt zu erhalten. Sie sind von Kindheit an von einer sehr gütigen Gemüthsart gewesen: und ich habe Sie wohl eher einem alten Manne sechs Pence geben gesehen, da Sie nicht mehr als zween Pence in ihrer Tasche behielten. Wie können Sie sich also in eine Sache verlieben, die Sie mit der Zeit unweise, nicht nach der wahren Ehre begierig, unedel, unfreundlich und ungerecht machen kann?

Ich weis, Sie werden lachen und sagen; ich predige Ihnen. Wohl, Sie wissen ja, daß dieses mein Handwerk ist: und ich hoffe auch, ich werde mich dessen niemals schämen. Aber wie, sollte denn das Spiel alle diejenigen Dinge verursachen können, von denen ich geredet habe? Ich will es Ihnen sagen, wenn es Ihnen nicht zuwider ist, und dieses auch in wenig Worten, ob ich gleich so ein alter Mann bin.

Man pflegt in seinen Sitten einen grossen Theil von der Gesellschaft anzunehmen, die man besucht. Nun aber ist selbst eine der geringsten Personen nicht im Stande, bey Spielgesellschaften viel Weisheit zu lernen. Spieler sind die elendesten Leute, wenn man sie von ihren Karten und Würfeln wegnimmt, die mir jemals in der Welt vorgekommen sind: und ein Mann, der sehr spielet,

wird

wird bisweilen lieber mit der niedrigsten Art von Spielern Gesellschaft machen, als sich dessen ganz enthalten, und folglich in einen Umgang gerathen, der weit genug entfernt ist, um dadurch gebessert zu werden.

Was aber einen guten Nahmen anbetrift: so wird gewis der Charakter eines Spielers allezeit für einen von den Aergsten in der Welt gehalten werden; und obgleich die Welt so schlimm ist, so hat man doch, so viel ich weis, niemals für einen Mann deswegen eine allgemeine Hochachtung gehabt, weil er ein Spieler war. Sollte dem itzo also seyn, so müsten sich die Dinge, seit ich das letztemal in der Stadt gewesen, welches bey des König Georg des ersten Krönung war, ungemein verschlimmert haben.

Erinnern Sie sich, ich bitte Sie, (und ich kenne Ihr gutes Herz,) wie oft Sie in Willens hatten, einer würdigen Person, die Sie bedrängt sahen, beyzustehen, aber es nicht thun konnten, weil Ihnen, eine oder zwo Nächte zuvor, der Würfel zuwider gewesen war. Bey allen diesen Gelegenheiten war es blos der Würfel, der Sie nicht grosmüthig machte, wo Sie es doch von ganzem Herzen würden gewesen seyn.

Wenn die Einkünfte bey einem Edelmanne durch das Spiel klein werden: so werden seine armen Unterthanen auf dem Lande nothwendig desto schärfer müssen angetrieben werden, wenn es fehlet,

let, ihre Abgaben zu bezahlen: und ihre Abgaben werden, so viel als möglich, erhöhet werden, um die jährlichen Ausgaben des Spieltisches zu bestreiten: und beydes, wie ich fürchte, oft auf eine solche Art, daß man nur allzuwohl für ungütig kan gehalten werden.

Wo das Spielen einen guten Theil der Einkünfte verschlingt, da werden die meisten Schulden wenigstens am längsten auf die Bezahlung warten müssen, da die Spielschulden immer am ersten müssen entrichtet werden. Der wahre Werth des Geldes im Handel besteht meistentheils in dem Umlauf desselben: und wenn sich Handelschulden wo lange verziehen, so mus irgendwo eine Ungerechtigkeit vorgehen. Entweder sie drücken nicht mehr, als sie einen guten Bezahler wohl sollten, und alsdenn ist man gegen diejenigen ungerecht, denen man sein Geld so lange vorenthält: oder sie drücken uns mehr als der wahre Werth der Güter beträgt, und alsdenn sind wir uns selbst die Gelegenheit zur Ungerechtigkeit.

Auf diese Art ist, wie ich glaube, alles richtig, was ich gesagt habe: doch mus ich gestehen, daß der Punct, der mich am meisten schmerzet, dieser ist, daß eine so vortrefliche Gemüthsart, die Sie, wie ich gewis weis, besitzen, durch solche elende Mittel, etwas Gutes zu thun, verhindert wird. Ich habe eben überrechnet, was für eine Menge Gutes Sie das letzte vergangene Jahr hät-

hätten thun können: welches Sie ganz haben aus den Händen schlüpfen lassen, indem Sie weder zu Ihrem Charakter, noch zu Ihrer Glückseligkeit etwas hinzugethan haben. Ich will Ihnen eine Berechnung, die ich davon gemacht habe, beyfügen, und mich Ihnen empfehlen.

Eine Berechnung desjenigen, was Herr Carl Easy, zum Besten und zur Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts im Jahre 1743 hätte thun können.

	Pf.
Ein paar Soldatenkinder, deren Vater tapfer gefochten, und sein Leben in der Schlacht bey Dettingen verlohren, ein Handwerk lernen zu lassen	40
Einem armen Geistlichen, der eine grosse Familie bey einem Einkommen von 15 Pf. des Jahres hat	105
Zur Ausstattung für fünf Mädchen, an ihrem Hochzeittage mit ehrlichen Handwerkern	100
Für zehn Knaben Kleidung und Schulgeld	100
Vierzehn Knaben und sechs Mädchen, eine Handthierung lernen zu lassen	200

	Pf.
Vier junge Männer in demjenigen Handwerke, darinnen sie die Jahre ausgestanden, zu etabliren	150
Armen Handwerksleuten, ohne Interesse jedem auf drey Jahre geliehen	200
Officierskindern, die in gröſſer Armuth hinterlassen worden	250
Einem Manne von Geburt und Verdiensten, dessen Umstände in Verfall gekommen	300
Einem Frauenzimmer, deren Vater ein Spieler gewesen, und sie im Elende hinterlassen, zu ihrem Unterhalte jährliche Einkünfte auf ihre Lebenszeit von	300
Zu gelegentlichen Wohlthaten, gegen Personen, von denen wir wissen, daß sie es bedürfen und Hülfe verdienen	255
beträgt	2000

Nunmehr aber wird, wie ich fürchte, in Ihrer gegenwärtigen Rechnung alles unter einem Artikel, auf folgende Art stehen:

Auf das Jahr 1743	Pf.
Zu Karten und Würfeln	2000

Ach! liebster Herr **Carl**, gewähren sie mir die Bitte, und vergleichen Sie diese verschiedenen Rechnungen mit einander; und wägen Sie jede gegen die andere ab! — wären Sie so glücklich gewesen,

weſen, der erſtern zu folgen, was für eine Wolluſt müſte Ihnen, ſo oft Sie ſie überſehen hätten, der Gedanke verſchaffet haben, daß Sie **in einem Jahre** im Stande geweſen, ſo verſchiedne würdige **unglückliche** Perſonen auf ihre **ganze Lebenszeit** glücklich zu machen? Was haben Sie an deſſen Statt, als die traurige Erinnerung — ich will nichts mehr ſagen, ſondern es Ihnen ſelbſt überlaſſen, das Uebrige hinzu zu ſetzen. — Denken Sie ein wenig daran; wenn es Ihnen anders möglich iſt, Sich niederzuſetzen und zu denken. Liebſter Herr **Carl**! Ich habe Sie allezeit, als meinen eigenen Sohn, geliebt. Sie haben mir meinen Unterhalt gegeben, und ſind mir allezeit gut geweſen; und ich könnte, dünkt mich, alles was ich habe, hergeben, damit die Welt um Sie her, gut von Ihnen ſprechen möchte, wie ſie ſchon in den meiſten Dingen thut. Wenn ich irgend etwas Gutes von Ihnen höre, ſo iſt es ein rechter Troſt für meine grauen Haare; und wenn ich etwas Uebels von Ihnen höre, ſo fühle ich es hier in meinem Herzen. Wenn Sie mir ſchreiben ſollten, daß Sie dieſes Jahr nur die Hälfte des Ueberfluſſes Ihrer Einkünfte zu guten Handlungen angeleget hätten, anſtatt es ganz auf eine ſo unglückliche Art aufzuopfern: ſo glaube ich ſicherlich, es würde mir ſo vielen Troſt verſchaffen, daß es zwey Jahre zu dem abnehmenden Leben hinzuthun würde,

Liebſter Herr **Carl**

Ihres getreuſten, verbundenſten und ergebenſten.

Philipp von Coverley.„

Es

Es würde uns weh thun, wenn einer unserer Leser zu der niedrigen, schändlichen Zunft von erklärten Spielern gehörte: doch sollten ja einige von dieser Classe seyn, so wird ihnen der Gebrauch dieses ungekünstelten und mit einer alten Redlichkeit abgefassten Briefs grosse Dienste thun, wenn sie nicht alle edele und menschliche Empfindungen verlohren haben.

Wir wollen doch zum Besten unserer Leserinnen diesen Artikel mit einem Auszuge aus einem Briefwechsel zwischen einer Mutter und Tochter, die unlängst in Diensten gegangen ist, beschliessen. Es sind vier Dinge, die die Mutter insbesondere von ihrer Tochter fordert; erstlich, daß sie hauptsächlich ihr Vertrauen auf Gott setze, und sich oft zu ihm im Gebete wende: zweytens, daß sie oft bedenke, wie weit ein tugendhaftes Leben einem vergnügten Leben vorzuziehen sey, und was ein guter Nahme vor der Schönheit für einen grossen und dauerhaften Vorzug habe. Sie drückt sich über diesen andern Punkt folgendermassen aus.

„Wenn wir die Dinge bey dem rechten Nahmen nennen, so ist nichts, das den Nahmen des Vergnügens so sehr, als die Tugend, verdienet: doch man mus einmal reden, wie es die Gewohnheit mit sich bringt: und wie mich dünkt verstehet man immer unter einem vergnügten Leben (life of Pleasure) ein lustiges Leben (life of gaiety).„

Unsere

Unſre Luſtbarkeiten ſind wahrhaftig aufs höchſte die Kleinigkeiten; allezeit zur Zufriedenheit unzulänglich: oft mit Schwierigkeiten begleitet in der Erlangung derſelben, ermüdend ſelbſt im Genuſſe: und nur allzuöfters durch Reue und Selbſtverdammung verfolget. Was man alſo unter den Groſſen ein vergnügtes Leben heiſſt, muß ein ſehr arbeitſames Leben ſeyn. Sie bringen den gröſſten Theil ihrer Nächte, auf Bällen und in Aſſembleen zu; und verſchleudern den gröſſten Theil ihrer Tage im Schlaf. Ihr Leben iſt der Natur allzuſehr entgegen geſetzt, als daß es der Glückſeeligkeit fähig ſeyn ſollte. Es iſt nichts als ein Tumult von Beſuchen, zwanzig oder dreyſig vielleicht in einem Tage; bey Perſonen, worunter nicht über zwo bis drey ſind, für die ſie eine wirkliche Freundſchaft und Hochachtung haben, (wenn wir ja noch zugeben, daß ſie einer von dieſen beyden fähig ſind,) ein beſtändiges Verlangen nach Abwechſelungen, wie ſie es nennen; eine Unempfindlichkeit und ein Mangel des Geſchmacks, wenn ſie darinnen verwickelt ſind, und ein gewiſſes Schmachten und Unruhe ohne dieſelben. Dieſes iſt kein Leben, ſondern ein beſtändiges Beſtreben, um die wenige Zeit, die ſie zu leben haben, ſich zu betrügen: denn insgemein erben ſie eine ſchwache Leibesbeſchaffenheit: ſie verderben ſie noch mehr durch ihre abgeſchmackte Lebensart; und der Lebensfaden, den ſie ihren Kindern überliefern, wird immer ſchwächer und ſchwächer. Ich kann mir in der Welt nichts lächerlichers vorſtellen, als wenn ich ihre gerunzel-

ten blaſſen Geſichter, mit Diamanten ausgeſchmückt ſehe. Arme betrogne Frauenzimmer! Sie ſollten vielmehr, ſo viel als möglich, die Augen des Volks zu vermeiden, und ſie nicht auf ſich zu ziehen ſuchen: denn ſie ſind wirklich ein beweinenswürdiger Anblick und ſelbſt ihre Geſichter ſind ein beſtändiges lehrendes Verbot des ſchändlichen Lebens, das ſie geführet haben.

Leute von geringerm Stande, ich mus es geſtehen, handeln lange nicht ſo lächerlich, als die von einem höhern: doch ſelbſt auch unter dieſen iſt ein groſſer Unterſchied, unter denenienigen, die gut leben, und unter denen, die übel leben. Die erſtern ſind weit geſünder: ſie haben weit mehr Muth; ſind geſchickter zu Geſchäften; und auch darauf weit aufmerkſamer. Die andern ſind nachläſſiger: unfähiger, verächtlicher und mehrern Unpäslichkeiten unterworfen.

Es iſt alſo gewis, ſo wohl in einem hohen, als in einem geringen Leben mus man, um glücklich zu ſeyn, tugendhaft ſeyn; die Lüderlichkeit iſt die Heerſtraſſe zum Elende: und dieſes ſcheint mir eben ſo ſicher und deutlich zu ſeyn, als die Mäſſigkeit allezeit für uns gut iſt, die Ausſchweifungen aber für uns gefährlich ſind.

Aber iſt es nicht etwas reizendes, Schönheit und Jugend zu beſitzen? verfolget und bewundert zu werden? Geſchenke von allen Seiten angeboten zu bekommen? zu allen Ergötzlichkeiten einge-

eingeladen und von allen Menſchen in allen Geſellſchaften vorgezogen zu werden? Ja, mein liebſtes Kind! alles dieſes würde ſehr reizend ſeyn; wenn wir nichts zu thun hätten, als zu tanzen und Geſchenke zu erhalten, und wenn dieſer Vorzug ewig dauern ſollte: aber es iſt ein Unglück, daß dieſe Dinge niemals können genoſſen werden, ohne daß zugleich unſere Eitelkeit im Genuſſe allezeit ſich vermehrt; und eine Leidenſchaft in uns aufſchwellet, die ſo bald geäffet und hintergangen wird. Wie lange iſt endlich dieſe Schönheitsdauer? es giebt nur wenig Geſichter, die ſie zur andern Seite von fünf und zwanzig Jahren erhalten; und wie würdeſt du es ertragen können, wenn du auf einige Zeit gewohnt geweſen, alſo bewundert und vorgezogen zu werden, und wenn ſich dir nun auf einmal die Augen der Leute entzögen; wenn ſelbſt von denenjenigen Perſonen, die dich aufs demüthigſte anzubeten gewohnt waren, dir ſollte gleichgültig, ja vielleicht gar ſchimpflich begegnet werden?

Erinnerſt du dich noch des jungen Herrns, der den letzten Herbſt bey uns war? und auf was für eine Art er dir eine artige Blume eines Tags, da er aus dem Garten kam, überreichte? ich weis nicht, ob du ihn dazumal verſtanden oder nicht; doch ich konte aus ſeinen Blicken leſen, was er dir hierdurch für eine Lehre zu geben glaubte. Es iſt wahr, die Blume war allerliebſt: aber ob du ſie gleich in das Waſſer ſetzteſt, ſo weiſſſt du doch, ſie

verwelkte binnen vier oder fünf Tagen und wurde unangenehm: und wäre ſie nicht gebrochen worden, und man hätte ſie in dem Garten laſſen fortwachſen, ſo wäre ihr dieſes in neun oder zehn Tagen begegnet. Nun iſt aber der Schönheit ein Jahr, was ein Tag dieſer Blume war; und wer wollte diejenigen wegen den Beſitzes einer Sache glücklich preiſen, von der ſie überzeugt ſind, daß ſie ſie in einer ſo kurzen Zeit verlieren?

Es iſt eine Zeit von neun oder zehn Jahren, die man die natürliche Gränze des Lebens für die Schönheit eines jungen Frauenzimmers nennen kan: aber durch Zufälle oder eine üble Aufführung kan ſie lange vor ihrer Zeit ſterben. Den gröſſten Theil desjenigen, was man in unſerm Geſichte Schönheit nennet, danket man unſtreitig dieſer Mine der Unſchuld und Beſcheidenheit, die darinnen iſt; wenn du nun aber einmal zuläſſt, daß ſie durch einen niederträchtigen Mann verdorben wird, ſo würde dieſes alles gar bald verſchwinden, und eine Frechheit und Häslichkeit den Platz derſelben einnehmen. Und wenn noch andre traurige Folgen darzukommen, (und es giebt ihrer noch viele, von mehr als einer Art,) ſo wird deine Blüte auch bald abfallen und alsdenn iſt alles vorüber!

Halte alſo über deine Ehre, ſo wie du bisher gethan; und dieſes wird eine Schönheit ſeyn, die bis ans Ende deiner Täge dauert: ja ſie wird um ihrentwillen nur noch mehr befeſtiget und durch die Zeit glänzender gemacht werden. Dieſe wird die

Hoch-

Hochachtung, die du verdienst, in Sicherheit setzen, wenn die ganze gegenwärtige Gestalt von deinem Gesichte verschwunden ist, und sie allezeit zu immer grössern und grössern Reizungen reif machen.„

Das dritte Stück der Ermahnung, die diese treffliche Mutter den schönen Töchtern **Britanniens** giebt, ist dieses: ein Mistrauen gegen alle Männer zu haben, deren Charakter sie nicht vollkommen wohl kennen, und insbesondere derer jenigen, die am heftigsten in ihren Lobsprüchen sind.

Da ich über diese Materie schreibe, sagt sie, wird es vielleicht für mich nöthig seyn, mir mehr Freyheiten zu nehmen, als ich insgemein zu thun gewohnt bin. Doch da ich weis, daß du meine Briefe niemals jemanden zeigest, (zum wenigsten diejenigen, die sich mit einem Gegenstande beschäftigen, den man geheim halten mus,) so will ich eben so davon an dich schreiben, als ich davon mit dir reden würde, wenn wir hier beysammen wären, und so, wie wir sonsten bey unserm Caminfeuer zu schwatzen gewohnt waren.

Fürs erste also, glaube ich, sollten alle junge Mädchen die Mannspersonen überhaupt, als eine Art von Raubthieren ansehen. Die Natur hat sie (zum wenigsten,) mit einem eben so starken Verlangen uns zu verfolgen gerüstet, als sie den Hunden, einen Hasen zu verfolgen, gegeben; und im

Gegentheil hat sie uns, überhaupt zu reden, mehr List und Verschlagenheit, als den Männern gegeben. Wenn aber nun einige Niederträchtigkeit in dem Gebrauche dieser Künste wider diese unsere natürlichen Feinde ist: wer ist wohl strafbarer, diejenigen, die uns zum Gebrauche derselben treiben, oder wir, die wir gezwungen sind, uns derselben zu unsrer eignen Vertheidigung zu bedienen?

Ich glaube, es lassen sich die Männer sehr wohl in drey Gattungen abtheilen: den Klapperer, den rechtschaffenen Liebhaber, und den nüchternen schlauen Betrüger. Der erste ist wie ein Hund, der viel bellt, aber nicht zu beisen im Stande ist; der andere gleicht unsren ehrlichen englischen Bullenbeisern, die niemanden Schaden thun, wenn man sie allein lässt und uns nützlich seyn können, wenn wir uns ihrer zur Vertheidigung bedienen: doch der dritte wird uns in die Beine fahren, ehe wir es uns versehen, und ganz gewis beisen, wenn er kan. Der kühle nüchterne Betrüger, ist der allergefährlichste von der ganzen Koppel.

Es giebt vielleicht noch eine vierte Art von Männern, die kaum verdienen, daß man ihrer erwähnt; man nennet sie Narren (Fops) (einen Nahmen, den einige in England ihren Schooshündgen zu geben pflegen.) Dieses aber sind, an und für sich selbst, solche unbedeutende Dinger, und sie lassen es so deutlich merken, daß sie mehr in sich selbst, als in uns verliebt sind, daß ich von

ihrer

ihrer Seite für uns keine Art von Gefahr befürchte.

Wenn ein Klapperer ſich an dich machet, ſo kanſt du oft ſehr ſicher über ihn und mit ihm lachen; nur hüte dich, daß du ihm nicht eine ſolche Aufmunterung giebſt, die da verurſachet, daß er ſich, wenn du ihn ausſchlägſt, mit Recht über dich beklagen kann. Dieſe Art von Geſchöpfen iſt mehr verächtlich, als gefährlich: ſpiele mit ihm, wie mit einem jungen Hündchen, denn dieſes iſt er; und wenn du ſeiner ſatt biſt, ſo jage ihn aus dem Zimmer.

Wenn ein rechtſchaffener Liebhaber ſich dir anbietet: ſo gehe mit ihm höflich und offenherzig um. In einem ſolchen Falle haſt du zwey oder dreyerley zu beobachten: erſtlich ob du dich entſchlieſſen kanſt zu heyrathen: ob du ihn insbeſondere zu heyrathen wünſchteſt, oder nicht; und ob ihr endlich genug habt, oder wahrſcheinlicher Weiſe genug verdienen werdet, leicht und zufrieden leben zu können. Finden ſich alle Umſtände in deinem Gemüthe, ſo mache dich nicht, wie viele junge Frauenzimmer nur allzuoft zu thun pflegen, damit luſtig, daß du den Liebhaber, der dir gefällt, quäleſt und in Hinderniſſe verwickelſt; ſondern gieb deine Einwilligung leicht, wenn du ſie zu geben entſchloſſen biſt.

Wenn ein schlauer einschleichender Mann dir Hofnung machet, so fordere deine ganze Wachsamkeit auf: denn du wirst vor allen Dingen nöthig haben, dich wider seine unzählichen Kunstgriffe und Erfindungen zu vertheidigen. Dieses ist die ärgste Art unter den giftigen Creaturen: denn sie haben einen gefälligen Schein, und stechen oft, ehe wir die Gefahr empfinden. Gieb ja niemals diesen bescheidenen Unterminierern die allergeringste Aufmunterung: sondern tritt sie entweder nieder, oder fliehe sie, sobald du sie gewahr wirst.

Ich will dir einige Merkmale angeben, an welchen du sie am besten zu unterscheiden, im Stande seyn wirst. Sie sind allezeit mit Gefälligkeit und Aemsigkeit übertüncht, und reden immer viel von Freundschaft, Bescheidenheit und Ehre. Sie werden dir oft auf eine lange Weile mit einer Mine von ausnehmenden Kummer in das Gesicht sehen, ob es gleich im Grunde einen weit ärgern Rahmen verdient. Alsdenn haben sie vielleicht einen Seufzer, oder wenn es nöthig, Thränen in Bereitschaft: und ihre Knie sind so biegsam, daß sie alle Augenblicke fertig sind, sie gegen dich zu beugen. Sie können auch zittern, ehe sie sprechen: und wenn sie sprechen, so geschieht es mit Pausen und öftern Unterbrechungen. „Sie haben dich schon lange geliebt, ehe du etwas davon gemerkt; (oder vielleicht, ehe sie dich selbst noch gesehen hatten;) da haben sie, Gott weis! wie lange

im

im Stillen geſchmachtet; ja ſie würden es niemals zu reden gewagt haben, wenn nicht deine Augen, — ja deine Augen ſind ſo reitzend! — Und denn, „von was mögen dieſe Lippen wohl gemacht ſeyn, daß ſie ſo entzückend ſehen, und ſchmecken?„ — Gott bewahre dich vor ſolchen Böſewichtern! las ſie ja nicht deine Lippen berühren; denn wo du es thuſt, ſo biſt du verlohren.

Es iſt ein groſſer Unterſchied in dem Tone einer rechtſchaffenen und verrätheriſchen Liebe. Die letztere iſt ordentlich die übertriebene Liebe: ſie iſt zu heftig, und hängt beſtändig an den Vollkommenheiten deiner Perſon: dahingegen die rechtſchaffene Liebe eine groſſe Aehnlichkeit mit der Freundſchaft hat; und in der That nur die wildere und jüngere Schweſter derſelben iſt; aber die falſche Liebe wird allezeit in deinen Lobſprüchen ausſchweifen, ohne daß ſie etwas von der Ernſthaftigkeit und Gründlichkeit der erſtern hat. Dannenhero, mein liebſtes Hanchen, ermahne ich dich nochmals, dich vor allen Männern zu hüten, hauptſächlich aber vor denenjenigen, die in deinen Lobſprüchen am heftigſten ſind.

Meine vierte Erinnerung an dich, war, alles zu thun, was du mit Ehre und ohne Gefahr thun kannſt, die ganze Familie, in der du lebſt, dir dadurch verbindlich zu machen. Doch ich habe nicht nöthig, dir hier zu wiederhohlen, was ich über die-

ſen Punkt geſaget habe, denn ich finde in deinem letztern, daß du dieſes bereits mit Fortgang verſucht haſt. Daß du aber auch ferner eben dieſe Klugheit, und eben dieſen Fortgang in allen übrigen Dingen haben mögeſt, iſt der ernſtliche Wunſch

Deiner treuen Mutter.

Auſſer den obgedachten Briefen verſchiednen Fabeln und andern Stücken iſt noch in dieſer Schrift einelleberſetzung eines Geſprächs aus dem Erasmus, von unſers Erlöſers Bergpredigt, von Xenophons Wahl des Herkules und von des Cebes Tafel des menſchlichen Lebens.

V.

The mathematical repoſitory containing analytical ſolutions of five hundred queſtions moſtly ſelected from ſcarce and valuable authors, deſigned to conduct beginners to the more difficult properties of numbers By *James Dodſon* Accomptant and Teacher of Mathematiks London, 1748, 12. Die erſten beyden Bände zuſammen 17 B. der dritte allein 17 B.

Der Titel dieſes Werkes zeiget ſchon, daß man hier keine neuen Entdeckungen zu ſuchen hat, ſondern daß Herr **Dodſon** nur Aufgaben aus Schriftſtellern, die zum Theil nicht in allen Händen ſind, geſammelt hat, die algebraiſchen Rechnungen Anfängern geläufig zu machen. Wir haben alſo nur einige Rechenſchaft zu geben, was man in dieſer Sammlung ſuchen darf.

Die Abſicht des Verfaſſers iſt geweſen, Aufgaben in der Ordnung zu ſammeln, wie die Regeln der gemeinen Algebra, (denn alle Aufgaben ſchränken ſich nur auf dieſelben ein,) nach einander folgen. Ein Lehrling bekommt alſo dadurch ein Buch in die Hände, an dem er gleich die Regeln nach der Reihe, wie er ſie erlernet, in die Ausübung bringen kan, ohne erſtlich den ganzen trocke-

nen

nen Zusammenhang der Regeln, in Hofnung auf künftigen Gebrauch, durchzugehen. Man darf aber nicht glauben, als enthalte diese Sammlung nur Beyspiele für die allgemeinsten Vorschriften der Algebra. Die Nahmen der Gelehrten, welche dabey gebraucht worden, versichern schon das Gegentheil. Wallis, Harriot, Newton, de Moivre, Descartes, die Bernoulli, Euler, befinden sich darunter. Folgende Ordnung ist, soviel sich hat thun lassen, beobachtet. 1. Fragen, wo blos die Addition und Subtraction vorkommt. 2. Wo man multiplicirer und dividiren mus. 3. Wo Proportionen gebraucht werden. 4. Einfache Gleichungen, bey denen etwas mehr verwickelte Rechnungen vorkommen. 5. Fragen, die zu reinen Gleichungen, mit Potenzen führen. 6. Quadratische Gleichungen, nebst einigen Beyspielen zu Halleys Methode, ihre Wurzeln durch logarithmische Rechnungen zu finden. 7. Unreine höhere Gleichungen. Bey diesen wird meistens Newtons Methode die Divisoren zu finden, aus dessen Ar. vniu. gebraucht; zuweilen auch Cardans Regeln bey cubischen Gleichungen und Halleys darauf gegründetes logarithmisches Verfahren; wie auch Halleys Arten, die Wurzel durch Näherung zu finden. 8. Unbestimmte Aufgaben, sowohl die unzählich viel Antworten haben, als bey denen die Zahl der Antworten in ganzen Zahlen bestimmt ist. Die Auflösungen sind meistens neu. 9. Was sich auf die arithmetischen Reihen, und Reihen, die von ihnen herrühren, bezieht, als: ihre Quadraten,

Wür-

Würfel, die Reihen der figurirten Zahlen; die Zahlen deren zweyte, dritte, vierte ꝛc. Differenzen gleich sind, die Combinationen, Wahlen, Versetzungen drr Grösse ꝛc. 10. Was auf einfaches Interesse, Abzug, u. d. g. ankömmt. 11. Was zu den geometrischen Reihen gehöret. 12. Vom zusammengesetzten Interesse, (*) dem Werthe der Leibrenten auf gewisse Zeit, sowohl, wie hoch ihr Genus zu schätzen ist, als was statt ihrer zu geben ist, wenn man sie erkaufen will; 13. Was zu geometrischen Reihen, die ins Unendliche abnehmen gehöret; auch von Reihe n von Brüchen, deren Zähler Reihen ausmachen, bey denen die erste, zweyte ꝛc. Differenzen gleich sind, die Nenner aber in geometrischer Verhältnis fortgehen. 14. Summirung verschiedener Reihen von Brüchen, deren Nenner figurirte Zahlen sind, und von andern Reihen, die sich durch ein ähnliches Verfahren erhalten lassen. 15. Die verschiedenen Reihen, deren man sich, die Logarithmen zu finden, bedienet, durch die gemeine Algebra gesucht. 16. Näherungen zu den Summen verschiedener Reihen von Brü-

(*) Einfaches Interesse heisst, davon nicht wieder Interessen gerechnet werden; zusammengesetztes, davon man neue Interessen rechnet: das letztere wird bey der Leibnizischen Berechnung des Interusurii, das zweyte bey der Hofmannischen gebrauchet: und man findet beyde Arten dieser Berechnungen längst vor Leibnizen in alten Schriften von der Rechenkunst, z. E. in Stepins Arithmetik.

nen Zusammenhang der Regeln, in Hofnung a künftigen Gebrauch, durchzugehen. Man da aber nicht glauben, als enthalte diese Sammlun nur Beyspiele für die allgemeinsten Vorschrift der Algebra. Die Nahmen der Gelehrten, welc dabey gebraucht worden, versichern schon das G gentheil. Wallis, Harriot, Newton, de Moivr Descartes, die Bernoulli, Euler, befinden sic darunter. Folgende Ordnung ist, soviel sich ha thun lassen, beobachtet. 1. Fragen, wo blos di Addition und Subtraction vorkommt. 2. Wo man multipliciren und dividiren mus. 3. Wo Proportionen gebraucht werden. 4. Einfache Gleichungen, bey denen etwas mehr verwickelte Rechnungen vorkommen. 5. Fragen, die zu rei nen Gleichungen, mit Potenzen führen. 6. Qua dratische Gleichungen, nebst einigen Beyspielen zu Halleys Methode, ihre Wurzeln durch logarith mische Rechnungen zu finden. 7. Unreine höhere Gleichungen. Bey diesen wird meistens New tons Methode die Divisoren zu finden, aus dessen Ar. vniu. gebraucht; zuweilen auch Cardans Re geln bey cubischen Gleichungen und Halleys darauf gegründetes logarithmisches Verfahren; wie auch Halleys Arten, die Wurzel durch Näherung zu finden. 8. Unbestimmte Aufgaben, sowohl die unzählich viel Antworten haben, als bey denen die Zahl der Antworten in ganzen Zahlen bestimmt ist. Die Auflösungen sind meistens neu. 9. Was sich auf die arithmetischen Reihen, und Reihen, die von ihnen herrühren, bezieht, als: ihre Quadraten,

Wür-

Würfel, die Reihen der figurirten Zahlen; die Zahlen deren zweyte, dritte, vierte ꝛc. Differenzen gleich sind, die Combinationen, Wahlen, Verbindungen der Grösse ꝛc. 10. Was auf einfaches Interesse, Abzug, u. d. g. ankömmt. 11. Was zu den geometrischen Reihen gehöret. 12. Vom zusammengesetzten Interesse, (*) dem Werthe der Leibrenten auf gewisse Zeit, sowohl, wie hoch ihr Census zu schätzen ist, als was statt ihrer zu geben ist, wenn man sie erkaufen will; 13. Was zu den geometrischen Reihen, die ins Unendliche abnehmen gehöret; auch von Reihen von Brüchen, deren Zähler Reihen ausmachen, bey denen die erste, zweyte ꝛc. Differenzen gleich sind, die Nenner aber in geometrischer Verhältnis fortgehen. 14. Summirung verschiedener Reihen von Brüchen, deren Nenner figurirte Zahlen sind, und von andern Reihen, die sich durch ein ähnliches Verfahren erhalten lassen. 15. Die verschiedenen Reihen, deren man sich, die Logarithmen zu finden, bedienet, durch die gemeine Algebra gesucht. 16. Näherungen zu den Summen verschiedener Reihen von Brü-

(*) Einfaches Interesse heißt, davon nicht wieder Interessen gerechnet werden; zusammengesetztes, davon man neue Interessen rechnet: das letztere wird bey der Leibnizischen Berechnung des Interusurii, das zweyte bey der Hofmannischen gebrauchet: und man findet beyde Arten dieser Berechnungen längst vor Leibnizen in alten Schriften von der Rechenkunst, z. E. in Stevins Arithmetik.

wird, wie die Reihe für die Wurzel, aus der Wurzel, hier $2n-n$ ſtatt n zu ſetzen, ſo kömmt

$$L\frac{1}{1-(2n-n^2)} = x(2n-n^2) + y(2n-nn)^2 + z(2n-nn)^3 + \ldots$$

Nun machet er dieſe Producte aus den Potenzen von $2n-nn$ in x, y, z, wirklich, und rechnet alles in ein Glied, worinnen einerley Potenzen von n vorkommen. Dieſe Reihe hält er gegen die gleichgültige $2x, 2yn^2$, u. ſ. f. ſo, daß er die Coefficienten von einerley Potenz von n einander gleich ſetzen, und bekömmt ſolchergeſtalt Gleichungen für $x, y, z, \ldots$. Welche ihm x unbeſtimmt, laſſen, die übrigen Gröſſen aber ſo beſtimmen, daß die gewöhnliche logarithmiſche Reihe herauskömmt. Vermuthlich iſt dieſes Verfahren dem Verfaſſer eigen. Die Erinnerung welche wir in der Anmerkung gemacht, wird ſchon unſere Gedanken von dem Grunde deſſelben zeigen. Wie die an ſich richtige Reihe $2xn + 2yn^2 \ldots$ für den Logarithmen des Quadrates von $\frac{1}{1-n}$ aus des Verfaſſer angenommenen Begriffe folge, ſcheinet uns auch nicht vollkommen deutlich, und wir glauben, er hätte beſſer gethan, die halleyiſche, oder eine andere richtige Methode zu erklären, bey welcher er die Anwendung des Unendlichen deſto weniger hätte zu ſcheuen gehabt, da er daſſelbe doch bey der Summirung unendlicher Reihen nicht gänzlich hat vermeiden können.

Uebrigens ſcheint uns ein äuſſerlicher und darzu noch geringer Umſtand ein wirklicher Fehler bey dieſem Buche zu ſeyn; das Format. Man kan ſich leicht vorſtellen, wie algebraiſche Rechnungen die etwas weitläuftig ausfallen, auf Duodezblättern zerſticket werden, und wie vielmahl man umwenden mus, immer Fortſetzungen eben der Aufgabe zu leſen. Wo etwa die Gleichungen oder Reihen ein wenig lang ausfielen, haben die Zeilen gar von oben herunter müſſen geſetzt werden, daß man das Buch der Quere nehmen mus. Wir begreifen nicht, was Herr Dodſon zu dieſer Wahl veranlaſſt. Daß man claſſiſche Schriftſteller, oder Schriften zum Vergnügen, im Taſchenformate druckt, das hat ſeinen Grund; aber wird wohl jemand dieſes algebraiſche Aufgaben-Repoſitorium zu ſich ſtecken, um beym Spaziergehen darinnen zu leſen?

VI.

A Treatise of Practical Geometry in Three parts, by the late Dr. *David Gregory*, Translated from the latin, with additions. The second edition. Edimburgh. 1751. 8 15 ½ Bogen, 4 Kupferplatten.

Colin Mac Laurin meldet in der Vorrede zu dieſer Ueberſetzung, die Grundſchrift ſey vor ſechszig Jahren von **David Gregorius**, damaligen Profeſſor zu Edimburg, nachgehends ſavilianiſchen Profeſſor der Sternkunde zu Oxford, aufgeſetzt worden, und man habe es ſeitdem beſtändig erkläret, nachdem man den Euklides und die geradlinichte Trigonometrie zu Ende gebracht um die Lehrlinge zur ausübenden Geometrie anzuführen. Die Ueberſetzung rühret von einem edimburgiſchen Studenten her, und es ſind zu dem Gebrauche der itzigen Zeiten Zuſätze gemacht worden, die man von dem Texte unterſchieden hat.

Das Werk beſteht aus drey Theilen, davon der erſte die Meſſung der Linien und Winkel, nebſt dem Feldmeſſen lehret, der zweyte von ebenen und krummen Flächen handelt, und der dritte die Ausrechnung der Körper lehret.

Die Schottiſchen Maaſſe erzählt der Verfaſſer folgendergeſtalt: 12 Zoll machen einen Fus; drey Fus und ein Zoll die Schottiſche Elle;

Elle; Sechs Ellen ein Maas, das er a fall nennt; Vierzig falls ein furlong, acht furlongs eine Meile, daß also die Schottische 1184 Schritte enthält; jeden Schritt zu 5 Fus gerechnet. So soll es sich nach den schottischen Gesetzen verhalten: gleichwohl bedienen sich die Spiegelhändler (glaziers) eines Fusses nur von acht Zollen und andere Künstler brauchen meistens den englischen Fus, weil sie Maasstäbe haben, die nach selbigem eingerichtet sind. 185 schottische Füsse machen 186 englische. Aus einer Tafel für die Vergleichung der Maasse bemerken wir, daß, dem englischen Fusse 12 Zoll gegeben, der Pariser 12, $\frac{788}{1000}$ der rheinländische nach Picards Maassen 12, 362, der schottische 12, 065 halten sollen. Zuerst lehret der Verfasser den Gebrauch des Feldmesserquadrats, (Quadratum Geometricum,) alsdenn auch des Winkelmassens. Die Linien zu messen bedienet er sich einer Meskette, und lehret sowohl die gewöhnlichen Arten. Weiten zu messen, als auch eine Art, den Durchmesser der Erde zu finden, wenn man nämlich von einer ziemlichen Höhe, den Winkel misst, welchen die Richtung der Schwere mit der Tangente der Erde von dieser Höhe an den Horizont, der sie gezogen, machet. Bey dieser Gelegenheit wird Picards Messung der Erde, nebst den Lappländischen Messungen, erwähnet. Das Grundlegen mit den gewöhnlichen Werkzeuge wird ebenfalls beschrieben, und eine Vermehrung beschreibet ein besonders Werkzeug Winkel zu messen vom Hrn. Sisson, oder einen sogenanten Theodo-

liten, wo auſſer andern Verbeſſerungen ein Fernrohr angebracht iſt. Man begreift leicht, daß bey den übrigen Regeln des Feldmeſſens, der Ausrechnung der Flächen und Körper, eben nichts neues vorkommen kan; von der Viſirung der Fäſſer wird ziemlich ausführlich gehandelt, aber auch nichts bisher unbekantes vorgebracht, und überhaupt iſt dieſe Anleitung zur ausübenden Geometrie unvollſtändiger, als daß ſich ein Lehrling dieſer Kunſt in Deutſchland darnach ſehnen dürfte.

VII.

Leben Johann Philips.

Johann Philips, der unter Britannniens vortreflichen Dichtern eine ansehnliche Stelle behauptet, war der Sohn D. Stephan Philips, des Archidiaconus zu Salop, und wurde zu Brampton in Oxfordshire den 30 December 1676 gebohren. Nachdem er die ersten Gründe der lateinischen und griechischen Sprache zu Hause erlernt hatte, wurde er auf die Schule zu Wincheſter geschickt, wo er sich mit diesen beyden Sprachen sehr genau bekant machte, und sich gar bald, durch eine glückliche Nachahmung der Schönheiten, die er in den besten classischen Schriftstellern fand, ungemein hervorthat. So wohl zubereitet kam er nach Oxford, wo er den akademischen Studien mit vielem Beyfall oblag, und unter andern vortreflichen Dichtern, besonders mit den Werken des Milton in nähere Bekantschaft kam. Der scharfsinnige Herr George Sewel, hat, in dem Leben und Character unsers Dichters, angemerkt, daß Philips, bey jeder Stelle des verlornen Paradieſes, wo Milton die Gedanken oder die Ausdrücke des Homers oder Virgils nachgeahmt hat, sogleich die Stellen aus diesen beyden Dichtern selbst anzuführen gewuſst, und daß er dadurch wahrgenommen, wie viel Leben und Anmuth diese Dichter der englischen Dichtkunst gewähren, wie sehr ihre Bilder den

Geiſt erheben, und wie viel Stärke und Schönheit ihre Worte, wenn ſie überſetzt werden, der Sprache mittheilen. Er erwarb ſich auch eine mehr als gemeine Käntnis ſeiner Mutterſprache. Nach dem Beyſpiel ſeines geliebteſten **Miltons**, las er die Werke der ältern engliſchen Dichter. Er war bemüht, ihnen Wohlklang und Nachdruck in der Schreibart abzulernen, und aus ihren Gedichten ſich eine Ausſicht in den ganzen Umfang der Sprache zu öfnen. Zu dieſem Ende las er **Chaucers** und **Spenſers** Werke mit groſſer Aufmerkſamkeit, und machte ſich kein Gewiſſen, in ſeinen Schriften vielen Worten und Redensarten das Leben wiederzuſchenken, wenn er glaubte, daß ſie es verdienten.

Unſer Dichter trieb ſeine Liebe zur Dichtkunſt nicht bis zur Verabſäumung der andern Theile der Literatur. Er brachte es in der natürlichen Weltweisheit ſehr weit. Es ſcheint, daß er in ſeinen Studien ſowohl, als in ſeinen Schriften, ſich den **Virgil** zum Muſter vorgeſtellt, und mit ihm oft den Wunſch gethan habe:

Me — — dulces ante omnia Muſae,
Quarum ſacra fero ingenti percuſſus amore,
Accipiant; coelique vias & ſidera monſtrent,
Defectus ſolis varios, lunaeque labores;
Vnde tremor terris: qua vi maria alta tumeſcant
Objicibus ruptis, rurſusque in ſe ipſa reſidant:

Quid

Quid tantum Oceano properent se tingere soles
Hiberni, vel quae tardis mora noctibus obstet.
Lib. II. GEORG. v. 475. — 82.

Die Schönheiten und Wirkungen der Natur erfüllten **Philips** mit der innigsten Bewunderung. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß er seinen eigenen Character in der Beschreibung entworfen habe, die er am Ende des ersten Buchs seines Gedichts, *the Cyder*, von einem philosophischen und abgezogenen Leben gemacht hat:

— — he to his labour hies
Gladsome, intent on something that may ease
Unhealthy mortals and with curious search
Examine all the properties of herbs
Fossils and minerals, that th' embowell'd earth
Displays, if by his industry he can
Benefit human race — —

„Er eilt voll Freuden zu seiner Arbeit, und ist auf „dasjenige, was den ungesunden Sterblichen nützlich seyn kan, aufmerksam. Alle Eigenschaften „der Kräuter, der Fossilien und Mineralien, welche „aus dem Schooße der Erde hervorgehn, untersucht er mit der grössten Sorgfalt, in der Absicht, durch seinen Fleis dem menschlichen Geschlechte Vortheile zu verschaffen.

Diese Zeilen, und viele andre ähnliche Stellen, welche wir in seinem Gedicht, *the Cyder*, finden, verrathen eine grosse Begierde nach der Käntnis der

Natur, und wir haben Urſache zu glauben, daß ein Geiſt, der in der Bemerkung natürlicher Begebenheiten ſo unermüdet war, viel neue Entdeckungen gemacht haben würde, wenn der Tod ſeine Beſchäftigungen nicht unterbrochen hätte. Auſſer dieſem beſas er viel Wiſſenſchaft in den Alterthümern, beſonders in denjenigen, die ſein Vaterland angiengen, und er hat einen Theil dieſer Wiſſenſchaft in ſeinen Gedichten ſehr geſchickt anzuwenden gewuſſt.

So lange **Philips** auf der Akademie ſich aufhielt, beehrten ihn die angeſehenſten und artigſten Leute mit ihrer Freundſchaft. Er lebte mit **Edmund Smith**, dem Verfaſſer des Stücks **Phädra und Hippolitus**, in beſonderer Vertraulichkeit. Das erſte Gedicht, wodurch er ſich Ruhm erwarb, war ſein *ſplendid Shilling*, welches der Verfaſſer des **Schwätzers** das beſte ſcherzhafte Gedicht in der engliſchen Sprache genennt hat. **Sewel** ſagt davon, es ſey nicht nur das feinſte in ſeiner Art, das die engliſche Sprache aufweiſen könne, ſondern es ſey auch auf eine ganz andere Art ausgearbeitet, als jemals ein Verfaſſer der engliſchen, oder einer andern Nation ein Gedicht von einem ähnlichen Character ausgearbeitet habe. **Edmund Smith** hat hiervon in ſeinem vortreflichen Gedicht auf den Tod unſers Dichters ſich ſo ausgedrückt:

In her beſt light the comic muſe appears
When ſhe with borrow'd pride the buſkin wears.

„Die komiſche Muſe erſcheint alsdenn in ihrem beſ„ten Glanze, wenn ſie, mit entlehntem Stolze, den „Cothurn trägt.

Man behauptet, daß an den Lobſprüchen, welche **Sewel** dieſem Gedicht ertheilt hat, ſeine Freundſchaft gegen **Philips** vielen Antheil gehabt habe; die Schreibart deſſelben ſey zu unnatürlich für ein Gedicht, das mit dem Vorſatz verfertiget worden, die Leſer zum Lachen zu bewegen; und man finde darinnen eine gewiſſe Ernſthaftigkeit, die auf den Leſer einen ganz entgegengeſetzten Eindruck machen müſſe. Man meint, dieſes Gedicht habe nur darum gefallen, weil die Einrichtung und Ausführung deſſelben neu war, und weil auch die vernünftigſten Völker, der Seltenheit wegen, Misgeſtalten bewunderten, und darüber regelmäßigere Schönheiten und richtigere Verhältniſſe vergeſſen.

Auf das Anrathen verſchiedener groſſen Perſonen begab unſer Dichter ſich nach **London**, und verfertigte ſein Gedicht auf die Schlacht bey **Blindheim**. Durch dieſes Gedicht wurde er dem Grafen von **Oxford**, und **Heinrich St. John**, Eſq; nachgehends Lordviſcount **Bolingbroke**, und andern Gönnern bekant. Seine he-

he Schreibart war einem ſo wichtigen und groſſen Vorwurf angemeſſen. Der Eingang des Gedichts iſt poetiſch, und ſcheint eine Anſpielung auf den Anfang von Spenſers *Fairy Queen* zu ſeyn:

From low and abject themes the grov'ling muſe
Now mounts aerial, to ſing of arms
Triumphant, and emblaze the martial acts
Of Britains hero.

„Von geringen und verworfenen Gegenſtänden „ſchwingt die niedrige Muſe nunmehro ſich hoch „empor, von ſiegenden Waffen zu ſingen, und die „kriegeriſchen Thaten, welche Britanniens Held „vollführet hat, zu verewigen.

Auf dieſes Gedicht folgte das Gedicht *the Cyder*. Den Plan davon hatte er zu Oxford entworfen, und er vollendete es zu London. Seine Liebe zu den Werken der Natur bewog ihn, dieſen Gegenſtand zu wählen. Er ſtellte ſich, bey der Einrichtung deſſelben, das Gedicht Virgils vom Ackerbau zum Muſter vor, welches, nach der Meynung der Kunſtrichter überhaupt, beſonders aber Drydens, ſo gar vortreflicher iſt, als die göttliche Aeneis. Philips wetteifert mehr mit dem Virgil, als er ihn nachahmt, und anſtatt die Schönheiten deſſelben ſclaviſch nachzubilden, ſucht er ihn mit eigenen einzuholen.

Er

Er hat alle Nachahmer dieſes Originals übertroffen, und ſelbſt der bewunderte **Rapin**, ſagt **Sewel**, iſt in dem Plane und in der Ausführung weit unter ihm. Der Franzoſe erfüllt ſeinen **Garten** mit den Fabeln des Alterthums oder mit ſeinen eigenen neuen Verwandlungen; und allen Regeln der Critik zuwider, vermiſcht er den ernſten und erhabenen Ausdruck **Virgils** mit den feinern Wendungen **Ovids** in ſeiner **Metamorphoſis**. Das groſſe Genie des **Cowley** iſt in ſeinen Büchern von den **Pflanzen** ebenfalls nicht ſo glücklich geweſen, und man findet darinnen, über die Fehler des vorhergehenden, noch unaufhörliche Abwechslungen der Versarten und entfernte Anſpielungen auf die Bemerkungen mediciniſcher Schriftſteller, die vielleicht nicht ganz unnütz ſind, aber doch ſo häufig vorkommen, daß ſie der Würde der Poeſie Abbruch thun, und ein Gedicht in eine phyſiſche Abhandlung verwandeln.

Sewel berichtet uns, daß **Phillips** den Vorſatz gehabt, ein Gedicht auf die **Auferſtehung** und das **jüngſte Gerichte** zu verfertigen, und wir haben Gründe zu vermuthen, daß er in dergleichen Werken ſeine andern Ausarbeitungen weit zurückgelaſſen haben würde. Dieſer erhabene Gegenſtand iſt einer ernſten und feyerlichen Schreibart, und der vortreflichſten Bilder fähig, und

und wir können von ſeiner Religion und von ſeiner Fähigkeit in der Dichtkunſt hoffen, daß er ſeine Leſer, mit der tiefſten Ehrfurcht, durch dieſe ſchreckliche Scenen geführt haben würde. Die kleinſte Seele, und die ſchwächſte Einbildungskraft kan die in der heiligen Schrift befindliche Beſchreibung dieſer furchtbaren Begebenheiten, nicht ohne den ſtärkſten Eindruck, betrachten; was darf man alſo nicht von dem Herzen eines rechtſchaffenen Mannes, und von dem Flug und der Begeiſterung eines chriſtlichen Dichters, erwarten? **Edmund Smith**, welcher ohne Zweifel die erſten Entwürfe dieſes Gedichts geſehn hat, redet in ſeinem Gedicht auf den Tod unſers Dichters alſo davon:

O! had relenting heaven prolong'd his days
The tow'ring bard had ſung in nobler lays
How the laſt trumpet wakes the lazy dead;
How ſaints aloft the croſs triumphant ſpread;
How opening heaven's their happier regions
shew
And yawning gulphs with flaming vengeance
glow,
And saints rejoice above, and ſinners howl
below.

Well

Well might he ſing the day he could not fear,
And paint de glories the was ſure to wear.

„O wenn der gütige Himmel ſeine Tage verlängert hätte; ſo würde der feurige Barde in erhabnern Liedern geſungen haben, wie die letzte Trompete die ſchlummernden Todten erweckt, wie die Heiligen über ihre Leiden triumphiren, wie die eröfneten Himmel ihre glückſeeligern Gefilde zeigen, und geborſtene Abgründe von flammender Rache glühen; wie die Heiligen im Himmel ſich freuen, und die Sünder in der Hölle wehklagen. Er würde den Tag, den er nicht fürchten durfte, würdig beſungen und die Belohnungen, die er ſicher erwarten konte, mit einnehmenden Zügen geſchildert haben.„

Alles, was wir auſſerdem von dieſem Poeten haben, iſt eine lateiniſche Ode an **Heinrich St. John, Eſq**; welche für ein Meiſterſtück gehalten wird.

Er wurde, ſagt **Sewel**, von allen, die ihn kanten, geliebt. Unter Fremden war er zurückhaltend und ſtillſchweigend; aber frey, vertraulich und angenehm unter ſeinen Freunden. Er war ein Feind der Streitigkeiten, und er hielt die Zeit und den Witz für verloren, der darauf gewendet wur-

wurde. Er unterschied sich, seine ganze Lebenszeit hindurch, durch eine natürliche Güte des Herzens, eine wohlgegründete und ungeheuchelte Frömmigkeit, eine allgemeine Menschenliebe, und ein unwandelbare Beständigkeit in seinen Grundsätzen. Niemand hat als Sohn, als Freund, und als Mitglied der Gesellschaft, die natürlichen und bürgerlichen Pflichten des Lebens genauer beobachtet, als er, und er hatte die Glückseeligkeit, alle diese Pflichten, auch ohne den mindesten Argwohn eines Ungehorsams, einer Falschheit, oder Unanständigkeit, zu erfüllen. Dieses that er bis an das Ende seiner Tage, und er hatte seine Tugenden nicht etwa einer glücklichen Leibesbeschaffenheit, sondern der vortreflichen Verfassung seiner Seele zu verdanken. In einer sehr langwierigen Krankheit, welche vielleicht die sanfteste Gemüthsart ungeduldig gemacht hätte, verrieth er niemals einiges Misvergnügen oder einigen Unwillen; und sein schuldloses Leben war seinem Geist ein beständiger Anlas, heiter zu seyn. Er war mit einer langsamen Abzehrung und einer damit vergesellschafteten Engbrüstigkeit beschwert. Den Sommer zuvor, ehe er starb, begab er sich, auf Anrathen seiner Aerzte, nach Batly, wo es sich wirklich zur Besserung mit ihm anlies; allein er kehrte nur mit weniger Hofnung einer völligen Wiedergenesung zurück. Er starb zu Hereford im Hor-

nung

nung 1708. Er wurde in die Cathedralkirche dieſer Stadt begraben, und in der Weſtminſter-abtey wurde ſeinen Verdienſten ein Denkmal aufgerichtet.

In-

Gedruckt

Inhalt.

I. *Polymetis*, by *Spence*.

II. Cases in Surgery, by *Joseph Warner*.

III. The Brothers a Tragedy.

IV. Moralities: by Sir *Harry Beaumont*.

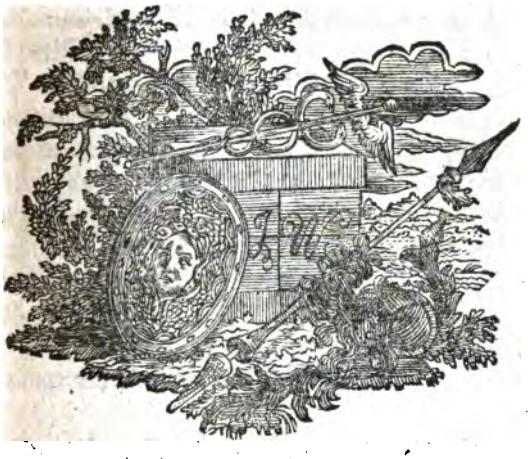
V. The mathematical repository by *James Dodson*.

VI. A treatise of practical Geometry, by *David Gregory*.

VII. Leben Johann Philips.

Brittiſche Bibliothek.

Viertes Stück.



Leipzig,
bey Johann Wendler.
1756.

I.

The World, by Adam Fitz-Adam. In three Volumes. — *Facta eſt immenſi copia mundi, Ovid.* London. 1755.

Dieſe Schrift iſt in London in einzelnen Blättern herausgekommen. Sie verdient den Beyfall der Kenner und der Verfaſſer der Welt gehört nicht unter die faſt unzählbare Menge von Schriftſtellern, die von Addiſon und Steele nichts, als die äuſſerliche Einrichtung ihrer ewigen Werke, nachzuahmen gewuſt haben. Er wechſelt die moraliſchen Betrachtungen, mit Allegorien, kleinen Erzählungen, kritiſchen Beobachtungen und ſatyriſchen Scherzen fleiſig genug ab, um ſeine Leſer auf eine angenehme Art zu unterhalten. Ein Auszug aus dieſer Schrift würde zu langweilig ſeyn; wir wollen dahero unſre Leſer zuförderſt mit dem Plane derſelben bekant zu machen ſuchen, und ihnen alsdenn einige Stücken daraus überſetzt liefern.

Der Verfaſſer giebt ſich im erſten Stücke als einen Mann an, welcher, nach einer vierzigjährigen Reiſe durch alle Theile der bekanten und unbekanten Welt, und nachdem er alle Wiſſenſchaften durchforſchet, alle Sprachen gelernet, und in die tiefſten Gründe der Natur und der Leidenſchaften eingedrungen, endlich, zum Vortheil und

Ruhme seines Vaterlandes, wieder in England angekommen, wo er alle Krankheiten des menschlichen Gemüths zu heilen versuchet. Er curirt Falschheit, Verstellung, Fluchen, Trinken, Spielen, Geitz und Ehrsucht am männlichen Geschlechte; und Neid, Verläumdung, Buhlerey, Eitelkeit, Wollust und Unbeständigkeit an den Frauenzimmern. Er verspricht, auf eine sichere, angenehme und geschwinde Art, den jungen Schönen Männer, und dem alten Frauenzimmer eine gute Gemüthsfassung zu verschaffen. Er ertheilt Weibern den neuesten und leichtesten Unterricht in der Kunst zu gefallen, und Witwen lehrt er die Kunst zu trauern. Er giebt den Philosophen gesunden Verstand, streitenden Parteyen Aufrichtigkeit, Bescheidenheit den Kunstrichtern, Wohlanständigkeit Leuten nach der Mode, und Handwerksleuten Mässigkeit. Er verrichtet seine Operationen durch lindernde und abwechselnde Mittel. Er bedient sich niemals der gewaltsamern, ausser wenn eingewurzelte üble Gewohnheiten sanftere Mittel unwirksam gemacht haben.

Er sagt, sein Vorhaben in dieser Schrift sey, mit einer neuen Wendung und Lebhaftigkeit die Moden, Thorheiten, Laster und ungereimten Gewohnheiten desjenigen Theils der menschlichen Gestalten, die sich selbst die Welt nennen, lächerlich zu machen, und ihnen bey allen ihren Geschäften und Vergnügungen auf dem Fusse nachzufolgen. Er verspricht, ungeachtet seine Gegenstände ihn

haupt-

hauptsächlich auf die Stadt einschränken, doch bisweilen eine Ausschweifung auf das Land zu machen, und seine Leser zu Scenen von einer reinern Luft, von Zufriedenheit und Unschuld, aus dem Rauche, Lärmen und der Intrigue zu bringen. Wir wollen nunmehro unsern Lesern, das vierte, fünfte und acht und zwanzigste Stück vorlegen.

Viertes Stück.

Ich werde dieses und das folgende Blatt der Unterhaltung meiner schönen Leserinnen widmen, um ihnen eine altmodische Tugend, Klugheit genannt, anzupreisen. Sollte die Erzählung, die ich ihnen mittheilen will, ihren Beyfall verdienen, so sind sie den Dank demjenigen Manne und seiner Frau schuldig, von denen ich sie habe: und die jetzt selbst begierig sind, die Leser ihrer eignen Begebenheiten zu seyn.

Ein angesehner Kaufmann in der Stadt, dessen wirklichen Nahmen ich unter den Nahmen Wilson verbergen werde, war an ein Frauenzimmer von einem grossen Vermögen, und noch mehr Verdiensten verheyrathet. Sie lebten einige Jahr lang glücklich, und nichts, als der Mangel an Kindern beunruhigte sie; der Mann, der sein Vermögen täglich zunehmen sah, wurde nach einem Erben ungeduldig: und da die Zeit die Hofnung desselbigen mehr verringerte, als vermehrte, so wurde er nach und nach gleichgültig und endlich gar

seiner Frau abgeneigt. Diese Veränderung in seinen Neigungen, verursachte ihr die heftigste Betrübnis; doch war ihre Gemüthsart so sanft, daß sie ihm nur durch ihre Thränen Vorwürfe machte: und auch selten durch diese, wenn nicht Vorwürfe und üble Begegnungen sie ausser Stand setzte, sie zurück zu halten.

Es ist eine Maxime bey einigen verheyratheten Philosophen; daß die Thränen einer Frau vermögend sind, das Mitleiden von dem Herzen eines Ehmanns wegzuschwemmen. Herr Wilson wird mir verzeihen, wenn ich ihn zu derselben Zeit unter diese Philosophen setze. Er hatte unlängst eine Wohnung auf dem Lande, nicht weit von der Stadt, gemiethet, wo er sich gewöhnlich des Abends hinbegab, damit er, (wie er sie zu nennen pflegte,) den Verfolgungen seiner Frau entgehen möchte.

In dieser grausamen Trennung brachte sie ohne sich zu beklagen, zwölf Monate zu: sie sahe ihn selten, wenn nicht etwan seine Geschäfte zu Hause seine Gegenwart erforderten, und schlief niemals bey ihm. Inzwischen wurde doch gegen das Ende dieser Zeit sein Betragen gegen sie freundlicher: er sahe sie öfter, und fieng an voll Zärtlichkeit und Mitleiden auf sie zu reden.

Eines Morgens, da er von ihr einen verbindlichen Abschied genommen hatte, um diesen Tag auf seiner Landwohnung zuzubringen, stattete sie einen Besuch bey einer Freundin am andern

Ende

Ende der Stadt ab. Als sie aber in ihrem Rückwege sich bey einem Garn-Laden in einem Nebengäsgen nahe bey St. James aufhielt, sah sie Herrn **Wilson** über den Weg gehen, und an die Thür eines feinen Hauses ihr gegen über klopfen, die auch durch einen Bedienten in Livrey geöfnet, und ohne die mindeste Unterredung wieder verschlossen wurde. Da die Art mit der er hingieng, zumal da sie nicht wuste, daß er einige Bekantschaft in dieser Strasse hatte, sie ein wenig beunruhigte, erkundigte sich bey der Frau des Ladens, ob sie nicht den Herrn kennte, der in dem gegenüberstehenden Hause wohnte. „Sie haben ihn eben hinein gehen sehen, Madam, antwortete die Frau. Sein Nahme ist Robert und er soll ein rechter guter Mann seyn. Seine Liebste„ — Bey diesen Worten veränderte Frau **Wilson** die Farbe, und unterbrach sie — „Seine Liebste. — Ich dachte er wäre — Will sie mir nicht ein Glas Wasser geben? Der Gang hat mich so müde gemacht — Sey sie doch so gut und gebe sie mir ein Glas Wasser — ich bin ganz kraftlos für Müdigkeit.„ Die gute Frau lief selbst nach Wasser und vermittelst einiges Hirschhorns, das bey der Hand war, wurde Frau **Wilson** doch etwas wieder zu sich selbst gebracht. Sie übersahe darauf das Garn, das sie suchte, und nachdem sie sich einen Wagen holen lassen, sagte sie, „Ich glaube, sie war ganz erschrocken, daß sie mich so blas sahe; aber ich war einen weiten Weg gegangen und wäre gewis in Ohnmacht gefallen, wenn ich nicht in ihren Laden

eingetreten wäre. — Doch sie redte eben von dem Herrn, der da drüben hineingieng — es war mir als ob ich ihn kante, sein Nahme hies, denke ich, Robert, sagte sie. Ist er denn verheyrathet? So glücklich, als jemand in der Welt, (sagte die Garnhändlerin,) es ist unglaublich, wie er die Kinder liebt, und zu seiner grossen Freude, liegt seine Frau jetzt in ihrem ersten Kindbette, und das Kind soll eben diesen Abend getauft werden, und ein allerliebster Knabe seyn.„ Diesen Augenblick hielt der Wagen an der Thüre, nach welchem sie geschickt hatte, als ob das Glück ihr die zwote Dosin Hirschhorn ersparen wollte; Frau **Wilson** stieg geschwind hinein, nachdem sie eine Entschuldigung wegen der verursachten Unruhe hergestammelt hatte: und wir werden sie darinnen in einer tödlichen Angst nach Hause fahren lassen, von welcher sie mir selbst gesagt, daß sie nicht zu beschreiben gewesen.

Die Leser dieser kleinen Geschichte sind bereits unterrichtet worden, daß Herr **Wilson** eine Wohnung auf dem Lande gemiethet, wo er sich, wie man glaubte, seit seiner Uneinigkeit mit seiner Frau, meistentheils hinbegab: in der That aber war es in sein Haus, nahe bey St. James, wo er beständig hingieng. Er hatte zwar obgedachte Wohnung gemiethet, allein aus einer ganz andern Ursache, als daß er blos seine Frau vermeiden möchte. Die Ursache war diese,

Als er eines Tags durch den sogenanten Vogelbauergang in dem St. James Park einherstrich, wurde er ein junges Frauenzimmer gewahr, die allein, auf einer von den Bänken sas: sie war zwar schlecht, doch nett gekleidet, und ihre Mine und Art unterschieden sie von der niedrigen Klasse von Weibspersonen. Er näherte sich ihr, ohne bemerkt zu werden, und sahe in ihrer Mine, welche Unschuld und Schönheit schmückten, die ernsthafteste Melancholie, die nur kan erdacht werden. Er stand und sah sie eine Zeit lang an: da sie es endlich bemerkte, fuhr sie in einiger Verwirrung von ihrem Sitze auf und versuchte, ob sie ihn vermeiden könte. Die Furcht sie zu verliehren gab ihm Muth, sie anzureden: er bat um Verzeihung, daß er sie störte, und entschuldigte seine Neugier mit ihrer ausnehmenden Schönheit, und der Melancholie, die damit vermischt war.

Es ist von einem sehr weisen Schriftsteller, dessen Nahmen und Buch ich vergessen, bemerkt worden, daß ein Frauenzimmerherz niemals so gestrichen voll von Betrübnis ist, daß nicht eine kleine Schmeicheley sich in einen Winkel desselben schleichen sollte; und da **Wilson** ein artiger Mensch, von einem ungezwungnen Umgange war, so lies sich endlich das Frauenzimmer gefallen, die Bank wieder einzunehmen, und ihm neben sich einen Platz zu vergönnen. **Wilson** der wirklich schon aufs heftigste von ihr gerühret war, machte ihr tausend Versicherungen von Freundschaft und

Hochachtung: er beschwur sie, ihm zu gestehen, ob er durch sein Vermögen, oder seine Dienste etwas zu ihrer Glückseligkeit beytragen könte, und gelobte ihr an, sie nicht eher zu verlassen, bis sie ihm die Ursache ihrer Betrübnis bekant gemacht hätte.

Hier folgte eine kurze Pause und nach einem tiefen Seufzer und einem Strom von Thränen fieng das junge Frauenzimm also an:

„Wenn sie derjenige sind, mein Herr, den ihr äuserliches zu versprechen scheint, so werde ich dem Himmel danken, daß ich sie gefunden habe. Ich bin die unglückliche Witwe eines Officiers, der bey Dettingen geblieben. Da er nur Lieutenant, und sein Amt sein ganzes Vermögen war, so heyrathete ich ihn wider meiner Mutter Willen, weswegen sie mich nicht mehr für ihre Tochter erkennen wollte. Wie sehr ich ihn liebte, oder er mich, werde ich, da er mich auf ewig verlassen, niemals erwähnen, ob ich es gleich niemals werde vergessen können. Nach meiner Zurückkunft in England, (denn ich folgte ihm in allen seinen Schicksalen,) erhielt ich mit einiger Schwierigkeit, die Pension einer Unterofficiers Witwe, und miethete mich in Chelsea ein.„

„In diesem Aufenthalte schrieb ich an meine Mutter, meldete ihr meinen Verlust und meine Armuth, und bat sie meines Ungehorsams wegen um Vergebung: aber die grausame Antwort, die ich von ihr erhielt, brachten mich zu dem Entschlusse,

es

es möchte gehn wie es wollte, sie nicht wieder zu beunruhigen.

„Ich lebte von diesem geringen Unterhalte mit aller möglichen Sparsamkeit, bis ein alter Officier, ein Freund von meinem Manne, mich in der Kirche entdeckte und mich besuchte. Der Gütigkeit dieses Manns habe ich die jährlichen zwanzig Pfund zu danken gehabt, welche er mir Vierteljahrweise bezahlen lies. Da er darinnen so pünktlich war, daß er es allezeit den Morgen, da es gefällig war, abtragen lies, und gestern der Quartaltag war, so wunderte ich mich, daß ich nichts von ihm sah noch hörte. Ich gieng also diesen Morgen bey guter Zeit von Chelsea, um mich in seiner Wohnung in Pale Male zu erkundigen; aber wie soll ich Ihnen die Nachricht erzählen, die ich da erhielt! — dieser Freund! dieser grosmüthige und uneigennützige Freund! ist gestern in einem Duell in Hyde Park umkommen.„ Hier schwieg sie, um einem Strom von Thränen den Lauf zu lassen, und fuhr also darauf fort. „Ich war über diese Nachricht so ausser mir, daß ich nicht wuste, wo ich mich hinbegeben sollte. Mehr Zufall als Wahl brachten mich an diesen Ort; und wenn ich hier einen Wohlthäter gefunden habe, — und in der That, ich habe einen vonnöthen, — so werde ich es den glücklichsten Zufall meines Lebens nennen.„

Die Witwe endigte hier ihre Erzählung, die buchstäblich wahr war, auf eine so verbindliche

liche und reitzende Art, daß Wilson in wenig Augenblicken, ein ganzes Alter schon in der Liebe gegangen war. Er dankte ihr für das Vertrauen, das sie in ihn gesetzt, und schwur, sie niemals zu verlassen. Er bat sich die Ehre aus, ihr in ihrer Wohnung aufzuwarten, worein sie leicht willigte, er begleitete sie darauf bis ans Buckinghams Thor, wo ein Wagen geruft wurde, der sie nach Chelsea führte. Wilson speisete den Mittag bey ihr, miethete sich in eben demselben Hause ein, und gab sich unter dem Nahmen Robert für noch unverheyrathet aus. Dieses war die Wohnung, der ich zubor Erwähnung gethan; wo er durch eine unumschränkte Grosmuth und unermüdete Aufmerksamkeit in wenig Wochen über die Ehre dieser schönen Witwe siegte.

Ich will hier einen Augenblick stille stehen, um diejenigen tugendhaften Witwen zu warnen, die meine Leserinnen sind, damit sie nicht zu hastig ein Mistrauen auf diese Begebenheit setzen. Sie mögen nur die Umstände dieses Frauenzimmers überlegen, die Armuth, die sie beunruhiget, die Dankbarkeit, die sie anreitzet, und ein angenehmer Mann, der sie entzücket, und sie werden zugeben, daß in einer Welt, die bey nahe sechs tausend Jahr alt ist, ein solches Exempel von Schwachheit an einer jungen und schönen Witwe möglicher Weise könne geschehen seyn. Doch ich fahre in meiner Erzählung fort.

Die Wirkung dieſer Vertraulichkeit zeigte ſich bald in der Geſtalt des Frauenzimmers. Ein Umſtand, der zur Glückſeligkeit Wilſons ein Groſſes hinzuthat. Er brachte es dahin, daß ſie in die Stadt zog, und hatte eben das Haus nahe bey St. James gemiethet, wo Frau Wilſon ſie hatte hineingehen ſehen, und wo ſeine Geliebte, die er in der Nachbarſchaft für ſeine Frau ausgab, eben in Wochen lag.

Fünftes Stück.

Ich kehre zur Frau Wilſon zurück, die wir in einer Miethkutſche, nach ihrem eigenen Hauſe, in aller Qvaal der Verzweiflung und der Eiferſucht, fahren lieſſen. Es war ein Glück für ſie, daß ihre Natur ſtark, und ihre Entſchlüſſung derſelben gleich war, denn ſie hat mir oft geſaget, daß ſie die Nacht deſſelben Tages in einem Zuſtande hingebracht, der ein klein wenig beſſer als die Raſerey war.

Den Morgen kam ihr Mann zurück, und da ſein Herz glücklich, und frey von dem Verdachte, entdeckt zu ſeyn, war, ſo bezeigte er ſich gegen ſie auſſerordentlich gefällig. Sie nahm ſeine Höflichkeiten mit der gewöhnlichen Munterkeit an; und da ſie erfuhr, daß ihn Geſchäfte auf einige Stunden in der Stadt halten würden, ſo entſchlos ſie ſich, was es ihr auch immer für Kummer verurſachen möchte, bey ſeiner Geliebten unmittelbar

einen

einen Besuch abzustatten, und ihn daselbst zu erwarten. In diesem Entschlus liès sie einen Wagen rufen, und fuhr in ihrem artigsten Neglige, und mit der möglichsten Gemüthsfassung gerade in das Haus. Sie fragte an der Thüre, ob Herr Robert darinnen wäre; und da man ihr solches mit Nein beantwortete, allein daß er zu Hause speisen würde, fragte sie nach seiner Gemahlin, und ob sie sich wohl genug befände, Gesellschaft zu sehen: sie setzte hinzu, daß da sie einen weiten Weg komme, und mit Herrn Roberten etwas zu thun hätte, es ihr angenehm seyn würde, wenn sie ihn in seiner liebsten Zimmer erwarten könte. Der Bediente lief geschwind die Treppe hinauf, und kam eben so geschwind mit einer Empfehlung von seiner Herrschaft zurück, daß es ihr angenehm seyn würde.

Frau Wilson gesteht, daß sie ungeachtet des gefasten Entschlusses in diesem Augenblicke ihre Kräfte ganz verlassen, und daß sie dem Bedienten mit wankenden Knien, und einem Gesichte, bleicher als der Tod, gefolget. Sie trat in das Zimmer, wo die Dame sas, und dachte kaum an die Ursache, warum sie kam: allein der Anblick so vieler Schönheit und Artigkeit, die dieselbe erhob, brachten sie auf vielerley Gedanken, und liessen ihr nicht mehr Gewalt übrig, als sich in einen Stuhl zu werffen, aus welchem sie augenblicklich auf die Erde, in Ohnmacht sank.

Das

Das ganze Haus gerieth über dieſer Begebenheit in Bewegung, und jedermann war beſchäftigt, der Fremden beyzuſtehn: hauptſächlich aber die Frau vom Hauſe, die in der That von einer liebreichen Gemüthsart war, und vielleicht noch andere beunruhigende Gedanken hatte, als das bloſſe Gefühl von der Menſchlichkeit. Immittelſt fieng Frau Wilſon in einigen Minuten nach den dienlichen Mitteln, wieder an ſich zu erholen. Sie ſahe anfangs mit Beſtürzung umher, indem ſie ſich nicht beſinnen konte, wo ſie war; doch da ſie ſich ſelbſt von ihrer Nebenbuhlerin unterſtützt ſahe, deren Sorgfalt ſie ſo viel zu danken hatte, und die mit dem zärtlichſten Kummer fragte, wie ſie ſich befände, ſo überfiel ſie eine neue Ohnmacht. Sie nahm aber itzt alle Kräfte zuſammen, die ſie noch in ihrer Gewalt hatte, welche nebſt einer Fluth von Thränen, die ihr Erleichterung ſchafte, ſie in den Stand ſetzte, (nachdem ſich die Bedienten wegbegeben,) folgendermaſſen zu ſprechen.

„Madame, ich bin in der That ein unglückliches Frauenzimmer, und dieſen Zufällen unterworfen; doch werde ich niemals wieder Gelegenheit zu Unruhe in dieſem Hauſe geben. Sie ſind eine ſehr liebenswürdige Perſon, und verdienen in dem beſten Ehmann glücklich zu ſeyn. Ich habe auch einen Mann; allein ſeine Neigung iſt von mir gewichen. Er iſt dem Herrn Robert nicht unbekant, ob ich es gleich unglücklicher Weiſe bin. Ich kam, um mich ſeines Rathes und Beyſtandes

zu

zu bedienen; und da ich ihn nicht zu Hause fand, bat ich mir die Erlaubnis aus, seiner Liebsten aufzuwarten, die ich zu sehen und zu sprechen wünschte.„ Mich, Madam! antwortete Frau Robert, mit einiger Bewegung, haben sie etwas von mir gehöret? „Daß sie eben so wären, als ich sie gefunden habe, antwortete die Fremde, und den Herrn Robert mit einem feinen Knaben beglückt hätten. Darf ich ihn sehen, Madame? ich werde ihn seines Vaters wegen lieben.„ Seines Vaters wegen, Madame! antwortete die Frau vom Hause, seines Vaters wegen, sagten sie? ich habe mich also geirret; ich dachte, sie kennten ihn nicht. „Zwar nicht von Person, sagte Frau Wilson, doch kenne ich seinen Charakter; und deswegen werde ich in das liebe Kind ganz verliebt seyn. Wenn es ihnen nicht zuviel Mühe macht, so wünschte ich wohl, daß sie mich ihnen auf diese Art verbindlich machten.

Die Heftigkeit, mit der sie es verlangte, die sie gleich Anfangs überfiel, und der unterdrückte Kummer dieser unbekanten Fremden, verursachten der Frau Robert eine unglaubliche Unruhe. Sie hatte übrigens so viel Gegenwart des Geistes, daß sie selbst nach dem Kinde gieng, um das Betragen der Fremden ohne Zeugen zu bemerken. Frau Wilson nahm es in die Arme, brach in Thränen aus, und sagte, „dieses ist ein süsses Kind, Madame! o daß ich doch einen solchen Knaben gehabt hätte!„ Unter diesen Worten küsste sie

das

das Kind in einem Kampfe von Angſt und Zärtlichkeit, die ſie zu unterdrücken ſuchte, und gab es ihrer Mutter zurück.

Es war ein Glück für dieſe, daß ſie einen Vorwand fand, das Zimmer zu verlaſſen. Sie hatte gehört und geſehn, was ſie vor ſich ſelbſt ſchaudern machte: und erſt nach einigen Minuten, nachdem ſie das Kind ſeiner Amme wiedergegeben, hatte ſie Entſchlieſſung genug, zurückzukehren. Sie ſetzten ſich beyde nieder, und ein melancholiſches Schweigen folgte eine Zeitlang. Endlich fieng Frau Robert alſo an.

„Sie ſind unglücklich, Madam, daß ſie kein Kind haben: der Himmel gebe, daß mir das Meinige nicht Kummer verurſachen möge. Doch ich beſchwöre ſie bey dem guten Herzen, das aus ihnen hervorleuchtet, mich mit ihrer Geſchichte bekant zu machen, vielleicht geht ſie mich an: ich habe ein prophetiſches Herz; dies ſagt mir, daß dem alſo ſey. Doch es mag mich auch koſten, was es wolle, ich mag leben oder ſterben, ſo werde ich gegen ſie gerecht ſeyn.„

Frau Wilſon war von dieſer Grosmuth ſo gerührt, daß ſie ſich ohne Zweifel würde entdeckt haben, wenn nicht ein lautes Pochen an der Thüre, und unmittelbar darauf der Eintritt ihres Mannes in das Zimmer ihr zuvorgekommen wäre.

Er gieng auf ſeine Geliebte mit der gröſſten Freundlichkeit los, als der Anblick ihres Beſuchs

ihn in eine Bildsäule verwandelte, und ihn mit einem unbeschreiblichen Erstaunen durchdrang. Die Augen beyder Frauenzimmer waren auf einmal auf ihn gerichtet, welches seine Verwirrung so vermehrte, daß Frau Wilson, voll Mitleiden über das was er fühlte, und auch ihre Gefährtin zu ermuntern, ihn also anredete. „Ich wundere mich nicht, mein Herr, daß sie jemanden in ihrem Hause sehen, der ihnen ganz unbekant ist; aber ich habe ein Geschäfte mit dem Besitzer desselben, und wenn sie mich ihnen so verbindlich machen, und mich in einem andern Zimmer anhören wollen: so werden dadurch die Gefälligkeiten noch vermehret werden, die mir bereits ihre Gemahlin erwiesen hat.„

Wilson, der sich gar eine andere Art von Bewillkommung von seiner Frau vermuthete, lebte durch ihre Klugheit ganz von neuem wieder auf, daß seine bewegenden Kräfte wieder kamen. Er verlies das Zimmer, und führte sie in den Saal herunter. Sie waren kaum hineingetreten, als sich der Mann in einen Stuhl warf, und seine Augen starr auf die Erde heftete, da seine Frau ihn also anredete:

„Wie ich ihr Geheimniß entdeckt, oder wie sehr mich diese Entdeckung gequält, brauche ich ihnen nicht zu sagen. Es ist ihnen genug zu wissen, daß ich ewig unglücklich bin. Mein Geschäfte mit ihnen ist sehr kurz: Ich habe nur eine einzige Frage an sie zu thun, und alsdenn einen Abschied von ihnen

nen auf ewig in dieser Welt zu nehmen. Sagen sie mir also eben so aufrichtig, als sie es in jenem Leben thun werden, haben sie dieses Frauenzimmer unter einem falschen Vorwande verführt, oder sind sie in dies Verbrechen durch die Versuchungen einer Wollüstigen gefallen?„ Ich will ihnen gleich antworten, sagte Wilson: „doch ich habe auch zuvor an sie eine Frage zu thun? Haben sie mich ihr entdeckt? und weis sie, daß ich itzt mit meiner Frau rede? „Nein, bey meiner Ehre, antwortete sie; ihre Blicke waren so liebenswürdig, und ihr Betragen gegen mich so sanft, daß ich das Herz nicht gehabt habe, ihr einigen Kummer zu verursachen. Sollte sie ja errathen haben, wer ich bin, so müste mich die Angst verrathen haben, in der sie mich sahe, und die ich nicht vor ihr verbergen konte.„ Also haben sie grosmüthig gehandelt, und haben mir endlich die Augen geöffnet zu sehen und sie zu bewundern. Und nun, wenn sie Gedult haben mich zu hören, sollen sie alles wissen.

Er erzählte ihr denn, wie er zuerst dieses Frauenzimmer gefunden, und jeden Umstand, der seit dem geschehen, er endigte mit der Versicherung des gewissen Entschlusses, sie zu verlassen, und unter tausend Versprechungen seiner Frau getreu zu seyn, wenn sie nachdem, was geschehn wäre, grosmüthig einwilligte, ihn wieder als ihren Mann anzunehmen. — „Sie mus einwilligen, schrie Frau Robert, die in diesem Augen-

blicke die Thüre öfnete, und in das Zimmer drang Sie mus einwilligen. Sie sind ihr Ehemann, und können es befehlen. Was mich anbetrift, Madam, sagte sie, und kehrte sich zur Frau Wilson, so soll er mich niemals wieder sehen. Ich habe sie aus Unwissenheit beleidiget, doch werde ich dafür aufs heftigste büssen. Er ist ihr Mann, und sie müssen ihn annehmen. Ich habe zugehöret, was vorgegangen, und ich bitt ietzt hier mein Bitten mit dem Seinen zu vereinigen: daß sie auf ewig glücklich seyn mögen.„

Ich würde nur meine Erzählung zu einem andern Blatte erweitern müssen, wenn ich alles erzählen wollte, was bey dieser Gelegenheit vorgefallen. Wilson war ganz Demuth und Erkäntlichkeit: seine Frau schrie und zweifelte; und die Witwe gelobte eine ewige Trennung an. Und so kurz, als es möglich, zu seyn, die Harmonie des verheyratheten Paares war von diesem Tage an befestiget. Die Witwe wurde auf eine anständige Art versorget, und ihr Kind, auf das Verlangen der Frau Wilson, von dieser in ihrem eigenen Hause erzogen: wo sie am Ende des Jahres so glücklich war, ihn mit einer Schwester zu beschenken, mit welcher er das Vermögen seines Vaters theilen soll. Seine Mutter hat sich auf das Land begeben, und zwey Jahre hernach ist sie an einen sehr würdigen Mann verheyrathet worden, dem sie bey seiner ersten Anwerbung jeden Umstand ihrer Geschichte erzählte. Der Knabe besuch-

besuchte sie alle Jahre, und ist eben ietzt mit seiner Schwester auf einen von diesen Besuchen. Herr **Wilson** ist mit seiner Frau vollkommen glücklich. und hat mir mit seiner eignen Hand diese **Moral** zu seiner Geschichte geschickt:

„Daß, obgleich Klugheit und Grosmuth nicht allezeit zureichend sind, das Herz eines Mannes zu erhalten, doch eine standhafte Beharrlichkeit darinnen, einmal oder das andere, es gewis wieder gewinnen werde.„

Acht und zwanzigstes Stück.

— — Pauci dignoscere possunt
Vera bona, atque illis multum diversa.
Juv.

Es ist eine allgemeine Anmerkung, daß obgleich die Glückseligkeit jedes Menschen Endzweck ist, und man sie insgemein durch die Befriedigung einer herrschenden Leidenschaft zu erhalten sucht, doch wenige scharfsichtig genug sind, den Punkt zu entdecken, der ihnen den lang gesuchten Endzweck verschaffen kan. Man mus sich wundern, daß eine solche angestrengte Bemühung, als die meisten von uns auf die Wartung unsrer Lieblingsneigungen wenden, uns in den wesentlichen Gegenständen unsrer Bemühung so unwissend läßt. Was mich anbetrift, so bin ich stets früh von der Wahrheit dieser Anmerkung überzeugt gewesen, daß ich auch, anstatt dasjenige zu suchen, was zu

meiner eigenen Glückſeligkeit am meiſten beytragen möchte, vielmehr einen groſſen Theil meines Lebens auf die Unterſuchung angewandt, was das Vergnügen anderer am meiſten erweitern könte. Dieſe Wiſſenſchaft habe ich, wie ich mir ſchmeichle, entdeckt, und will ſie ietzt der Welt eröfnen. Ich verlange Aufmerkſamkeit: ich verlange auch, daß die Menſchen glauben ſollen, daß ich beſſer als einer von ihnen verſtehe, was ihnen die Glückſeligkeit ihres Lebens verſichern ſoll. Ich werde ihnen nicht ein ſo groſſes Geheimnis, als die Religion und Tugend iſt, (die ihnen ſchon ſo oft entdeckt worden,) mittheilen: wenig würden mir glauben: wenigere würden auch das Recept verſuchen. Der Philoſophie dieſer Zeit zum Trotz, zum Trotz der Ernſthaftigkeit meines Charakters und der Beſcheidenheit, die ich bisher ſo heilig beobachtet habe, muß ich nur meine Gedanken geſtehen, daß das ſinnliche Vergnügen der Liebe die groſſe Herzſtärkung des Lebens, und das ewige Mittel iſt, die Qualen unſrer eignen Leidenſchaften zu unterdrücken, oder die Ungerechtigkeiten und Beleidigungen, die wir von andern erdulden, zu ertragen.

„Vortreflich! (wird man ſagen,) iſt dieſes deine wunderbare Entdeckung? iſt dieſes das Arkanum, das der Einſicht aller Nachforſcher in allen Zeitaltern entwiſchet iſt? Was iſt ſonſt für eine andre Lehre von den allerſinnlichſten Philoſophen gelehret worden? War dieſes nicht der Text zu den Reden des Epikurs? War dieſes nicht die Theo-

rie

e und Praxis des geübten Alcibiades? Was thielten die Lehren des weisen Lord Rocheſter, der des Miſſionarien Saint-Evremont nders? „ Es iſt andem, und tauſend andre Stifter von Sekten, ja ſelbſt von Ordensbrüdern, haben eben dieſelben Grundſätze gelehrt — der wenigſtens ausgeübt. Aber ich verlange eine olche Läuterung in das Syſtem der Sinnlichkeit einzuführen, die mir die Ehre der Entdeckung allein zueignen mus, und dieſe geringen Philoſophen weit hinter mir zu laſſen, die, (wenn ſie ja meine Vorgänger waren,) blos die Welt auf Abwege führten.

Höret alſo mit einem Wort den geheimnisvollen Unterricht! **Junge Mädchen** ſind gar **nicht** die eigentlichen Gegenſtände der ſinnlichen Liebe: es iſt die **Matrone**, die **graue Schöne**, die uns die Glückſeligkeit verſchaffen, mittheilen und verſichern kan. Ich kan tauſend Urſachen anführen, meinen Grundſatz zu befeſtigen, als, die Unbeſtändigkeit der Jugend, den Eigenſinn der Schönheit und ihren vorübergehenden Zuſtand, die Eiferſucht bey Nebenbuhlern, die Hinderniſſe des Wochenbettes, die wichtigen Abrufungen des Anputzes, und die unendlichen Beſchäftigungen artiger Frauenzimmer, die ihre Empfindung in Gefahr ſetzen oder zu ſehr theilen, als daß ſie beſtändig auf den getreuen Liebhaber könten geheftet ſeyn und von denen keine die Neigungen der dankbaren zärtlichen, aufmerkſamen Matrone beſtreitet.

Doch da ein Exempel tausend Gründe überwieget, so will ich meinen Entwurf dadurch empfehlungswürdig machen, daß ich auf die ausnehmende Glückseligkeit derjenigen führe, die solche vorsichtige Helden begleitet hat, die, wie die Jahrbücher der Liebe erzählen, ihre Herzen alten Reliquienkästen aufgeopfert haben, und ich werde aus dem Vorzuge deutlich beweisen, daß verschiedne Damen in der Blüte ihrer **Runzeln** dauerhaftere und hellere Flammen erreget haben, als die grössten Schönheiten, die kaum ihr dreyzehntes Jahr aus dem Gesichte verlohren. Die schönen jungen Geschöpfe der gegenwärtigen Zeit werden einem Vorzuge vergeben, der die Frucht eines tiefen Nachdendenkens, einer grossen Belesenheit und einer genauen Unpartheilichkeit ist, wenn sie überlegen, daß sie es kaum dahin bringen werden, über ein Dutzend Jahre jung zu seyn, da sie vielleicht auf 50 bis 60 Jahr alt seyn können. Und sie dürfen mir glauben, daß sie einen einzigen Liebhaber nach vierzig Jahren höher halten werden, als jetzt zwanzig: eine Empfindung der Glückseligkeit, die, wie sie finden werden, destomehr wächst, je weiter sie in Jahren fortgehen. Ich kan nicht anders als mit Vergnügen bemerken, daß der Gesetzgeber mit meiner Art zu denken übereinzustimmen scheint, und sehr weislich verordnet, daß junge Frauenzimmer sich nicht so zeitig in die Banden der Liebe begeben sollen, wenn sie noch nachzudenken und alle die ernsthaften Pflichten, die zu einer Vereinigung der Herzen gehören, zu erfüllen unfähig sind. Ein

Gedanke

Gedanke, welchen unſere Herzen gewis allezeit vor Augen gehabt haben; denn woferne nicht unſerer Natur eine ſo heftige Neigung gegen die Liebe ältlicher Frauenzimmer eingepflanzet wäre, warum würde das erſte Verbot in der Tafel der Blutsfreundſchaft einem Manne verbieten, ſeine Grosmutter zu heyrathen?

Die erſte Heldin, von der wir leſen, daß ihre Reizungen wider die Ungemächlichkeiten der Zeit aushielten, war die unvergleichliche Sara. Ich denke, die allermäſigſten Berechnungen machen ſie neunzig Jahr alt, da der wollüſtige Monarch Abimelech ihre Tugend untergraben wollte. Doch da ohne Zweifel die genaue Beobachtung dieſer Tugend die groſſe Urſache von ihrer fortdauernden Schönheit war, und da die Strenge derſelben ſie mehr zu einer Ausnahme meiner Lehre, als zu einem Gegenſtande derſelben macht: ſo will ich von dieſer Dame nichts mehr ſagen.

Helena, die ſchöne Helena, wenn man anders den klaſſiſchen Pfarrregiſtern trauen darf, war ſechszig Jahr, als Paris ſie entführte; und obgleich der Krieg nachdem noch zehn Jahre dauerte, ſo giebt doch Monſieur Homer, der ihren Roman ſchrieb, nicht den geringſten Verdacht, als ob der junge verliebte Prinz den geringſten Abfall ſeiner Leidenſchaft oder ein Symptom der Unbeſtändigkeit gezeiget hätte; eine Treue, die, aller Wahrſcheinlichkeit nach, wenigſtens eben ſo ſehr der

seiner ehrwürdigen Gebieterin weg, wenn sie mit der Brille an ihrer Arbeit sas. Wenn **Ludwig der Grosse**, kein Kenner der Wolluſt war, wer wird wohl sonſt darauf Anſpruch machen können? War er es aber, zu welchen Alters Ausſchlag gab er wohl den goldnen Apfel?

Ich will mein Verzeichnis von alten Gebieterinnen mit der berühmten **Ninon L'enclos** ſchlieſſen, einem Frauenzimmer, deren Leben allein ſchon zureicht, meinen Grundſatz in ſeiner ganzen Stärke zu zeigen. Ich will nichts von den zahlreichen Eroberungen in der erſten Hälfte ihrer Jahre ſagen: ſie hatte Witz, Jugend und Schönheit, drey Ingredienzen, die allezeit einfältige Liebhaber anziehen werden. Nicht eher, als bis nach ihrem ſechs und funfzigſten Jahre fieng ſich ihr höheres Verdienſt an zu unterſcheiden: und von dieſem bis in ihr neunzigſtes Jahr, nahm ſie in den wirklichen Künſten und Reizungen ie mehr und mehr zu. Wie unglücklich bin ich, daß ſie nicht einige wenige Jahre länger gelebt, daß ich Gelegenheit gehabt hätte, ihre Ketten zu tragen. Sie war eben ſechs und funfzig Jahr alt, als der Chevalier de **Villiers** ein natürlicher Sohn, den ſie von dem Marquis von **Gerſey** gehabt, in Paris aus den Provinzen kam, wo er, ohne ſeine wahren Aeltern kennen zu lernen, war erzogen worden. Er ſahe ſeine Mutter: er wurde in ſie verliebt. Der Wachsthum und die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft verurſachten der zärtlichen Matrone die gröſſten Unruhen.

Unruhen. Endlich, da nichts, als die Entdeckung der Wahrheit dem Ungeſtüme ſeiner Verſuchungen, wie ſie glaubte, Einhalt thun konte, führte ſie ihn in ihr Schlafzimmer. — Hier werden meine Leſer ſich leicht die Entzückungen eines jungen Liebhabers vorſtellen können, der eben auf dem Rande ſeiner Glückſeligkeit mit einer reizenden Gebieterinn von ſechszig Jahren ſteht. Der verliebte Jüngling würde ſeine Unternehmungen weiter getrieben haben; ſie ſties ihn aber zurück, wies auf eine Uhr, und ſagte. „Raſcher Jüngling, da ſiehe! um dieſe Stunde vor zwey und zwanzig Jahren, ward ich von dir ſelbſt in dieſem Bette entbunden!„ Es iſt eine gewiſſe Geſchichte, daß der unglückliche beſchämte Jüngling in den Garten floh und in ſeinen Degen fiel. Dieſer Zufall hätte bey einer Haare die Welt der vollkommenſten Gebieterin beraubet, die jemals die Cytheriſchen Jahrbücher geſchmücket hat. Es verfloſſen über zwanzig Jahr, ehe die betrübte Mutter die Seufzer einer zärtlichern Art anhören wollte. Endlich drang der galante Abbe de **Gedoyn** auf ein verliebtes Rendezvous, und erhielt es auch. Er kam und fand die reizende **Ninon**, auf einem Bette, wie die Grosmutter der Liebesgötter, in dem allergalanteſten Nachtkleide liegen; und was noch das erfreulichſte war, geneigt, ſeine äuſſerſte Wünſche zu erfüllen. Nach den reizendeſten Liebkoſungen, fragte er ſie — doch mit der gröſſten Ehrfurcht, warum ſie die Erfüllung ſeiner Glückſeeligkeit, ſo lange aufgeſchoben? „Ich mus es geſtehen, ſagte

ſie

ſie, es kömt von einem Reſte Eitelkeit. Ich gieng darauf um, einen Liebhaber zu haben, wenn ich ſchon aus den ſiebenzigern wär, und erſt geſtern bin ich volle achtzig Jahre geworden.„

Wir hoffen uns unſren Leſern gefällig zu machen, wenn wir mehr halten, als wir ihnen im Anfang verſprochen haben, und dieſen drey Stücken, noch das ſieben und ſechszigſte, welches vom **Geſchmack** handelt, beyfügen.

Sieben und ſechszigſtes Stück.

An Herrn Fitz-Adam.

Mein Herr,

Der ganze feinre Theil der Menſchen ſucht eine Ehre darinnen, für Leute von **Geſchmack** gehalten zu werden.

Dieſes iſt gegenwärtig eine allgemeine Leidenſchaft, aber das Unglück iſt, daß wir, wie Jäger, die ihren Haſen verliehren und Caninchen aufjagen, die ſie über Zaun und Mauern führen, wo ihre Pferde die Beine brechen, und ihre Reuter abwerfen, auch in Anſehung des **Geſchmacks**, häufig Leute einer falſchen Spur mit eben ſo vieler Hitze folgen ſehen, als ſie den eigentlichen Gegenſtand einer Jagd würden verfolget haben, und noch dazu weit gröſſern Schaden.

Unter den verſchiedenen Materien, die ſchon die Genies der neuern Schriftſteller beſchäftiget haben, ſcheint es am ſchwerſten geweſen zu ſeyn, über den Geſchmack etwas abzuhandeln; denn die allermeiſten haben ſich ſelbſt verlohren, in dem ſie

seiner Quelle nachgehen wollen. In der That haben sie uns in Ansehung seines Ursprungs überhaupt, auf die feinern und nachahmenden Künste gewiesen, da doch diese vielmehr ihre Kinder, als ihre Aeltern, sind. Vielleicht ist ihr Irrthum bey der Abhandlung einer so kitzlichen Materie von der grossen Aehnlichkeit entstanden, den der **falsche Geschmack** mit dem **wahren** hat, und welche übereilte und aufmerksame Beobachter eben so schwer unterscheiden können, als uns auf einen flüchtigen Blick der Unterschied zwischen Pinschbeck und Golde scheint. Zu dem Ende aber, damit die Begriffe unserer Leute von Geschmacke über diesen wichtigen Artikel richtig werden mögen, glaube ich behaupten zu können, daß es vor allen Dingen nöthig sey, daß diejenigen die einen **richtigen Geschmack** zu erhalten wünschen, ihre Gemüther durch eine frühe Bestrebung und Liebe zur moralischen Ordnung Reinlichkeit, und allen den vernünftigen Schönheiten einer guten und wohleingerichten Aufführung zu bereiten.

Ein **richtiger Geschmack** scheint so wie eine gute Art im Betragen die leichteste Sache von der Welt zu seyn, die man erhalten kan: allein wo er nicht freywillig wächst, da ist er eine Pflanze, die sehr schwer zu warten ist. Er mus auf ein Beet jungfräulicher Empfindungen gesäet, und von jedem Unkraute vollkommen rein gehalten werden, damit es nicht dieselben überwachse, und im Wachsthume hindern möge. Man hat lange, doch mit Unrecht, sie für ausländisch gehalten: aber die Erfahrung

fahrung hat uns überzeuget, daß sie die Kälte unsrer nördlichsten Provinzen ertragen kann. Ich könte Proben, diesen Satz zu bestätigen, aus jedem Striche in Grosbrittannien und Irland anführen.

Das thörichtste ist, daß jederman sich selbst das Vermögen zutrauet, in dieser göttlichen Vollkommenheit den höchsten Grad zu erreichen: aber die Natur hat ihre Geschenke so verschwenderisch nicht ausgetheilet. Es ist nur eine Sonne unsre Erde zu erleuchten, da der Sterne, die mit einem geringern Glanze blinken, eine unzählbare Menge ist. Also sind auch die grossen Genies, die die vollkommensten Muster eines richtigen Geschmackes sind, ungemein selten, da tausend täglich sich selbst durch vergebne und ungeschickte Nachahmungen verderben und lächerlich machen.

Vielleicht möchte die Bemühung in einer einzelnen Art von feiner Wissenschaft einen **Geschmack** zu erhalten, nicht ganz fruchtlos seyn: aber dies ist nur abgeschmackt, daß man einen allgemeinen **Geschmack** zu erhalten glaubt. Dieses wird am besten daraus erhellen, wenn wir anmerken, was für eine Menge, selbst in der eingeschränktesten Bestrebung nach dieser schweren Vollkommenheit, irre gehn. Einige suchen diese eigensinnige Geliebte in Büchern und Studiren: andere verfolgen sie durch Frankreich, durch Italien, ja sogar durch Spanien: und nach allen ihren ihren Arbeiten haben wir sie oft Pedanterey

und

und Kinderpossen mit Entzückungen, die man allein dem **Geschmack** schuldig ist, lächerlich umarmen sehen. Eben so geht es vielen betrogenen Reisenden in dem Felde der Galanterie; sie genieſſen eingebildete Vertraulichkeiten bey Damen von dem ersten Range, deren Nahmen liederliche Weibsbilder angenommen, um den eitlen, unwiſſenden und unwachsamen Thoren zu betrügen.

Man glaubt die Bona Dea der Römer sey nichts anders, als die Göttin des Geschmacks. Nur Frauenzimmer wurden zu ihren Geheimniſſen hinzugelaſſen. In der That scheint die natürlich wenigere Delikatesse des stärkern Geschlechts dieſe Meynung zu bestätigen, da Frauenzimmer überhaupt feinere und ausgesuchtere Empfindungen, als Mannspersonen haben: und da eine genaue Bekantschaft mit den Tugenden und Reitzungen dieſes liebenswürdigſten Theils unſrer Gattung die wesentlichſte Beſchaffenheit eines Mannes vom **Geſchmack** ausmachet. Wer hat in der That jemals einen bloſſen Soldaten, einen bloſſen Staatsmann, einen bloſſen Gelehrten gekant, der zugleich ein Mann von **Geſchmack** war?

Sollten wir dem **Geſchmack** einen Tempel aufrichten, so müſte jede **Wiſſenſchaft** einen Pfeiler darzu hergeben, jeder **Tugend** ſollte darinnen ein Altar gewidmet seyn, und den drey **Grazien** ſollte das hohe Prieſterthum anvertraut seyn.

Wir sehen täglich Prätendenten auf diese Eigenschaft, die sich bemühen, dieselbe in einer Parade von Kleidung und Equipage auszulegen; allein diese können leider nichts als einen Stutzer hervorbringen. Wir sehen andere sich für Kenner des Geschmacks unter Karten und Würfeln ausgeben: aber diese können nichts bessers, als einen Spieler schaffen. Andere in liederlichen Häusern, die blosse Schwelger formiren. Andere jagen darnach bey dem Pferderennen auf den New-Market: andere haben in King's Arms sich dieselben ertrinken wollen. Die erstern aber haben zu ihrer grossen Verwunderung blos den Titel guter Pferdeknechte, und die letztern das Lob lustiger Brüder erhalten. Es giebt andere, die in schriftlichen Ausarbeitungen darnach streben, und aufs höchste den Charakter sich eindringender Schriftsteller erhalten.

Uebrigens hat doch diese allgemeine Bestrebung nach Geschmack seine Vortheile. Diese Menge, die ihm da nachspüret, wo er doch niemals zu finden ist, dienet zum wenigsten zu so viel Merkmalen, die uns lehren, was wir vermeiden müssen, wenn wir nicht eben denselben unglücklichen Lauf nehmen wollen.

Auch dieses ist eine ausgemachte Wahrheit, daß ein Haus mit feinen Gemählden angefüllet, Tische mit schönen silbernen oder goldenen Gefässen besetzt, eine glänzende Equipage mit allen den Heyducken, Pagen und Bedienten, die sie begleiten,

dem Beſitzer gar nicht das Recht verſchaffen, ein Mann von Geſchmack genennet zu werden; ſie bringen denenjenigen blos Verdrus oder Verachtung, deren Rang und Vermögen einer ſolchen Prahlerey nicht gleich ſind. Ich habe ſogar das Herz zu ſagen, ungeachtet einige von unſern Leſern mich für einen ungeſchickten Vandalen halten werden, daß der beſte Beweis, den ein Mann von ſeinem Geſchmack geben kan, dieſer iſt, wenn er zeiget, daß er viel zu viel Delikateſſe hat, als an irgend einer Sache einen Geſchmack zu finden, die ſo niedrig und klein iſt, daß man überflüſſige Dinge, auf eines andern Koſten, oder mit ſeinem eigenen Verderben, ſich anſchaffet. Zum wenigſten wird die ruhige Zufriedenheit eines Herzens, das vorſichtig ſeine Ausgaben abmiſſt, und ſeine Begierden in den Cirkel ſeiner jährlichen Einkünfte einſchränkt, von einer wohlgeordneten Gemüthsbeſchaffenheit erzeuget, ohne welche es unmöglich iſt, den Charakter eines Mannes von einem gereinigten Geſchmack zu verdienen.

Es iſt gewis, daß derjenige die Richtigkeit ſeines Geſchmacks am beſten entdecket, der am beſten weis, wie er die gründlichſte und dauerhafteſte Glückſeligkeit ſuchen, und ſich derſelben verſichern kan. Wo ſollen wir ſie aber, mit mehr Wahrſcheinlichkeit, ſie zu finden, aufſuchen, als in der Mäſſigkeit und Zufriedenheit des Gemüths und in den geſelligen und häuslichen Freuden? Sind nicht dieſes die erſten und weſentlichſten Ge-

genſtände des Geſchmacks? Gewis ſie ſind es: und wenn ein Mann einmal dieſe erlangt, ſo kan er, wenn Glück und Natur ihm dazu die wahren Eigenſchaften gegeben haben, ſich in einen mehr ausgebreiteten Bezirk begeben, und ſein Genie in einem weitern Cirkel entwickeln.

Doch ich fürchte, es wird ſchwer halten, die jungen Herren von der itzigen Welt, die gern einen beſondern Charakter von Geſchmack aufrichten möchten, zu bereden, daß ſie auf einem ſo langſamen und regelmäſigen Wege darzu gelangen ſollen. Sie ſcheinen überhaupt von einer Art epiſcher Raſerey beſeſſen zu ſeyn, und wollen gleich auf einmal ſich mitten in die Dinge eindrängen. Aber vielleicht ſind Sie mein Herr Fitz-Adam, im Stande, ihre Aufmerkſamkeit entweder durch vernünftige oder lächerliche Vorſtellungen zu den vorhergehenden Schritten zurück zu rufen, ſie zu überreden, daß ſie erſt gehen lernen, ehe ſie es verſuchen zu laufen: ſie zu überzeugen, daß die Verſchwendung in Gebäuden, in Gartenzierrathen, in Equipage und Kleidung zu nichts anders dienet als ihre Einbildungskraft verwirrt zu machen, und ihnen einen allgemeinen Ekel über ſich ſelbſt und über alles, was um ſie her iſt, beyzubringen.

Man darf ſich übrigens keinesweges wundern, daß dieſer Charakter des Geſchmacks ſo allgemein geſucht wird: da der wahre Geſchmack ohne Zweifel der höchſte Grad der Vollkommenheit

heit iſt, welchen die menſchliche Natur, in dieſen ihrem Stand der Schwachheit, möglicher Weiſe erreichen kan. Ein Mann, der mit dieſer Eigenſchaft begabt iſt, beſitzt alle ſeine Sinnen, auf eine Art, die am beſten den Eindruck jeder wahren Vergnügungen, welche die Vorſehung mit freygebiger Hand zur Freude ſeiner Geſchöpfe verſtreuet hat, anzunehmen geſchickt iſt. Nichts hat eine innerliche Schönheit, das ihm nicht auch ein beſtändiges Entzücken verſchaffen ſollte: ſo wie alles, was übelgeſtaltet und häslich iſt, ihm Ekel und Abſcheu verurſachet. Das iſt mit einem Worte, die Zugänge zu ſeiner Seele ſind blos dieſen Freuden offen, die den Pasport der Wahrheit und der Vernunft mit bringen.

Philaletes iſt ein Mann von **Geſchmack** nach demjenigen Begriffe, den ich von dieſer Eigenſchaft gegeben habe. Empfindung ſo wohl als Grundſatz haben in ſeine Aufführung einen Einflus: und wenn er noch ſo ſicher wäre etwas geheim und ungeſtraft thun zu können, ſo würde es ihm doch eben ſo unmöglich ſeyn, eine kleine und niederträchtige Handlung zu begehen, als in ſeine vortrefliche Sammlung von Mahlerey und Bildhauerkunſt eine elende Arbeit zuzulaſſen. Sein richtiger Geſchmack in den ſchönen Künſten, und ſeine ausnehmende Delikateſſe in der moraliſchen Aufführung ſind ein und eben dieſelbe Empfindung, die ſich nur in den verſchiedenen Gegenſtänden äuſert: eine Liebe zur Schön-

heit, Ordnung und Reinigkeit, die sich auf alle intellectualische und sichtbare Darstellungen erstreckt. Auf diese Weise ist sich **Philaletes** in jedem Theile seines Charackters gleich. Man sieht an ihm eben dieselbe feine und edle Einfalt, eben dieselbe gezüchtigte und richtige Art zu denken, die man in seiner Kleidung, in seiner Equipage, in seiner Ausmeublirung, in seinen Gärten und in seinen Handlungen findet.

Wie sehr ist nicht **Micio** vom **Philaletes** unterschieden! Doch will **Micio** für einen Mann von **Geschmack** gehalten seyn. Aber das Unglück ist, er hat dafür kein Herz. Ich sage: kein Herz, so seltsam auch dieser Ausdruck klingen mag. Denn so, wie ein berühmter Alter einen Redner definirt hat, daß er ein vir bonus dicendi peritus sey, so mus auch ich darauf bestehen, daß ein gutes Herz ein wesentliches Ingredient ist, einen guten Geschmack zu bilden. Wenn ich also den **Micio** sehe, wie er seine Gesundheit und Stärke in liederlichen Umarmungen und mitternächtlichen Schwelgereyen verschwendet: wenn ich sehe, wie er eine ganze Nacht am Spieltische dasjenige wegwirft, was er den nächsten Morgen dem gerechten Schreyen seiner beleidigten Arbeiter versagen mus: so wundere ich mich am allerwenigsten über seine in Figuren geschnittenen Bäume, seine unnatürlichen Terrassen, seine französische *Treillage*, seine niederländische Parterres, seine

ne Chineſiſchen Glocken, und ſeine komödiantenmäſſige Equipage.

Kurz: obgleich nicht jedermann zu der Vollkommenheit dieſer Eigenſchaft gelangen kan; ſo mus er doch nothwendig genugſam unterrichtet ſeyn, um nicht in ſeinem Urtheile, wenn andere darauf einen Anſpruch machen, betrogen zu werden. Zu dieſer Abſicht kan er folgende wenige Fragen mit einem beſondern Vortheile anwenden. Iſt der, der einen Anſpruch auf den Geſchmack macht, ſtolz? Iſt er ein Phantaſt? Iſt er ein Verſchwender? Iſt er ein Spieler? Iſt er ein Verläumder? Iſt er ein Trunkenbold? Iſt er ein ſchlimmer Nachbar? ein heuchliſcher Patriot? oder ein falſcher Freund? Durch dieſen kurzen Catechismus würde jeder junge Menſch, und wenn er auch noch ſo wenig Fähigkeit hätte, beſtimmen können, wer nicht ein Mann von Geſchmack iſt.

Ich bin ꝛc.

J. T.

II.

Four Letters concerning the ſtudy, of the Hebrew Scriptures, 8 London 1755.

Der Verfaſſer gegenwärtiger Briefe hat ſeinem wahren Nahmen nach, unbekant bleiben wollen und er würde ſeine Arbeit, die er eigentlich zum Beſten eines in Oxford ſtudirenden jungen Herrns unternommen hatte, nicht durch den Druck gemeiner gemacht haben, wenn nicht die Vorſtellungen ſeines Freundes ihn dazu ermuntert hätten. Vielleicht würde die gelehrte Welt nichts dabey verloren haben, wenn es dem Verfaſſer gefallen hätte, etwas unempfindlicher gegen die Lobſprüche ſeines Freundes zu ſeyn, und dieſe Briefe ſelbſt, ſo wie ſeinen Nahmen, zu unterdrücken. Wir wollen unterdeſſen unſern Leſern den Inhalt derſelben anzeigen, weil der Urheber ſich zu einer Sekte bekennet, die in Engelland ſeit einiger Zeit viel Aufſehen, wegen ihrer abentheuerlichen Einfälle, gemacht hat. Es iſt nämlich nicht allzulange, daß ein gewiſſer Hutchinſon, den wir weiter nicht, als dem Nahmen nach, und aus einer ſeiner Schriften kennen, eine geheimnisvolle hebräiſche Sprachlehre erfunden hat. *Hebrew Writings perfect*, dieſes iſt der Titel desjenigen Werks, in welchem er ſeinen Landsleuten zuerſt ſeine Erfindungen mittheilte. Er verwirft darinnen die Erklärungsart derer, die die dunkeln und verworrenen Stellen des A. T. aus den verſchiednen Ueberſetzungen deſſelben und

den

den Reichthümern der arabiſchen Sprache zu erläutern ſuchen. Noch weit heftiger ſpottet er über diejenigen, die aus den Schriften der jüdiſchen Lehrer ſich Raths erholen und am allerbitterſten ſind die Vorwürfe, die er dem verſtorbenen Schultens macht, der, wie bekant iſt, auf eine ungemein glückliche Weiſe die hebräiſche Sprache mit der arabiſchen zu verbinden, und jene aus dieſer in ein helleres Licht zu ſetzen, ſich bemühte. Nach einen ſo fürchterlichen Eingange preiſt Herr Hutchinſon ſeine eigne Methode an, die wir für allzulächerlich halten, als daß wir glauben ſollten, es könne dieſelbe von einem vernünftigen Leſer gebilliget werden. „Da die Sprache des A. T. (ſo ſchlieſſt Herr Hutchinſon,) Gott ſelbſt zum Urheber hat, ſo darf dieſelbe mit keiner andern in Vergleichung geſetzt, geſchweige vermittelſt einer fremden erkläret werden: Es iſt vielmehr auſſer allem Streit, daß die beſte Art dieſelbe zu erlernen dieſe ſey, wenn man auf die Bedeutung der Stammwörter Achtung giebt. Denn ſo kan es alsdenn nicht ſchwer ſeyn, die Nebenbedeutung eines Wortes, das von dieſem oder jenem Stammworte hergeleitet wird, zu erforſchen. Und da Gott ſelbſt dieſe Sprache für die geſchickteſte gehalten hat, in welcher er mit den Menſchen redete, ſo folget daraus ferner, daß man allenthalben Geheimniſſe ſuchen müſſe.„ Herr Hutchinſon, der vermuthlich eine ſehr ausſchweifende Einbildung beſitzt, hat auch wirklich unzählige Geheimniſſe in hebräiſchen Wörtern gefunden, und ſeiner Meinung nach, kan man aus den

Nahmen *Cherubim*, *Elohim*, *Berith*, die Hauptwahrheiten, der christlichen Religion erlernen. Dieses ist kürzlich das System dieses neuaufgestandenen hebräischen Sprachlehrers und unsre Leser werden sich vermuthlich nicht wundern, wenn wir ihnen sagen, daß Herr **Hutchinson** seiner Erfindung wegen, viel Anfechtung, von den Lehrern auf der Oxfordischen hohen Schule hat erdulten müssen, die ihn *hominem sine litteris, sine arte, sine acumine vllo*, und seine Anhänger *cabbalists, mysticks, typicks*, u. s. w. zu nennen pflegen. Um so viel mehr ist es zu verwundern, daß der Verfasser dieser Briefe, sich die Mühe hat geben können, diesen hebräischen Sprach-Enthusiasmum zu vertheidigen, oder besser zu reden, daß er so wenig Zärtlichkeit, für seinen in Oxford studirenden Freund, an welchen diese Briefe hauptsächlich gerichtet sind, besitzt, und ihn selbst zu einen Enthusiasten machen will. Ob ihn sein Vorhaben gelungen sey, wissen wir nicht, unterdessen scheinen uns die Gründe, mit welchen er die Lehrart des Herrn **Hutchinsons** zu unterstützen sucht, so schwach und elend zu seyn, daß wir glauben können, der junge Mensch werde an diesem Sauerteig keinen Geschmack gefunden haben. Unsere Leser werden ein gleiches urtheilen müssen, wenn wir ihnen jetzo den Inhalt dieser Briefe mittheilen werden.

In den drey ersten, sucht der Verfasser durch scheinbare Gründe darzuthun, daß weder die Uebersetzung der siebenzig Dollmetscher, noch die Erklä-

Erklärungen der Rabbinen, noch auch die arabiſche Sprache die richtigen Auslegungsmittel des hebräiſchen Textes A. T. wären. Wir bemerken überhaupt in dem Beweiſe, den der Verfaſſer führt, dieſen Fehler, daß er dieſe drey Qvellen, aus welchen man zu allen Zeiten, den richtigen Verſtand der Schriften des A. T. herzuleiten ſich bemühet hat, einzeln und nicht in ihrer Verbindung betrachtet. Wenn hat jemals ein verſtändiger Schriftausleger behauptet, daß man eines von dieſen Hülfsmitteln, allein ohne Zuziehung, der beyden andern, gebrauchen müſſe? wer allein aus den Ueberſetzungen, oder aus den Schriften der jüdiſchen Lehrer, oder endlich vermittelſt der arabiſchen Sprache, den hebräiſchen Text erläutern will, der kan unſtreitig leicht des rechten Weges verfehlen. Allein, wer dieſe drey Arten der Auslegung, mit einander verbindet und richtig anwendet, von dem kan man ſich allezeit viel verſprechen. Das Gegentheil hätte der Verfaſſer darthun ſollen, allein, da dieſer Beweis nur mit allzuvielen Schwierigkeiten verbunden iſt, ſo war nichts natürlicher, als daß derſelbe ganz übergangen wurde. Allein, auch dasjenige, was der Verfaſſer insbeſondere zum Nachtheil eines jedweden von dieſen Erklärungsmitteln ſagt, iſt von geringer Wichtigkeit.

In dem erſten Briefe, werden die Ueberſetzungen des A. T. verworfen, und insbeſondre das Anſehen der griechiſchen Ueberſetzung für nichtig erkläret, weil man von der Beſchaffenheit derſelben

ben aus Mangel der Urkunden nichts gewisses behaupten könne. Die Zeit, wenn diese Uebersetzung verfertiget worden, den Verfasser derselben, die Sorgfalt, mit welcher dieselbe verfertiget worden, alles ist ungewis, also ist der Gebrauch derselben nichtig. Wir können uns nicht überwinden diesen Schlus zu billigen; unsere Leser vielleicht eben so wenig.

In dem andern Briefe fährt dieser Anhänger Hutchinsons fort, die Rabbinen und ihre Auslegungsschriften, als eben so unrichtige Hülfsmittel bey der Erlernung der hebräischen Sprache zu verwerfen. Wir können nicht läugnen, daß wir selbst den Nutzen für gering halten, den man aus den Schriften der jüdischen Lehrer schöpfen kan. Nur tadeln wir den Beweis, dessen sich der Verfasser bedienet. Weil die Juden zu allen Zeiten Feinde der Christen, und der christlichen Religion gewesen sind, also darf man aus ihren Schriften sich nicht Raths erholen, also darf man die Erläuterung dieses oder jenem dunkeln Wortes aus ihren grammaticalischen Anweisungen nicht hernehmen. Wer hat jemals also geschlossen und wer erinnert sich nicht des bekanten Sprichwortes: Fas est & ab hoste doceri?

Allein wir könten den Verfasser eine solche Schwachheit ganz wohl verzeihen, wenn wir nicht eine dergleichen Art zu schliessen, durchgängig anträfen, und daher auf die Gedanken gerathen

müsten,

müſten, er habe mit Fleis eine richtige Denkungsart bey dieſer Gelegenheit verläugnet. Denn alles was er in dem folgenden dritten Briefe, von den geringen Nutzen der arabiſchen Sprache vorbringt, iſt nicht weniger ungewis und unrichtig. Der Verfaſſer ſagt nichts weiter, als was ſchon unzählichemal geſagt und eben ſo oft beantwortet worden. Ein Beweis von der Unzulänglichkeit dieſer Sprache bey der Erklärung des hebräiſchen Textes iſt dem Verfaſſer eigen, wenigſtens erinnern wir uns nicht, denſelben anderwärts geleſen zu haben. Er ſagt nämlich, weil die arabiſche Sprache ungemein ſchwer ſey, und daher nur wenige geſchickt ſeyn möchten, dieſelben gründlich zu erlernen, ſo könne dieſelbe unmöglich das rechte Hülfsmittel ſeyn, die hebräiſche Sprache zu erläutern, weil wir ſonſt nur gar zu wenige groſſe Schriftausleger haben würden.

Noch weit gefährlicher ſcheint uns dasjenige, was kurz darauf folgt. Wenn ja noch dieſe Sprache von einigen Nutzen ſeyn ſollte, (wir bedienen uns der eignen Worte des Verfaſſers,) ſo iſt derſelbe doch ſehr gering, weil die Zahl der απαξ λεγομενων die in der heiligen Schrift vorkommen, lange nicht ſo gros iſt, als man ſich einbildet, und der Verſtand dieſer Wörter ſelbſt nicht ſo nothwendig, als man uns überreden will. So lange der klügſte Theil glauben wird, daß in der heiligen Schrift alles gros und erhaben iſt, nichts, das nicht würdig wäre, mit Fleis und Eifer erforſchet

schet zu werden, so lange wird man diese Sprache in welcher wir den Verfasser redend eingeführet haben, für profan und ungöttlich halten müssen. So sind nun die Beweise beschaffen, die man in den drey ersten Briefen lieset, und welche wider die Richtigkeit der bisher üblichen Erklärungsarten des A. T. geführet worden.

In dem vierten, welcher der letzte ist, sucht der Verfasser die neue Lehrart des Herrn Hutchinsons, von den Einwürfen, die man darwider gemacht hat, zu befreyen. Es ist schwer einen ordentlichen Auszug aus einer Schrift zu machen, in welcher die Beweise, in einem so schlechten Zusammenhange vorgetragen werden, als hier geschieht. Und überhaupt werden unsre Leser schon aus den Beweisen, die wir von der Denkungsart des Verfassers gegeben haben, einen richtigen Schlus auf diese Vertheidigung selbst machen können, die überdieses, wenn sie auch noch so gut gerathen wäre, einem so lächerlichen System, als das Hutchinsonische ist, wenig Beyfall verschaffen würde.

111.

The pleaſures of imagination a poem, in three books, by Dr. *Akenſide*. London 1754.

Es giebt in der menſchlichen Natur gewiſſe Kräfte, welche, zwiſchen den Gliedmaſſen des körperlichen Gefühls und dem Vermögen der moraliſchen Empfindung, innen zu ſtehen ſcheinen. Man hat ſie, mit einem allgemeinen Nahmen, **die Kräfte der Einbildung**, genennet. Gleich dem äuſſerlichen Gefühl, beziehen ſie ſich auf Materie und Bewegung; und zu gleicher Zeit bringen ſie der Seele Begriffe zu, welche mit den Begriffen des moraliſchen Beyfalls und Misfallens, übereinkommen. Da die Vergnügungen, welche wir durch ſie erlangen, die ausgeſuchteſten ſind, die wir kennen: ſo hat es ſich natürlicher Weiſe zugetragen, daß Leute von lebhaftem Temperament auf Mittel gedacht haben, die angenehmen Empfindungen, welche dieſe Kräfte gewähren, zurückzurufen, ohne daß ſie die Gegenwart der Gegenſtände, von welchen dieſelben ihren Urſprung hatten, dabey nöthig haben. Hieraus ſind die nachahmenden Künſte entſtanden, deren einige, als die Malerey und Bildhauerkunſt, die äuſſerlichen Dinge, welche wir in der Natur bewundern, geradezu nachzubilden; andere aber, als die Muſik und Dichtkunſt, ſie durch Zeichen, welche gleichſam, kraft eines allgemeinen Vertrags angenom-

genommen ſind, und von jedermann verſtanden werden, in das Gedächtnis zurückbringen. Als dieſe Künſte eine gröſſere Vollkommenheit erreichten, erſtreckte ſich ihre Nachahmung über die beſondern Gegenſtände der Kräfte der **Einbildung** hinaus: beſonders hat die Dichtkunſt, welche ſich der Sprache, als des Werkzeugs, wodurch ſie nachahmt, bedienet, ſich ein uneingeſchränktes Vermögen zuwege gebracht, alle Arten von Weſen vorzuſtellen. Da aber ihre erſte und eigentliche Abſicht war, nur die Gegenſtände der **Einbildung** nachzuahmen, und da ſie hauptſächlich an Begriffen dieſer Art einen Ueberflus haben: ſo behalten ſie ihren urſprünglichen Character, und die verſchiedenen Vergnügungen, welche ſie hervorbringen, werden überhaupt **Vergnügungen der Einbildungskraft** genennet.

Die Abſicht des **Gedichts**, welches wir vor uns haben, iſt, eine Abſchilderung von den **Vergnügungen der Einbildungskraft**, in dem weitläuftigſten Verſtande, zu machen, ſo, daß **alles, was nur unſre Einbildungskraft von den angenehmen Gegenſtänden in der Natur fühlt, und die verſchiedene Unterhaltung, die wir in der Dichtkunſt, Malerey, Muſik, oder andern ſchönen Künſten finden, von einem oder dem andern Grundtriebe in der menſchlichen Seele, welcher hier angegeben und erläutert wird, hergeleitet werden können.**

Wir

Wir haben mit des Verfaſſers eigenen Worten geredet, und man mus geſtehen, daß er alles, was er ſich vorgenommen hatte, ſehr glücklich ausgeführet hat. Sein Gedicht iſt, von entzückenden Schönheiten, und vortreflichen Gedanken, ſo voll, daß man in ihm den Philoſophen ſo ſehr, als den Dichter, bewundern mus.

Ein kurzer Entwurf des ganzen Gedichts ſoll unſre Leſer mit der Einrichtung deſſelben bekant machen, und alsdenn wollen wir eine Stelle herausnehmen, und überſetzen, damit ſie ſelbſt ſehen können, wie ſtark Akenſide dichtet; wenn es möglich iſt, daß aus einer Ueberſetzung die Schönheiten des Originals beurtheilt werden können.

Das erſte Buch.

Der Dichter trägt den Gegenſtand ſeines Gedichts vor. Er iſt ſich bewuſſt, wie ſchwer die poetiſche Ausführung ſey; aber die Liebe der Natur und die Muſen gebieten ihm, auf unbetretenen Wegen zu wandeln, und ſeine Schläfe mit unverblühlichen Blumen zu zieren, von welchen noch kein Poet einen Kranz getragen hat. Der Urſprung einer jeden Eigenſchaft, die der Einbildungskraft gefällt, wird erklärt. Die natürliche Verſchiedenheit der menſchlichen Seelen, und die mannichfaltigen Beſchäftigungen der Menſchen, nebſt den Endurſachen dieſer Einrichtung. Der Begrif einer feinern Einbildungskraft, und der

Zustand der Seele, in dem Genus der Vergnügungen, welche sie verschaft. Die vornehmsten Vergnügungen der Einbildungskraft entstehen von der Empfindung des **Grossen**, des **Wunderbaren** und des **Schönen** in den Gegenständen. Diese Vergnügungen werden nebst ihren Endursachen beschrieben. Die Verbindung des **Schönen** mit dem Wahren und Guten. Eine Ermahnung in der sittlichen Weisheit sich zu üben. Die verschiedenen Stufen der Schönheit in den verschiedenen Arten von Gegenständen. Das **Erhabne**, das **Wunderbare**, das **Schöne** der Seele. Beschlus.

Das zweyte Buch.

Die Trennung der Werke der Einbildungskraft von der Philosophie, als die Ursache ihres Misbrauchs bey den Neuern. Eine Aussicht in ihre Wiedervereinigung unter dem Einflusse der öffentlichen Freyheit. Eine Beschreibung der zufälligen Vergnügungen, welche die Wirkung der für die Einbildungskraft angenehmen Gegenstände vollkommener machen. Die Vergnügungen der Sinne. Besondere Beschaffenheit der Seele. Entdeckung der Wahrheit. Wahrnehmung von Uebereinstimmung, Ordnung und Absicht. Erregung der Leidenschaften. Alle natürliche Leidenschaften sind mit einer angenehmen Empfindung verknüpft. Die Endursachen dieser Einrichtung werden durch ein allegorisches Gesicht erklärt

lärt, und die Traurigkeit, das Mitleiden, das Schrecken und der Unwillen werden zu Beyspielen gebraucht.

Das dritte Buch.

Das Vergnügen, welches, aus der Beobachtung der Gemüthsarten und Sitten der Menschen, auch wenn sie lasterhaft oder ungereimt sind, entspringt. Das Laster entsteht von falschen Vorstellungen der Phantasie, wodurch falsche Meinungen vom Guten und Bösen erzeugt werden. Eine Untersuchung des Lächerlichen. Die allgemeinen Quellen des Lächerlichen in den Charaktern der Menschen werden angezeigt. Die Endursache der Empfindung des Lächerlichen. Die Aehnlichkeit gewisser lebloser Dinge mit den Empfindungen und Eigenschaften der Seele. Die Arbeit und Beschäftigung der Seele, bey Hervorbringung der Werke der Einbildungskraft, wird beschrieben. Das Nebenvergnügen, welches aus der Nachahmung entsteht. Die wohlgemeinte Ordnung der Welt wird durch die willkührliche Verknüpfung dieser Vergnügungen, mit den Gegenständen, woher sie ihren Ursprung haben, erläutert. Die Natur und die Bildung des Geschmacks. Der Beschlus, welcher eine Beschreibung der natürlichen und moralischen Vortheile enthält, die eine lebhafte und wohlgeordnete Einbildungskraft gewähret.

Dieſes iſt der Inhalt des ganzen Gedichts. Im erſten Buche wird das Vergnügen, welches aus der Schönheit entſpringt, mit ſeinen Enduſachen, folgendergeſtalt beſchrieben:

Dich, Schönheit, dich und deinen belebenden Stral bekt der königliche Palaſt und die mooſichte Hütte an. Du beſſere Sonne, du gieſſeſt in das entzückte Herz Liebe, Harmonie, und dichteriſche Wolluſt. Hellſchimmerndes Kind des Himmels! wie ſoll ich deine Geſtalt entwerfen? wo ſoll ich die Roſenfarben finden, um deinen blühenden Reiz zu ſchildern? Eile denn, mein Geſang, durch den weiten Bezirk der Natur, eile; und ſammle ihren vortreflichſten Reichthum, ſammle allen Schimmer, den die Erde, das Waſſer, oder die Luft in ſich faſſt, und ſchmücke deine Arbeit. Willſt du, mit dem lachenden Herbſte, zu den atlantiſchen Inſeln fliegen, und mit ihm die heſperiſchen Gefilde durchwandeln, und ſehen, daß, ſobald ſein Finger den Fruchtwald berühret, die Aeſte einen goldnen Ausſchlag gewinnen; daß, ſobald ſein Fuskritt den frölichen Boden bezeichnet, die zarte Weintraube mit einer purpurfarbnen Reife glüht, und jeden Hügel mit einer Röthe, die der Röthe des Himmels am Abend gleicht, bekleidet? Oder willſt du dich lieber dahin begeben, wo der ſanfte Peneus durch die geehrten Schatten ſeiner Tochter dahinſchleicht, und wo in ſeinem durchſichtigen Waſſer das angenehme Tempe ſich ſpiegelt? Schönes Tempe! geliebter Aufenthalt der Waldgottheiten, der

Nym-

Nymphen und Faunen; wo sie in dem goldnen Alter, an dem schattichten Ufer, in geheim mit dem alten Pan spielten: da unterdessen die jungen Stunden und die frölichen Weste, Blüten, Düfte, ambrosialischen Thau, und die elysische Blume des Frühlings, in ihre Reihen herabschütteten. Tempe wird dir seinen blumichten Reichthum nicht versagen; und die Wachsamkeit der geflügelten Hydra wird die hesperischen Früchte vor deinem Raube nicht sichern. O so bring denn, unverhindert, deine lächelnden Schätze zu dem grünen Aufenthalt, wo die junge Dione sich befindet. Mit den süssesten Melodien locke sie hervor, ihre Engelgestalt zu dem Bilde der Schönheit zu leihen. Hierher wende deinen reizenden Fustritt; hierher neige dein glänzendes Antlitz, schönes Mädchen; las deine blauen Augen ihre ganze Milde ausgiessen; die kühlen Weste mögen deine glänzenden Locken zurückwehen, damit man, indem sie mit Anmuth den marmornen Nacken herabfallen, die schönblühende Wange und die Rosenlippe desto freyer betrachten könne, wo einnehmendes Lächeln und Freude, süs wie die Liebe, ihre entzückenden Annehmlichkeiten mit Tugend und Weisheit vermischen. Dann würde ich die angenehme Gewalt der Natur und ihre liebreiche mütterliche Sorge würdiger singen; dann sollten alle liebende Jünglinge, mit jedem bewunderten Mädchen, sich aufmerksam zu meiner Leyer drängen, wenn ich mich hinaufschwinge, wo das bebende Bild der Schönheit hervorbricht, gleich dem Morgen, welcher in

Zephyrs Armen den blühenden May erweckt, oder gleich der Venus, da sie voll Glanz auf dem Perlenwagen stand, und heiter und ihrer Schönheit sich bewusst aus der Tiefe heraufläschelte, indem sie zusah, wie die Tritonen ihre harmonischen Muscheln zusammen schlugen, und wie jede Nymphe, mit frölichem Zuruf, sie über die Wellen nach der idalischen Laube begleitete. Du lächelndes Chor von Jünglingen und Mädchen, die durch das ganze Labyrinth junger Begierden, diesem Reiz der Schönheit, mit nebenbuhlerischen Schritten, zueilen, wende dein günstiges Ohr zu mir her, und traue meinen Worten. Ich werde dir nicht die mürrische Gestalt des Aberglaubens, der sich in das Gewand der Weisheit gehüllt hat, zeigen, um dir deine zärtliche Hofnung zu benehmen. Ich werde nicht die Himmel aufforderen, den rächenden Donner herabzuschicken, noch die brüllende Erde, höllische Gestalten herauf zu senden, um dich von deinen Freuden wegzuscheuchen. Mein freudiger Gesang ruft dich in die Gefilde, vergnügt, über deinen edelmüthigen Eifer fortzuwallen, und feurig, wie du. Sage mir, denn du weisst es, wohnt die Schönheit wohl jemals da, wo die Gesundheit und der thätige Gebrauch derselben Fremdlinge sind? Besteht ihr Reiz in etwas, dessen vornehmster Endzweck unvollkommen und vergeblich ist? Hat die Natur diese einnehmende Gestalt zur Heroldin einer Unwahrheit gemacht, um Mishelligkeit und Krankheit darunter zu verbergen, und ein leichtglaubendes Herz mit

eine

einer schönen Schmeicheley zu überraschen? O nein! diese gütige Mutter, welche weis, wie schwach ihre Söhne die Wege des Guten und Bösen betreten, hat mit besserer Sorgfalt durch dieses vortrefliche Bild, welches stets in jeder Art am vortreflichsten ist, wenn der Gegenstand seine natürlichen Kräfte am vollkommensten behält, den blinden Antrieb der Begierden erleuchtet, und seine Wahl geheiligt. Die Erde, deren grüner Schoos lächelt, die klaren Flüsse, welche der durstenden Seele angenehm sind, die Blüthe nectarischer Früchte, und jeder Reiz beseelter Dinge, sind Versicherungen eines unverdorbenen Zustands, von der Richtigkeit und Ordnung ihres Baues, wenn alles gut darinnen ist, und jeder Endzweck erfüllet wird. Also wurde die Schönheit vom Himmel gesendet, die liebenswürdige Vermittlerin des Wahren und Guten in dieser verfinsterten Welt: denn Wahrheit und Güte sind eins, und die Schönheit wohnet in ihnen, und sie in ihr, mit gleicher Theilnehmung.

Warum wollt ihr also, ihr Söhne der Erden,
dieses Band auflösen?

IV.

The Works of the moſt Rev. Dr. *John Sharp*, late Lord Archbiſhop of York. In ſeven volumes. Containing one hundred and twelve ſermons and diſcourſes on ſeveral occaſions with ſome Papers wrote in the popiſh Controverſy. The Ninth Edition. London printed for I. and P. Knapton. 1754. 12 maj. Vol I. 383 S. Vol. II. 331 S. Vol. III. 322 S. Vol. IV. 319 S. Vol. V. 299. S. Vol. VI. 376 S. Vol. VII. 331 S.

Wir machen unſern Leſern hier eine Sammlung vortreflicher **geiſtlicher Reden** bekant. Sie ſind zwar meiſtentheis polemiſch und enthalten die gründlichſte Widerlegung der papiſtiſchen Irrthümer: man würde ſich aber ſehr irren, wenn man glauben wollte, daß ſie nach Art der gewöhnlichen geiſtlichen Streitſchriften abgefaſſt wären. Herr **Sharp** bleibt immer noch ſanftmüthig und gelinde, wenn er gleich die Fehler ſeiner Gegner beſtraft. Und man findet faſt auf jedem Blatte eben ſo viel Proben ſeiner aufrichtigen Menſchenliebe, als Verabſcheuung der unrichtigen Lehren in der Religion. Er iſt mäſſig in ſeinem Eifer, und deutlich und lebhaft

in

in ſeinem Vortrage; und rein, ungezwungen und der Natur der Sachen gemäs, abwechſelnd in ſeiner Schreibart.

Von den Predigten die man hier in ſieben Bänden zuſammen gefaſſt hat, ſind nur zweene Theile bey Lebzeiten des Verfaſſers herausgekommen. Die übrigen hat man nach dem Tode des Herrn **Sharps** aus ſeinen Handſchriften zuſammen getragen und nach und nach durch den Druck bekant gemacht. Daher mus man auch das, was in der Aufſchrift von der neunten Ausgabe geſagt wird, blos von den erſten beyden Theilen verſtehn, weil man von der andern kaum vier oder fünf verſchiedene Auflagen beſorgt hat.

Wir hoffen unſern Leſer dadurch am beſten in Stand zu ſetzen, ſich von den Werken des Herrn **Sharps** einen richtigen Begriff zu machen, wenn wir die Hauptſätze der Predigten die in jedem Theile befindlich ſind, beſonders anzeigen, weil man bey dieſer Art von Schriften ohnedem keine andern Auszüge verlangen kan.

Der erſte Theil enthält funfzehn Predigten, in welchen folgende Wahrheiten abgehandelt werden: die Verbindlichkeit der Chriſten zur gemeinſchaftlichen Vereinigung und Liebe: die Vortheile der Gottſeligkeit zur Beförderung des gemeinen Beſten in der Welt: die Pflicht Gutes zu thun, als nothwendig und als möglich: die Pflichten eines reichen und begüterten Mannes: eine Abbil-

dung eines redlichen Mannes und dessen Sicherheit in bösen Tagen. Die Beschaffenheit unserer Ueberzeugung, von der Wahrheit der Religion: eine Anleitung zu einem richtigen und unsträflichen Wandel: die Tugend und Religion als die einzigen Mittel, ein Volk glücklich zu machen: allgemeine Regeln zu einem heiligen Leben: die rechte Mässigung des Religionseifers: die Erscheinung unsers Heilandes im Fleische: die Kraft der Auferstehung Jesu: die göttliche Regierung der Welt, als eine Sache, darüber sich die Menschen zu freuen haben: die Beherrschung der Gedanken: eine Vermahnung zum Gebete:

Die erbaulichen Betrachtungen die im zweyten Theile stehen, sind diese: die Busse, als das rechte Mittel zur Abwendung der göttlichen Gerichte: die Pflichten der Unterthanen gegen ihre Obrigkeit: das Vernünftige bey dem Glauben ohne zu sehen: die Pflicht der Regenten, Pflegeväter ihrer Unterthanen zu seyn: eine ernstliche Vermahnung zur Busse und heiligen Leben: die Vortheile eines öftern Genusses des heiligen Abendmahls: der Hauptendzweck der christlichen Religion: die Gewisheit der Auferstehung Jesu aus der Glaubwürdigkeit so vieler Zeugen.

Der dritte Theil besteht aus sechszehn Predigten, deren Inhalt folgender ist: Betrachtungen über das Vertrauen auf Gott: über die Religionsveränderung: über den Verlust des geistlichen Trostes:

Troſtes: über den Teufel und ſeine Verſuchungen: über gottesläſterliche Gedanken: und über die ewige Gnadenwahl: vom wahren und ſeligmachenden Glauben: von der wahren und aufrichtigen Buſſe: von dem Rückfallen in die Sünden: von der Sünde zum Tode: von der Sünde wider den heiligen Geiſt: wie weit man Gottes Ehre zur Abſicht der Handlungen machen ſolle: Auflöſung einiger Vorfälle bey der Wiedergeburt: in welchem Verſtande das Herz betrieglich iſt: Beantwortung der Einwürfe, wider die Schwierigkeit bey der Religion: vom guten und böſen Gewiſſen der Menſchen.

Im **vierten** Theile ſind achtzehn Betrachtungen, die über folgende Wahrheiten angeſtellt ſind: wider die allzu groſſe Sorge in weltlichen Dingen: über die Beſchaffenheit, Verbindlichkeit, und Kraft des Gebets: über die nothwendigen Bedingungen bey dem Gebete: über das eilfertige Gebet: über den Nutzen des Gebets: die Pflicht und Verbindlichkeit zur fleiſſigen Anhörung des öffentlichen Gebets: von der Liebe gegen Gott, von ganzen Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe: in welcher Abſicht das Gebot von der Liebe Gottes das erſte und vornehmſte ſey: von den natürlichen und nothwendigen Früchten der Liebe Gottes: ob man von denen, die bey ihrer Andacht ganz kaltſinnig ſind, ſagen könne, daß ſie Gott von ganzen Herzen lieben: über die Verbindlichkeit, der Sabbathsfeyer überhaupt, und über die Verlegung des Sabbaths von dem ſiebenten auf den erſten Tag der Woche: die groſſen Vortheile der

Sabbaths-

Sabbathsfeyer: eine Abbildung der himmlischen Freude. Nicht alle Eide sind wider das Gesetz und vom Meineide: verschiedene Beweise wieder das gewöhnliche Fluchen und Schwören: fernere Gründe wieder das Fluchen im gemeinen Leben.

Der fünfte Theil enthält acht Erbauungsreden, nebst vier besondern Abhandlungen von der Nachfolge Jesu. Die erstern betreffen: das Zeugnis des Geistes: das Trostamt des heiligen Geistes: das Betrüben des Geistes: die verschiedenen Arten des Berufs: die Wachsamkeit in unserm Berufe: die Gefahr unsere Sünden zu verheelen, und die Nothwendigkeit des Bekäntnisses der Sünden: die Kraft des Glaubens zur Seligkeit: und die Gleichstellung mit der Welt, wie weit sie erlaubt sey.

Der sechste Theil fasset neunzehn Predigten in sich, die folgenden Inhalts sind: von der Ketzerey und ihrem Nutzen in der Kirche: einige merkwürdige Anmerkungen über die Bekehrung des Cornelius: der elende Zustand der Sünder: von dem rechten Begriffe der Aergernisse: die Vortheile des öffentlichen Fastens: die verschiedenen Ursachen des Betrugs der Menschen bey ihrer Seligkeit: das Evangelium, als ein Beweis einer künftigen Glückseligkeit, und die Beschaffenheit dieser Glückseligkeit: die grosse Thorheit und Gefahr die Busse aufzuschieben: die Verbindlichkeit zur Gottseligkeit und Tugend, aus der Betrachtung

des

des christlichen Berufs: die Beschaffenheit und Umstände des jüngsten Gerichts: Betrachtungen über die Entschliessungen in Religionssachen: das Verlangen nach himmlischen Dingen, wie es beschaffen seyn müsse: von dem rechten und unschuldigen Gebrauche der Sprache: in wie fern Gott bey den Versuchungen der Menschen mit begriffen sey: die Eitelkeit der irrdischen Glückseligkeit: die Pflicht unsern Beruf und Erwählung fester zu machen: von der Beschneidung des Herzens: eine genaue Erklärung der Worte, Act. XIII. 48. wie viel ihrer zum ewigen Leben verordnet waren, wurden gläubig: und endlich eine Erläuterung der Stelle Matth. XX. 16. die letzten werden die ersten und die ersten die letzten seyn, denn viele sind berufen, aber wenig auserwählt.

Der siebente und letzte Theil, in welchem vornehmlich die Irrthümer der Papisten bestritten werden, besteht aus funfzehn Predigten, die folgende Wahrheiten zum Grunde haben: die Uebereinstimmung der Vernunft und des Glaubens: die Verbindlichkeit eines jeden Menschen, das, was zur Seligkeit nothwendig ist, selbst zu beurtheilen: über die Unfehlbarkeit der Kirche: daß die heilige Schrift in den nöthigsten Stücken von Privatleuten ohne einen unfehlbaren Ausleger könne verstanden werden: die Anzahl der Sacramente und der Begriff der Kirche: eine Beantwortung der Frage, in welcher christlichen Secte die wahre Kirche Christi zu finden sey? die protestantische

und

und papistische Lehre von der Beichte: wider die Lehren der Catholiken von der Genugthuung und dem Fegefeuer: wider andere Irrthümer in der Lehre von der Busse: die Misbräuche der römischen Kirche bey dem heiligen Abendmahle: von dem Messopfer: von der Verwandlung im heiligen Abendmahle: nebst der Beantwortung der Gründe von dieser Verwandlung: von der Anbetung der Hostien.

Dieses ist der kurze Auszug aller Materien, die in diesen vortreflichen Werken des Herrn Sharp ausgeführet sind. Wir wollen noch, ehe wir die Schriften dieses Gottesgelehrten aus den Händen legen, eine Uebersetzung der Gedanken liefern, die der Verfasser von der ewigen Gnadenwahl hat, und ein deutlicher Beweis seiner richtigen Gesinnung bey dieser Lehre sind. Er drückt sich hierüber in der sechsten Predigt des dritten Theils also aus:

„Vielleicht, wird jemand sagen, ist noch eine grössere Schwierigkeit bey der Gewisheit unserer Seligkeit übrig. Was wird mir es alles nutzen, wofern ich keine Versicherung habe, daß ich einer von denen bin, die von Gott zur Seligkeit bestimt, ausersehen und erwählet sind? Hat Gott von Ewigkeit her eine bestimmte Anzahl von Menschen auserkohren, die er zu Gefässen seiner Herrlichkeit machen, und die übrigen, welche nicht so erwählet sind, verdammen will, wie kan ich mich beruhigen, wenn ich nicht weis, ob ich von denen bin,

die

die zum Leben bestimt sind. Vielleicht bin ich wohl einer von denen, die von Ewigkeit her zur Verdamnis auserseh̃n sind.

„Ich werde hierauf kurz und deutlich antworten. Es ist erstlich höchst thöricht und unvernünftig, daß wir die ewigen Rathschlüsse Gottes ergründen wollen; die, weil sie über unsere Einsicht erhaben sind, auch von uns nicht dürfen untersucht werden. Was wir hierbey thun müssen, ist dieses, daß wir den geoffenbarten Willen Gottes, wie er in der heiligen Schrift angetroffen wird, betrachten. Nach dieser Richtschnur, und zwar nach dieser allein, können wir von unserm Zustande, ob er gut oder übel sey, ein gegründetes Urtheil fällen.„

„Will ich ein ruhiges Gewissen und eine kräftige Versicherung haben, so kan ich auf diesem Wege nicht dazu gelangen, wenn ich erstlich überzeugt seyn will, ob ich auch einer von denen bin, die von Ewigkeit her zur Seligkeit erwählet sind; nein, dieses ist ein ganz verkehrter Weg. Der wahre Weg ist dieser: ich finde in dem Evangelio viele allgemeine Verheissungen Gottes, z. E. also hat Gott die Welt geliebet ꝛc. Ich untersuche, ob ich wirklich an Christum glaube. Finde ich durch eine solche Prüfung, daß ich alle Eigenschaften eines wahren Gläubigen besitze; so kan ich mir diese Verheissung gewis zueignen, und den Schlus machen, daß, weil ich an den Sohn Got-

tes

tes glaube, Gott mir auch gnädig ſeyn, und mich ewig glückſelig machen werde.

„Hinweg demnach mit aller Furcht und Zweifel in Anſehung unſerer ewigen Beſtimmung. Laſſet uns niemals ängſtlich nachforſchen, ob Gott eine beſondere Anzahl zum ewigen Leben erwählet habe. Laſſet uns vielmehr den Geboten Gottes gehorchen: laſſet uns ſo gut als möglich leben, ſo können wir nicht fehlen.

Zum andern, will ich noch dieſes zum Beſchluſſe hinzuſetzen. Vielleicht hat es wirklich keinen Grund, daß wir in Anſehung unſers Zuſtandes wegen der Rathſchlüſſe Gottes in Sorgen ſtehen dürfen? Vielleicht iſt die Lehre, auf welche dieſes gebauet iſt, gänzlich ungegründet? Die Furcht von der ich rede, rühret daher, daß wir uns eine gewiſſe Anzahl von Menſchen zum ewigen Leben erkohren einbilden, und die übrigen alle für verdammt halten.

So wenig ich nun das erſtere bey dieſem Grundſatze läugne; ſo zweifle ich doch an der Wahrheit des letztern. Ja, wenn man dieſe beſtimte Verdammnis der Menſchen von der ewigen Höllenſtrafe verſteht, (wie man es bey dieſem Einwurfe annehmen mus) ſo behaupte ich, daß dieſe Lehre ganz irrig und falſch iſt. Gott hat niemals dergleichen Urtheil über ſeine Geſchöpfe gefällt.

„Man

„Man mag unter der göttlichen Erwählung verſtehen was man will, ſo getraue ich mir dieſe zwey Dinge, die in der heiligen Schrift beſtätiget werden, ebenfalls als wahr zu behaupten: Das erſte iſt, daß, weil Chriſtus für alle Menſchen geſtorben iſt, auch alle, die an ihn glauben und ſeinen Nahmen führen, ſelig werden können. Es iſt fern von Gott, daß er, durch gewiſſe, ewige, und unbedingliche Rathſchlüſſe, die Seligkeit ſo vieler verhindern ſollte. Er hat alle Menſchen, ohne Ausnahme, zur Begnadigung beſtimmt, und es ſteht durch die zuvorkommende und mitwirkende Gnade Gottes in ihrem Vermögen, dieſe Begnadigung anzunehmen.„

„Ueberdieſes mögen die Rathſchlüſſe Gottes beſchaffen ſeyn wie ſie wollen, ſo iſt gewis, daß niemand anders, als durch ſeine eigne Schuld, verdammt wird. Er würde vielleicht der Verdammnis entflohen ſeyn, wenn er in dieſen Stücken eben die Klugheit und Vorſichtigkeit, die in andern Fällen nicht trüget, angewendet hätte.

„Ich weis, daß es viele nicht gerne hören, daß ſie ſelbſt Hand anlegen ſollen, und lieber wünſchten, daß Gott nach ſeiner unermeslichen Macht mit den Menſchen handeln, und ſie durch eine unwiderſtehliche Gnade ſelig machen möchte. Allein ich bin verſichert, daß dieſer Begrif von der Gelangung zur Glückſeligkeit, weder mit der heiligen Schrift, noch mit der Vernunft übereinſtimt. Wir räumen gern ein, daß alles, was in der Welt

geschieht, nach dem Willen Gottes so erfolgen mus; allein es ist auch gewis, daß Gott alle Dinge so bestimt hat, wie sie mit der Freyheit der Geschöpfe, die er hier zur Hauptabsicht gemacht hat, bestehen können. Er hat es von Ewigkeit beschlossen, daß die Menschen, als freye Geschöpfe in der Welt, blos durch ihre eigne Wahl, sich in der Welt glücklich oder unglücklich machen sollen. Gott fasste den Entschlus, uns durch unsern Herrn Jesus Christus Leben und Tod vorzulegen; er beschlos ebenfalls, daß alle, die, nach den von Christo vorgeschriebenen Bedingungen, das Leben wählen würden, es gewis geniessen sollten. Er hat einem jeden von uns gleichfals hinlängliche Stärke und Vermögen gegeben, dieses Leben zu erwählen, und die Bedingungen zu erfüllen. Wer nach dieser Regel einhergeht, der ist vollkommen erwählet, und wer anders verfährt, ist nach dem Rathschlusse Gottes verworfen, das ist, weil er die Gnade Gottes verworfen hat, so wird Gott ihn an jenem Tage wieder verwerfen.

„Dieses ist alles, was wir in Ansehung der göttlichen Rathschlüsse mit Gewisheit bestimmen können; und dieses ist auch hinreichend, unsern Zweifel zu unterdrücken, und unsern Fleis zu ermuntern. Es ist nach dem Worte Gottes gewis, daß wir sollen selig, ewig selig werden, wenn wir darnach ringen. Und gewis dieses ist genug, vollkommen genug, auch bey den furchtsamsten Seelen alle Furcht und Bangigkeit auf ewig zu vertreiben.

treiben. Ich hoffe, sie werden auch selbst keinen leichtern Weg zum Himmel zu gelangen, begehren. Und wofern wir auf der andern Seite uns nicht eifrig bemühen, ein heiliges Leben zu führen, so werden alle unsere Ansprüche auf die Seligkeit schwach und ungültig: es wird vergeblich seyn, sich auf eine andere Erwählung, als welche durch einen lebendigen Glauben und heiligen Wandel geschieht, zu berufen. Wir sind alle von Gott erwählet, wenn wir als Jünger Jesu leben; aber wir werden alle verworfen, wenn wir dieses nicht thun.„

„O was für ein Antrieb zu einer emsigen Bemühung ist hierin enthalten! Wie sorgfältig sollten wir es vermeiden, uns auf einen unfruchtbaren Glauben zu verlassen, und vielmehr durch ein göttliches und heiliges Leben, unser Bekäntnis in den Tag legen! wie fleissig sollten wir darauf bedacht seyn, unsern Beruf und Erwählung feste zu machen, und darreichen in unserm Glauben Tugend, in der Tugend die Erkäntnis und in der Erkäntnis Mässigkeit. Wissen wir daß dieses in uns ist, so werden wir gewis niemals unfruchtbar seyn, und wir werden einen Zugang erlangen zu dem ewigen Königreiche unsers Herrn Jesu.„

V.

The Works of *Shakeſpear* Edinb. 1753. 12, acht Bände, jeder ohngefähr 30 halbe Bogen.

Unſre Abſicht iſt nicht, **Shakeſpears** Werke unſren Leſer bekant zu machen, ſondern nur ihnen von dieſer Ausgabe, und bey der Gelegenheit von der vorhergehenden Nachricht zu geben. Sie iſt wegen des groſſen Beyfalls, den **Shakeſpears** Werke finden, und zugleich ſchottiſche Manufacturen zu befördern, wie ſich der Herausgeber ausdrückt, veranſtaltet worden. Nun wird man die Poeten doch nicht für ſo unnütze Leute halten, wenn ihre Werke zur Aufnahme der Manufacturen beförderlich ſind. Von ſeinen Vorgängern giebt der Verfaſſer folgende Nachrichten. Der erſte Sammler von **Shakeſpears** Werken, war **Rowe. Warburton** geſteht, daß er ein witziger Kopf geweſen, aber die Geſetze der Kritik waren ihm ſo unbekant, daß er nicht einmal die erſten Ausgaben des Werkes, das er herausgab, verglich. Nach **Theobalds** Urtheile beſas er Geſchicklichkeit und Käntnis ſeines Schriftſtellers, aber nicht gleichen Fleis. Der nächſtfolgende Herausgeber war **Pope**, der, wie **Warburton** ſagt, nur durch die Stärke ſeines ungemeinen Geiſtes, ohne einigen beſonders auf die Kritik gewendeten Fleis, die groſſen Pflichten derſelben ſo vollkommen erfüllte, daß ſeine Ausgabe der beſte Grund zu allen fernern Verbeſſerungen ward.

ward. Er sonderte die ächten Stücke von den untergeschobenen ab, und bemühte sich, mit gleicher Beurtheilung, obwohl nicht allemal mit gleichem Glücke, die ächten Stücke von eingeflickten Auftritten zu reinigen. Er zog die alten Ausgaben zu rathe, verglich sie sorgfältig, und verbesserte und ergänzte auf diese Art viele Stellen. In seiner schönen Vorrede, hat er einen allgemeinen, aber sehr lebhaften, Entwurf von Shakespears Dichtergeiste gemacht, und in dem verbesserten Texte, die Stellen bemerkt, welche diesen Geist besonders entdecken. So billig Pope öffentlichen Dank fordern könte, so scharf hat ihn Theobald, offenbar aus persönlichen Vorurtheilen, angegriffen, in seinen Anmerkungen Popen heftige Vorwürfe gemacht, seine Vergleichung alter Ausdrücke für eine blosse Erdichtung erkläret, und seiner Ausgabe alles Ansehen abgesprochen Dieser Theobald, gab den Shakespear nach Popen heraus. Nach Warburtons Urtheile war er von Natur fleissig und arbeitsam; was er las, konte er hinschreiben, aber seine eigene Gedanken, wenn er dergleichen hatte, wusste er nur schlecht auszudrücken; also las er immerfort, und erwarb sich auf diese Art das Ansehen eines Gelehrten, ohne daß er sich dem Vorwurfe aussetzte, ihm mangele ein besseres Talent. Durch eine höchstaufmerksame Vergleichung der alten Bücher, verbesserte er, was in den neuern Ausgaben offenbar falsch war, aus dem, was sich in den ältern offenbar richtig befand. Dieses ist sein wahres und sein völliges

Verdienst. Denn wenn eine Redensart in den gemeinen Ausgaben sehr alt, oder in den andern nur wenig verderbt war, so fehlte es ihm an zulänglicher Käntnis des Wachsthums und der verschiedenen Aenderungen der englischen Sprache, sowohl, als an besonderer Bekantschaft mit **Shakespears** Art sich auszudrücken, daß er eingesehen hätte, was richtig war: Und auch offenbare Fehler zu sehen und zu verbessern, mangelte es ihm an gesunder Beurtheilungskraft und kritischer Scharfsinnigkeit, daher er seine Gabe zu muthmassen, ordentlich an der unrechten Stelle anbringet.

Nach diesem hat **Thomas Hanmer**, zu Oxford den **Shakespear** herausgegeben. Wie dieser sich zu den Pflichten eines Critici geschickt achten können, um die er sich sonst in seinem Leben nicht bekümmert hat, begreift **Warburton** nicht. Die Dichtkunst der damaligen Zeiten, und die Sprache des Verfassers waren ihm völlig unbekant. Seine gröste Bemühung gieng dahin, das Sylbenmaas zur Richtigkeit zu bringen, daher er nichts bedeutende Ausfüllungswörter bald hinzusetzet, bald weglässt, da doch die ausserordentliche Nachlässigkeit im Sylbenmaasse, ein Kennzeichen der ältesten englischen Schauspieldichter ist. An die Vergleichung mit den ersten Ausgaben hat er so wenig gedacht, daß er nicht einmals **Popens** Ausgabe, von der die seinige abgedruckt ist, gegen **Theobalds** gehalten hat.

War-

Warburton iſt der letzte Herausgeber geweſen, und das Verhalten ſeiner beyden nächſten Vorgänger hat ihn dazu veranlaſſet. Pope ſelbſt hat ihm gerathen, durch eine neue Ausgabe die Thorheit zu hemmen, daß der Text berühmter Schriftſteller von Leuten geändert würde, die weder Gaben noch Verſtand dazu hätten. Seine vornehmſte Sorgfalt alſo iſt geweſen, den Text nur an ſolchen Orten wieder herzuſtellen, wo man gar keinen Verſtand herausbringen kann, wobey er ſich ſorgfältig nach den Geſetzen der Kritik gerichtet. Seit dieſer Ausgabe, hat **William Dodd; Shakeſpears Schönheiten aus jedem Schauſpiele nach der Ordnung geſammlet**, herausgegeben The beauties of Shakeſpear regularly ſelected from each play; deſſen Urtheile von dem Herausgeber mit dem angeführten meiſtens übereinſtimmen, nur tadelt er an **Warburton**, daß ſolcher ſeine Aenderungen in den Text gerückt. Uebrigens haben dieſe verſchiedenen Herausgeber immer einer den andern durchgezogen, daß alſo **Shakeſpear** völlig das Schickſal älterer Schriftſteller gehabt hat.

Von ſo vielen Ausgaben, deren Beſorger ſo verſchiedne Charakter gehabt hatten, konte man keiner blindlings folgen. Des **Oxforders** Verbeſſerungen und Einſchiebſel, hat man nicht anders geachtet, als wenn ſie den Beyfall der folgenden Schriftrichter erlangt haben, und ſonſt aus allen die beſte Lesarten zu wählen geſucht, über dieſes

auf die Richtigkeit des Drucks, wie auch der Unterscheidungszeichen, grosse Sorgfalt gewandt. Die Aufzüge und Auftritte sind nach **Popen** und **Warburton** abgetheilt. **Pope** hatte die schönsten und am meisten rührenden Stellen angemerkt, und **Warburton** bey mehrern eben das gethan. Dieses ist auch hier dergestalt geschehen, daß man die Stellen, die jeder so angezeiget hat, durch eigne Zeichen unterschieden hat. Verdächtige Stellen und Einschiebsel sind unten an die Seite gesetzt worden, und hie und da hat man dunkle Stellen durch kurze Anmerkungen erläutert. Noch finden sich hier **Popens** Vorrede zu seiner Ausgabe, **Rowes** Nachrichten von **Shakespears** Leben und Schriften, der Wapenbrief von **Shakespears** Geschlechte, **Johnsons** Gedichte zu **Shakespears** Andenken: **Warburtons** kritisches Verzeichnis von **Shakespears** Werken, nach den verschiednen Stufen ihrer Güte; **Dodds** Register von **Shakespears** Schönheiten; ein Glossarium oder Erklärung der dunklen Wörter im **Shakespear**, anders Register der merkwürdigsten Sachen und Verzeichnisse der verschiedenen Lesarten. Man findet die meisten dieser Stücken schon in den vorigen Ausgaben, die jetzige aber hat den Vorzug sie zusammen zu zeigen; ihre übrigen Vorzüge werden aus dem, was wir von ihr angeführt haben, zu beurtheilen seyn.

VI.

VI.

The Student and Paſtor or Directions how to attain to Eminence and Uſefulneſs in thoſe reſpective Characters by *John Maſon* M. A. London. 1755.

Die Ueberſchrift dieſes Werkes iſt völlig nach dem Inhalte deſſelben eingerichtet und hiermit ein Fehler vermieden, der vielen eigennützigen Schriftſtellern eigen iſt, die durch viel verſprechende Aufſchriften ihren Werken zwar Käufer, aber keine Leſer verſchaffen. Die Abſicht des Herren **Maſons** iſt, einen neuangehenden Lehrer zu bilden, und denenjenigen, die ſich dem Dienſte der Kirche widmen wollen, Vorſchriften zu ertheilen, wie ſie ſich würdig dazu vorbereiten, und wie ſie mit Nutzen auf hohen Schulen ihre Studien anfangen und vollenden ſollen. Dem zu Folge iſt die ganze Schrift in zween Theile eingetheilet worden. In dem **erſten** wird der Schüler der Gottesgelahrheit gebildet. In dem **andern**, wird ein junger Prediger geſchickt gemacht ſein Amt rechtſchaffen zu verwalten. An Anweiſungen von dieſer letztern Art, fehlt es nicht, wie der Verfaſſer in der Vorrede ſelbſt geſteht: allein um ſo viel gröſſer iſt der Mangel an Vorſchriften der erſtern Art, und es würden die unzähligen Bemühungen gröſſer und erfahrner Gottesgelehrten Anfängern die weſentlichen Pflichten des Pre-

digkamtes, und den weitläuftigen Umfang deſſelben zu lehren, nicht ſo unfruchtbar geweſen ſeyn, wenn man eben ſo ſorgfältig geweſen wäre, in Abſicht auf diejenigen, die ſich zu einem ſo wichtigen Amt auf hohen Schulen geſchickt machen wollten. Dieſen hätte man die rechte Art und Weiſe ihres Studirens vorſchreiben ſollen. Man hätte ihnen zeigen ſollen, in was für einer Ordnung dieſer oder jener Theil der Theologie erlernet werden müſſe, welche Schriften am meiſten geleſen zu werden verdienten, wie man dieſelben mit Nutzen leſen müſſe, und überhaupt was das heiſſe, ordentlich und mit einem glücklichen Fortgang ſtudiren. Auf dieſe Weiſe würde man der Kirche Diener aufgezogen und dem Heiligthume Wächter übergeben haben, die würdig geweſen wären, ein ſo wichtiges Amt zu bekleiden: Anſtatt daß man täglich Leute vor den Altar des Herren bringt, die bey einer jeglichen Verrichtung ihres Amtes einen neuen Lehrer von nöthen haben, und nur allzuſpät ihren unordentlichen Fleis und die Treuloſigkeit ihrer Lehrer beſeufzen lernen. Obgleich die engliſchen Univerſitäten in Anſehung ihrer Einrichtung viele Vorzüge vor den unſrigen beſitzen, und die Stifter derſelben eine weiſe Ordnung vorgeſchrieben haben, nach welcher die lernenden ihre Studien einrichten ſollen, ſo ſieht ſich der Herr **Maſon** doch genöthiget, eben dieſe Klagen über ſeine Landesleute zu führen, und wir hoffen, daß er durch ſeine Vorſchriften denſelben keinen geringen Dienſt erweiſen werde. Er will, wie wir bereits angezei-

get haben, in dem **erſten** Theile einen Schüler der Gottesgelahrheit bilden, und demſelben Regeln vorſchreiben, wie er mit Nutzen ſtudiren ſoll. Dieſer Theil hat wiederum **fünf** Abſchnitte.

In dem **erſten** handelt er von der rechten Eintheilung und dem ſorgfältigen Gebrauche der Zeit. Ein Studirender mus eben ſo ſparſam mit der Zeit umgehen, als ein Armer mit ſeinem geringen Vorrath an Gelde. Er mus ſich genau um die Dinge bekümmern, die am meiſten geſchickt ſind, ihm ein ſo koſtbares Gut zu rauben. Unter dieſe Zeitdiebe, wie man ſie nennen möchte, rechnet Herr **Maſon** das Bette, Geſellſchaften, die man blos des Wohlſtands wegen beſuchet, das Leſen unnützer und anſtöſſiger Schriften, Unordnung im Studiren, wenn man ſich mit Dingen beſchäftiget, die im geringſten nicht den groſſen Endzweck, den wir uns vorgeſtellet haben, gemäs ſind. Endlich die ungeſchickte Wahl desjenigen Berufs, worinnen man der Welt dereinſten nützlich zu ſeyn gedenket. Nach dieſen angezeigten verſchiedenen Misbräuchen der Zeit, wird der rechte Gebrauch derſelben durch entgegengeſetzte Regeln beſtimt.

Der **andre** Abſchnitt enthält Anweiſungen, wie man einen Schriftſteller mit Nutzen leſen ſoll. Ein Hauptfehler, den Herr **Maſon** bey dieſer Gelegenheit tadelt, iſt die Neubegierde, da man alles ohne Unterſcheid lieſet, ohne vorher die Fähigkeiten und Schönheiten dieſes oder jenen

Schrift-

Schriftſtellers aus den gegründeten Urtheilen anderer erkant zu haben. „Man kan nicht alles leſen, dieſes ſind die eignen Worte des Verfaſſers, und wenn man auch könte, ſo würde man deswegen doch nicht weiſer werden. Ein ſchlechter Schriftſteller würde dasjenige niederreiſſen, was ein vernünftiger gebauet hat, und das Gemüthe mit einer Menge von Sachen anfüllen, die ganz ohne Nutzen ſind.„ Der Verfaſſer geht hierauf weiter, und zeiget, wie nöthig es ſey, auf die vorzüglichen Schönheiten eines Schriftſtellers Acht zu haben, ſich einen beſonders zum Muſter zu erwählen, nach welchem man ſeine Art zu denken und zu ſchreiben bilde, einen ſonſt berühmten Schriftſteller nicht deswegen zu verwerfen, weil er uns nicht ſogleich gefällt, weil es leicht geſchehen kan, daß wir ſchon zuvor wider ihn eingenommen ſind, und es gilt auch hier überhaupt was Horaz insbeſondre von den Poeten ſagt:

— — — — — *non ego paucis*

Offendar maculis, quas aut incuria fudit,

Aut humana parum cauit natura.

In dieſen erſtern beyden Abſchnitten ſcheint der Verfaſſer mehr überhaupt denen Stüdirenden Regeln zu geben, als insbeſondre, welches er doch vornämlich hätte thun ſollen, denen, die ſich der Gottesgelahrheit gewidmet, eine Anweiſung zu ertheilen, wie ſie mit Nutzen ein ſo wichtiges Vorhaben

haben ausführen ſollen. Doch er verbeſſert dieſen Fehler in dem dritten Abſchnitte, wo er zeiget, wie man mit Nutzen ſtudiren ſolle. Hierzu wird zweyerley erfodert: Man mus erſtlich niemals den Hauptzweck den man ſich vorgeſtellet, aus der Acht laſſen, zum andern die Art und Weiſe wohlbedächtig unterſuchen, wie man am leichteſten denſelben erreichen kan. Ein Schüler der Gottesgelahrheit insbeſondere hat alſo folgende Regeln in Acht zu nehmen. Erſtlich mus er täglich die Bibel in den Grundſprachen leſen, und daraus die eigentliche Meynung des heiligen Schreibers verſtehen lernen. Er mus hiernächſt wohlbedächtig unterſuchen, was für Wahrheiten daraus können bewieſen werden oder nicht. Er mus die Richtſchnur ſeines Glaubens machen: ein Feind aller theologiſchen Zänkereyen ſeyn, auch nicht ſich mit Kleinigkeiten beſchäftigen, deren es zwar keine in der Schrift ſelbſt, aber deſto mehrere in den theologiſchen Handbüchern giebt. Endlich müſſen nur diejenigen Gottesgelehrten ſeinen Beyfall verdienen, die ein groſſer Geiſt und ein gutes Herz ehrwürdig macht.

Die beyden letzten Abſchnitte ſind eben ſo reich an guten Lehren, als die drey vorhergehenden. Herr Maſon zeigt in dem vierten, wie man durch den Umgang mit andern ſeine Erkäntnis bereichern ſoll. Ein mürriſcher Kopf fliehet allen Umgang mit andern, oft nur deswegen, weil er aus einem dummen Stolze glaubt, daß ein

andrer

andrer nicht im Stande sey, ihn etwas zu lehren. Ein andrer, der eine gewisse natürliche Lebhaftigkeit und Munterkeit des Geistes besitzt, fällt in den gegenseitigen Fehler, dem Herr **Mason** insbesondre folgende Regeln entgegensetzt. Eben die kluge Wahl die man bey Lesung verschiedner Schriftsteller, anstellen mus, hat man auch bey dem Umgang mit andern nöthig. Es ist also der Klugheit gemäs, nur diejenigen sich zur Gesellschaft zu erwählen, die uns weiser und vernünftiger machen können. Nach einer so sorgfältigen Wahl, mus man sich nach den Fähigkeiten derer, mit denen man umgeht, richten. Ist man ihnen an Einsicht nicht gleich, so lerne man von ihnen; im Gegentheil kan man sich zu ihren Lehrer aufwerfen. So mus man sich den Umgang mit andern nützlich zu machen suchen. Ja selbst in der Stille der Einsamkeit, wird derjenige nicht müssig seyn, der sich den Wissenschaften und insbesondere der Gottesgelahrheit gewidmet hat. Ein Gelehrter, sagt Herr **Mason**, sollte niemals weniger allein seyn, als wenn er allein ist. Hier ist es nöthig, daß man seine Gedanken sammle, und auf dasjenige richte, was man von andern gehört, was man neuerlich gelesen, daß man ein Urtheil über diese Dinge fälle, und also die Beurtheilungskraft schärfe. Keine Materie ist würdiger, daß man sich in der Einsamkeit, und auf seiner Studierstube damit beschäftige, als die Religion, die Wahrheiten derselben, die Sitten derselben, der Endzweck derselben.

ben. Die Betrachtung dieſer Dinge erfodert ein freyes Gemüth, und es iſt alſo die Pflicht eines Schülers der Gottesgelahrheit, ſich hauptſächlich zu Hauſe damit zu unterhalten. Dieſe ſind die Hauptſtücke des erſten Theils der Schrift, die wir vor uns haben.

Der andre iſt von nicht geringerer Wichtigkeit. Herr Maſon redet in demſelben von den Hauptpflichten eines geiſtlichen Lehrers, und hier handelt er die vorzutragenden Wahrheiten wiederum in neun beſondern Abſchnitten ab.

In dem erſten, wird die regelmäſſige Einrichtung einer geiſtlichen Rede gezeiget. Ein Prediger mus, bey der Erwählung einer Materie, ſich ſelbſt und ſeine eignen Kräfte zu Rathe ziehen, und dabey die Fähigkeiten ſeiner Zuhörer, die Zeit und Umſtände derſelben in Acht nehmen. Bey der Ausführung der abzuhandelnden Sache mus er eine Lehrart beobachten, die der Text ſelbſt fodert. Es iſt genug, wenn er die Haupteintheilungen ſeiner Rede den Zuhörern bekant macht; alle Nebenabtheilungen ſorgfältig den Anweſenden zuzuzählen, iſt ekelhaft und unnöthig. Die Sache mus ſelbſt die Worte an die Hand geben, und ein Lehrer, der die Wahrheiten, die er vortragen will, ſelbſt eingeſehen hat, wird niemals Urſache haben, ſich über den Mangel an Worten zu beſchweren, oder ängſtlich auf äuſſerliche Zierrathen ſeiner Rede zu denken. Eine kindiſche Beredſamkeit iſt alle-

allezeit die Frucht eines Redners, dem es an einer nöthigen Einsicht in die vorzutragende Sache fehlt. Nach diesen allgemeinen Erinnerungen fährt der Verfasser fort, noch einige besondere Anmerkungen in Ansehung, der Ausarbeitung einer geistlichen Rede in dem andern Abschnitte zu machen, oder vielmehr die bereits gegebenen Lehren deutlicher aus einander zu setzen. Der dritte enthält eine Anweisung zu der würdigen Vorbereitung einer Predigt, die man nunmehro vor dem Volke halten will. Der Verfasser empfiehlt hier allen sorglosen Lehrern die Worte unsers verstorbenen Luthers: *Bene oraſſe, eſt bene ſtuduiſſe.* Ein Prediger mus die Heiligkeit des Orts, die er betreten will, die Wichtigkeit der Sache, die er vorstellen will, und endlich den hohen Adel der Seelen, die ihm anvertrauet sind, in Erwägung ziehen, und daher, unter dem inbrünstigsten Gebete, für sich und seine Zuhörer, mit einem gewissen ehrfurchtsvollen Betragen, im äusserlichen, mit einem gesetzten Gange und einer ehrfurchtsvollen Mine die Kanzel betreten, dabey aber allen verdächtigen und heuchlerischen Zwang sorgfältig vermeiden. Hiermit verbindet Herr Mason in dem vierten Abschnitte Regeln in Ansehung des äusserlichen, eines geistlichen Redners auf der Kanzel selbst. Die Aussprache mus natürlich und deutlich seyn, aber doch dabey allezeit ein übertriebenes Geschrey vermeiden. Der Prediger mus dieselbe, nachdem es die Sache erfodert, bald fallen lassen, bald wiederum erheben. Zuweilen, wenn die vorgetrage-

nen

nen Wahrheit von einer besondern Wichtigkeit ist, ist es dienlich, ein wenig inne zu halten, damit der Zuhörer Zeit gewinne, weiter nachzudenken, oder das Gehörte bey sich zu wiederholen. Ueberhaupt besteht die grösste Kunst der Aussprache in einer geschickten Veränderung der Stimme, die der Natur der Sache, von welcher man redet, gemäs ist. Zu diesem Aeusserlichen eines geistlichen Redners auf der Kanzel selbst, rechnet der Verfasser ferner die Action, welche allezeit mit der Aussprache übereinkommen und mit derselben verändert werden mus. Zween Fehler mus man hier sorgfältig vermeiden lernen. Die Bewegung der Gliedmassen des Leibes, insbesondere der Hand, mus nicht zu heftig, aber auch nicht zu schwach seyn. Ist das erstere, so wird man dem Zuhörer zum Gelächter werden: ist das letztere, so wird man, oft auch bey dem Vortrage der feyerlichsten Wahrheiten, nicht den geringsten Eindruck machen. Denn wenn auch gleich der gröste Haufe, keine Beurtheilungskraft besitzt, so fehlt ihm doch nicht Ohr und Auge, und er ist allezeit scharfsichtig genug, die bedeutenden Bewegungen des Körpers von nichts bedeutenden, und die Stimme der Natur, von falschen und gezwungnen Tönen, zu unterscheiden. Herr **Mason** führt diese Materie insbesondre weitläuftig aus, und vielleicht können die Erinnerungen, die er hierbey macht, seinen Landesleuten am dienlichsten seyn, da wie bekant ist, die Gewohnheit der englischen Prediger, ihre Predigten abzulesen, dieselben oft an einer geschick-

ten Veränderung der Stimme, und regelmäſſigen Bewegung des Körpers verhindert. Der fünfte und ſechſte Abſchnitt welche von der Austheilung der Sacramente handeln, enthalten meiſtentheils Lehren, die nach der engliſchen Kirchenverſammlung eingerichtet ſind, und unter uns von wenig Nutzen ſeyn würden. Von mehrerm Nutzen ſcheinen die Vorſchriften zu ſeyn, die er in dem ſiebenten Abſchnitte von der Beſuchung der Kranken ertheilet. Dieſes iſt eine der wichtigſten Verrichtungen des geiſtlichen Amtes, dazu der wenigſte Theil geſchickt iſt, und welche, nebſt einer langen Erfahrung, ganz beſondre Klugheit und Eifer erfodert. Herr Maſon giebt deswegen erſtlich einige allgemeine Regeln, und er macht, zum andern, gewiſſe beſondre Fälle nahmhaft, welche ein ganz beſondres Verhalten von einem aufrichtigen Seelſorger erfodern.

Unter den allgemeinen Regeln, die hier gegeben werden, iſt die erſte dieſe. Man mus niemals ohne eine heilige Vorbereitung ſich zu dem Sterbebette des Kranken nähern. Es iſt zu verwundern, ſagt ein gewiſſer ſcharfſinniger Gottesgelehrter, daß die meiſten bey Ausarbeitung einer geiſtlichen Rede, ſich ſo viele Mühe geben, und daß die wenigſten eine gleiche Sorgfalt bey dieſer Verrichtung ihres Amtes anwenden, die doch die wichtigſte unter allen iſt. Mit dieſer Regel verbindet Herr Maſon eine andre, die eben ſo wichtig iſt: Ein Geiſtlicher mus ſich in die Stelle des Kranken, mit dem er re-

den

den soll, setzen, und untersuchen, wie er wünschen würde, daß der Diener des göttlichen Wortes sich gegen ihn verhielte. Er mus hiernächst sich nach den Fähigkeiten und besondern Umständen des Patienten richten. Hierauf fährt er fort zu zeigen, wie ein Prediger sich in gewissen besondern Fällen zu verhalten hat. Den Beschlus macht im achten und neunten Abschnitt die Beschreibung des besondern Verhaltens in dem täglichen Umgange mit andern, wo insbesondre der Befehl des Apostels eingeschärfet wird: Nicht als die über das Volk herrschen, sondern werdet Fürbilder der Heerde. Dieser letztere Abschnitt ist vielleicht einer der nöthigsten, ob man gleich in den ordentlichen Pastoralanweisungen nur gar zu wenig davon findet. Es ist schwer, einen vollständigen Auszug aus einer Schrift zu machen, die so viel Gutes in sich fasset, und die würdig ist, von vielen gelesen, und in Ausübung gebracht zu werden.

VII.

The Method of Fluxions, applied to a ſelect number of uſeful problems by *Nicholaus Saunderſon*, LL. D. London. 1756. 81 Alph. 12 Kupfertafeln.

Dieſes Werk enthält, nebſt einer Einleitung in die Fluxionenrechnung, eine Anwendung derſelben auf auserleſene Aufgaben, wobey einige Sätze Coteſens und Newtons erwieſen werden und ihre Erfindung gelehret wird. Sein Verfaſſer iſt bekantermaſſen blind geweſen; und dieſer Aufſatz, wie eine Algebra und andere Werke, die man von ihm hat, iſt ein Beweis, wie die Fähigkeiten der Seele, die Einbildungskraft und das Gedächtnis, wenn ſie auf gehörige Art gebraucht werden, den Mangel eines Sinns erſetzen können, den man zur mathematiſchen Käntnis für unumgänglich nöthig halten würde, wenn dieſes Beyſpiel nicht das Gegentheil darthäte.

Eine Einleitung handelt anfänglich von der Zuſammenſetzung der Kräfte; nicht daß die erſten Gründe dieſer Lehre vorgetragen würden, ſondern vornehmlich wird folgender Satz vorgetragen; wenn die Seiten eines Vielecks EFGHI (unſere Leſer werden ſich die Figur, die dieſes zu verſtehen nöthig

nöthig ist, leicht in Gedanken vorstellen oder entwerfen,) die Grössen verschiedener Kräfte vorstellen, die in einem Winkelpunkt des Vielecks E wirken, und mit dieser Kräfte Richtungen gleichlaufend sind: so wird die letzte Seite des Vielecks EI, die Grösse und Richtung einer Kraft vorstellen, welche allen übrigen Kräften gleichgültig ist. Dieses gründet sich darauf, daß die dritte Seite eines Dreyecks die Kraft vorstellt, welche aus Zusammensetzung der beyden Kräfte entstehet, die von den übrigen Seiten vorgestellt werden. Das zweyte Stück der Einleitung betrachtet den Fall schwerer Körper gerade herunter und auf schiefen Ebenen, und das dritte die Potenzenrechnung. Beyde enthalten nur gemeine Sachen. Nach diesem folgen die Regeln der Fluxionenrechnung, auf die gewöhnliche Art vorgetragen, und ihre Anwendung, auf die Ziehung der Tangenten, die Erfindung der grössten und kleinsten Grössen, und die unendlichen Reihen, wo der binomische Lehrsatz auf eine sinnreiche Art aus der Betrachtung der Fluxionen hergeleitet wird. Hierauf folgen die Regeln der verkehrten Fluxionenrechnung, die Quadraturen, die hyperbolischen Logarithmen, die Ausrechnungen der Körper, die Verwandelung der Reihen (reversio serierum,) und die Anwendung

dieſer Lehren auf verſchiedene Unterſuchungen aus der Naturkunde, als die Erfindung des Mittelpunkts, der Schwere, u. d. g. Unter andern wird das Gewichte einer unendlich langen Säule geſucht, die auf der Oberfläche der Erde aufſtehet, wenn man annimt, daß ſich die Schwere verkehrt wie das Quadrat der Entfernung vom Mittelpunkte der Erde verhalte. Der Halbmeſſer der Erde ſey = r, der Abſtand eines unendlich dünnen Querſchnittes der Säule vom Mittelpunkte der Erde = x, und ſeine Dicke = d x ſo verhält ſich ſein Gewichte wie $dx : x^2$ und alſo die Summe dieſer unendlich kleinen Gewichte wie Conſt. — 1 : x Nun iſt dieſe Summe = o wenn x = r weil ſich die Säule an der Oberfläche der Erde anhebt, alſo Conſt. = 1 : r und die völlige Summe $= \frac{x-r}{rx}$; Folglich für ein unendliches x, $= \frac{1}{r}$

Ein kleiner Theil dieſes Cylinders an der Erdfläche habe das Gewichte p, und die Länge a, ſo iſt nach dieſer Verhältnis p = a : r r, und alſo p: dem Gewichte der unendlich langen Säule

$$= \frac{a}{rr} : \frac{1}{r} = a : r$$

Nach dieſen Unterſuchungen werden die Bewegungen ſolcher Körper, die ſich ſchwingen, betrachtet: und darauf folgen Berechnungen, welche die Dichte der Dunſtkugel betreffen, wobey der Verfaſſer

faſſer aber annimt, daß ſich die Dichte der Luft wie die zuſammendrückende Kraft verhalte, wovon er aber ſelbſt geſtehet, daß ſie, in der völligen Schärfe genommen, auf Ungereimtheiten führe; z. E. unſere Dunſtkugel müſſe mit einer unendlichen Menge sie umgebender Luft eingeſchloſſen ſeyn, damit ſie ſich nicht, von der Erde weg, ins Unendliche ausbreitete. Hierauf wird der Widerſtand unterſucht, den bewegte Körper in flüſſigen Weſen leiden, und alsdenn die Wirkung eines ungedruckten Sphäroids auf ein Theilchen Materie, das ſich irgendwo in ſeiner verlängerten Axe befindet, welche die Geſtalt der Erde zu beſtimmen dienlich iſt. Die Lehre von den Fluxionen höherer Stufen wird auf die Auflöſung der Fluxionalgleichungen angewandt, wiewohl dieſe Auflöſung auch durch unendliche Reihen, und die Vergleichung der Coefficienten mit einander gelehret wird, doch ohne das newtoniſche Parallelogramma zu erklären, das man hier billig ſuchen ſollte, worauf einige Fluxionalformeln aus Coteſens Logometrie auf die endlichen Gröſſen, von denen ſie entſpringen, gebracht werden, welchem die Auflöſung einiger Aufgaben aus dem Scholio generali bey Coteſens Logometrie mit einer Erläuterung verſchiedener andern coteſiſchen Lehrſätze beygefüget werden; darauf folgen einige Anmerkungen über Newtons Principia. Von der Methode der erſten und letzten Verhältniſſe, (rationum primarum & ultimarum) drückt ſich Saunderſon folgendergeſtalt aus: Ob man gleich

die veränderlichen Grössen als verschwindend, oder aus Nichts entstehend, betrachten kan, so geschiehet es doch oft, daß ihre Verhältnisse weder verschwinden, noch über gewisse bestimmte Gränzen wachsen, wenn gleich die Grössen selbst, bey denen diese Verhältnisse statt finden, verschwinden, oder über alle Gränzen wachsen; und dergleichen Verhältnisse, nennt man die **ersten** entstehender oder die **letzten** verschwindender Grössen, wie auch die **letzten** bey Grössen, die ohne Ende wachsen. Diese Verhältnisse sind also nicht Verhältnisse **erste** oder **letzter Grössen**, dergleichen es nicht giebt, nicht Verhältnisse endlicher und wirklich vorhandener Grössen, sondern Gränzen dieser Verhältnisse, denen sich die Verhältnisse solcher Grössen, die ohne Einschränkung wachsen, oder bis auf nichts abnehmen, immer mehr und mehr, als ein gegebener, auch noch so kleiner Unterscheid beträgt, rühren können, niemals aber diese Gränzen überschreiten, und nicht einmal erreichen, als wenn die Grössen, bey denen diese Verhältnisse statt finden, nichts oder unendlich werden. So schwer dieses alles bey dem ersten Anblicke zu begreifen scheint, so deutlich wird es durch die Anwendung auf Exempel: Man setze zwo Grössen, $A = 4xx + 3x$, $B = 2xx + x$, wo x veränderlich ist, und mit sich, A und B

auch

auch verändert, und bald auf nichts bringet, bald unermeslich macht, so wird die letzte Verhältnis der verschwindenden A und B wie 3 : 1 die letzte Verhältnis der unendlichen A und B aber wie 2 : 1 seyn. Denn wenn man mit x dividiret, so ist $A : B = 4x + 3 : 2x + 1$; Diese Verhältnis aber ist grösser als $4x + 2 : 2x + 1$ oder 2 : 1 und kleiner als $6x + 3 : 2x + 1$ oder 3 : 1. Wenn also x, und mit ihm 4 x und 2 x, verschwinden: so wird A : B zuletzt wie 3 : 1. Da ferner $A : B = 4x + 3 : 2x + 1$ oder $= 4 + \frac{3}{x} : 2 + \frac{1}{x}$, so lasse man x ohne Ende wachsen, und also $\frac{3}{x}$, $\frac{1}{x}$, verschwinden, so verhält sich A : B zuletzt wie 4 : 2 = 2 : 1; also wird A : B niemals die Verhältnis 3 : 1 oder die 2 : 1 haben, sondern allemal eine mittlere, und diese Verhältnisse 3 : 1, und 2 : 1 sind die gewissen und bestimmten Gränzen aller Verhältnisse, die A zu B haben kan; zwischen diesen Gränzen sind die unbestimmten Verhältnisse A zu B beständig eingeschränkt, können ihnen aber so nahe, als man will, kommen. Die übrigen Anmerkungen erläutern besonders viele zur höhern Mechanik gehörige Stellen aus Newtons

Principiis

Principiis. Die Aufſätze ſcheinen alle durch Vorleſungen über Newtons und Coteſens Schriften veranlaſſet zu ſeyn, und ſind alſo für diejenigen brauchbar, die noch nicht andere Erklärungen über dieſe Werke beſitzen.

Theokrit und Virgil abgeborget, und auf brittischen Fluren eingeführet; Philips aber habe, mit einer grössern Genauigkeit, englische Bauernahmen gebraucht, woran ein Leser von feinerm Geschmack nothwendig Gefallen haben müsse*; Pope habe sich in seinen Schäfergedichten sclavisch an eine gewisse Jahrszeit gebunden; aber Philips habe, gleich Spensern, diese Pedanterey verachtet, und vermittelst einer poetischen Schöpfungskraft, Rosen und Lilien im Winter blühen lassen. Hierauf werden besondere Gedanken aus den Schäfergedichten beyder Dichter verglichen. Wir wollen diese Stelle hier ganz einrücken:

„Mit welcher Einfalt läßt nicht Philips zween Schäfer wechselsweise singen:

Hobb.

Komm Rosalinde, o komm, denn ohne dich hat das Land für mich keinen Reitz; komm, Rosalinde, o komm, meine bunten Kühe, meine schneeweissen Schaafe, mein Meyerhof, alles ist dein.

Lang.

* *On diroit, que Ronſard, ſur ſes* Pipeaux ruſtiques
Vient encor fredonner ſes Idylles Gothiques
Et changer, ſans reſpect de l'oreille et du ſon,
Lycidas en Pierrot et Phyllis en Toinon.

Boileau Art poetique Ch. 2. v. 21-24.

Stück verfertiget hat, und daß es eine **Satyre**, in dem Kleide einer **Lobschrift**, ist. **Steele** war ein Bewundrer von den Schäfergedichten des **Philips**, und er war im Begrif, eine kritische Vergleichung zwischen ihm und **Popen** anzustellen, und jenem den Vorzug vor diesem einzuräumen. Dieses Vorhaben erfuhr **Pope**. Er suchte dem Nachtheile, welchen sein Ruhm durch die Ausführung desselben zu befürchten hatte, zuvorzukommen, und verfertigte die gedrohete Vergleichung selbst. Er erhub den **Philips** über sich selbst; allein er verfuhr dabey so, daß er Umstände, die in Schäfergedichten wirkliche Fehler sind, durch Hülfe der Ironie, zu Schönheiten machte, und dem **Philips** um deswillen, weil man sie bey ihm fand, den Vorzug einräumte. Man wundert sich, daß **Steele**, der so viel Einsicht besas, diese Satyre nicht gesehn hat. Vielleicht hatte er aber dieses Stück vor dem Drucke gar nicht gelesen; da er nicht der einzige war, der den *Guardian* besorgte. **Philips** hat, in seinen **Schäfergedichten**, veraltete Wörter gebraucht. Dieses wird in dieser ironischen Lobschrift, an ihm gerühmt, dahingegen am **Virgil** getadelt wird, daß er, als ein so grosser Kenner der Schriften des **Ennius**, in seinen Schäfergedichten nicht die alte **römische** Mundart angenommen, sondern, ohne daran zu denken, daß er unter Bauern sey, immer die Reinigkeit der Sprache beobachtet habe. Es wird ferner angeführet, **Pope** habe die fremden Nahmen **Daphnis**, **Alexis**, **Thyrsis** dem

Theo-

Theokrit und Virgil abgeborget, und auf britischen Fluren eingeführet; Philips aber habe, mit einer gröſſern Genauigkeit, engliſche Bauernahmen gebraucht, woran ein Leſer von feinerm Geſchmack nothwendig Gefallen haben müſſe *; Pope habe ſich in ſeinen Schäfergedichten ſclaviſch an eine gewiſſe Jahrszeit gebunden; aber Philips habe, gleich Spenſern, dieſe Pedanterey verachtet, und vermittelſt einer poetiſchen Schöpfungskraft, Roſen und Lilien im Winter blühen laſſen. Hierauf werden beſondere Gedanken aus den Schäfergedichten beyder Dichter verglichen. Wir wollen dieſe Stelle hier ganz einrücken:

„Mit welcher Einfalt läſſt nicht Philips zween Schäfer wechſelsweiſe ſingen:

Hobb.

Komm Roſalinde, o komm, denn ohne dich hat das Land für mich keinen Reitz; komm, Roſalinde, o komm, meine bunten Kühe, meine ſchneeweiſſen Schaafe, mein Meyerhof, alles iſt dein.

Lang.

* *On diroit, que Ronſard, ſur ſes* Pipeaux ruſtiques
Vient encor fredonner ſes Idylles Gothiques
Et changer, ſans reſpect de l'oreille et du ſon,
Lycidas en Pierrot et Phyllis en Toinon.

Boileau Art poetique Ch. 2. v. 21-24.

Lang.

Komm, Roſalinde, o komm, hier ſind ſchattichte Auen, hier ſind kühle Quellen, hier ſind entſprieſſende Blumen; komm, Roſalinde, hier wollen wir ewig wohnen, und hier ſoll uns unſre Lebenszeit ſanft dahinflieſſen.

Unſer andrer Schäferdichter verliert ſich, bey dem Ausdruck eben dieſer Gedanke, in die erhabene Art zu dichten:

Streph.

Im Lenz liebe ich die Gefilde und die Hügel im Herbſt; des Morgens die Auen, und des Mittags den ſchattichten Hain, aber **Delia** liebe ich immer; von dem Anblick der **Delia** verbannt, vergnügen mich weder die Auen des Morgens, noch die Haine des Mittags.

Daph.

Sylvia iſt reif wie der Herbſt, aber mild, wie der May, heller als der Mittag, und doch friſch, wie der Morgen. Selbſt der Lenz gefällt nicht, wenn ſie nicht hier ſchimmert. Aber mit ihrer Gegenwart beſeeligt, iſt mir das ganze Jahr Frühling.

Beym **Philips** machen zween Schäfer folgende **unſchuldige** Beſchreibung von dem Betragen ihrer Schäferinnen:

Hobb.

Hobb.

Als Mariane ſich badete, gieng ich ungefähr vorbey. Sie erröthete, und ſahe mich ſeitwärts an. Darauf bemühete ſie ſich geſchwind, ihre ſchöne Geſtalt im cryſtallenen Fluſſe zu verbergen, aber vergebens.

Lang.

Als ich mich an einem heiſſen Tage badete, hatte Lydia ſich in das Riedgras verſteckt. Das muthwillige Mädchen lachte, und ſtellte ſich, als ob ſie in Eil davon fliehen wollte; allein ſie ſtand oft ſtill, und kehrte oft ihre Augen nach mir zurück.

Der andre neuere Dichter, der wirklich die Kunſt verſteht, Verſe zu machen, hat folgende Beſchreibung:

Streph.

Die freundliche Delia winkt mir von der Aue zu; alsdenn verbirgt ſie ſich im Schatten, und täuſcht den eilenden Schäfer: allein ſie lacht verſtellt, mich umher ſuchen zu ſehen, und durch dieſes Lachen entdeckt ſich das willige Mädchen.

Daph.

Die muntre Sylvia eilt über die grüne Flur; ſie läuft und hoft, nicht ungeſehn zu laufen. Ein günſtiger Blick fliegt auf ihren Verfolger.

Hobb.

Hauchet sanft ihr Winde! flieſſet leiſe ihr Waſſer! beſchirmt ſie, ihr Bäume! blühet, um ſie her, auf, ihr Blumen! Und ihr, ihr Schäfer, ich bitte euch, gehet ſtill vorüber, denn meine Schäferin iſt in jenem Thale eingeſchlafen.

Lang.

Jüngſt lag Delia auf weichem Moos, und ſchlief. Ihre Reizungen waren halb unverdeckt, und gegen die Weſte ungeſichert. — Ich raubte ihr heimlich einen Kus. Beſtraft mich, ihr Schäfer, wenn ich ein Verbrechen begangen habe.

Das nächſte Werk, welches Philips nach ſeinen Schäfergedichten herausgab und welches er auf der Univerſität geſchrieben haben ſoll, war das Leben John Williams, Lord Grosſiegelbewahrers Biſchofs zu Lincoln, und Erzbiſchofs zu York, unter der Regierung König Jakobs und Carls des erſten. In dieſem Werke ſind viele merkwürdige Sachen zu finden, welche zu dieſen Zeiten im Staat und in der Kirche vorgefallen.

Philips, welcher ſich gar bald durch ſeine Neigung zur Revolution unterſchied, verfertigte nebſt D. Boulter dem nachherigen Erzbiſchof von Armagh; Richard Weſt, Eſq; Lord Canzler von Irland; Gilbert Burnet, und Heinrich Stevens, ein Blatt, der Freydenker, genant, welches

In eben dem Schäfergedichte, wo die badende Mariane ihre Reizungen vor ihrem Schäfer im Wasser verbergen will, und wo die zu muthwillige Lydia ihre Augen nicht genug in ihrer Gewalt hat, um sie von dem badenden Schäfer wegzuwenden, finden wir z. E. auch folgende Stellen:

Hobb.

Ich liebe, ganz in geheim, ein reizendes Mädchen, und, ganz in geheim, liebt dieses Mädchen mich wieder. In der letzten glücklichen Nacht versprach sie mir ihre Treue. Errathe du ihren Nahmen, und du sollst Sieger seyn.

Lang.

Sanftmüthig, gleich einem Lamme, unschuldig, gleich einer Taube, und aufrichtig, wie eine Turteltaube, ist die Schäferin, die ich liebe. Wie sehr wir uns in geheim lieben, kan ich nicht sagen. Errathe du ihren Nahmen, und ich gebe mich überwunden.

Hobb.

Ich und meine Geliebte lagen auf einem weichen blumichten Rasen beysammen. Ein rieselnder Bach flos vorüber. Tausend zärtliche Dinge sagte mir sie, und ich sagte ihr wieder tausend zärtliche Dinge. — —

Hobb.

Hauchet sanft ihr Winde! flieſſet leiſe ihr Waſſer! beſchirmt ſie, ihr Bäume! blühet, um ſie her, auf, ihr Blumen! Und ihr, ihr Schäfer, ich bitte euch, gehet ſtill vorüber, denn meine Schäferin iſt in jenem Thale eingeſchlafen.

Lang.

Jüngſt lag Delia auf weichem Moos, und ſchlief. Ihre Reizungen waren halb unverdeckt, und gegen die Weſte ungeſichert. — Ich raubte ihr heimlich einen Kus. Beſtraft mich, ihr Schäfer, wenn ich ein Verbrechen begangen habe.

Das nächſte Werk, welches Philips nach ſeinen Schäfergedichten herausgab und welches er auf der Univerſität geſchrieben haben ſoll, war das Leben John Williams, Lord Grosſiegelbewahrers Biſchofs zu Lincoln, und Erzbiſchofs zu York, unter der Regierung König Jakobs und Carls des erſten. In dieſem Werke ſind viele merkwürdige Sachen zu finden, welche zu dieſen Zeiten im Staat und in der Kirche vorgefallen.

Philips, welcher ſich gar bald durch ſeine Neigung zur Revolution unterſchied, verfertigte nebſt D. Boulter dem nachherigen Erzbiſchof von Armagh; Richard Weſt, Eſq; Lord Canzler von Irland; Gilbert Burnet, und Heinrich Stevens, ein Blatt, der Freydenker, genant, welches

welches **Philips** zusammen herausgab, und das nachher in drey Bänden wieder aufgelegt worden ist. In den letzten Jahren der Regierung der Königin **Anna**, war er Secretär vom *Hanover-Club*, welches eine Gesellschaft von Personen aus dem hohen und niedern Adel war, die sich für diese Succession erklärten. Sie tranken ordentlich auf das Wohl der Frauenzimmer, die dem Hause Hannover am eifrigsten zugethan waren, welches **Philips** zu folgenden Zeilen Anlas gab:

> Wenn sie, die ausgesuchten Schönheiten unsrer Insel, auf die Sache der Freyheit, gütig herablächeln: so können wir die Hofnung des kühnen Prätendenten verlachen und Britanniens Sicherheit ihren Augen anvertrauen.

Da **George der erste** den Thron bestieg, wurde **Philips** Friedensrichter und Commissarius bey der Lotterie. Allein obgleich seine äusserlichen Umstände vortheilhaft waren: so war doch sein Gemüth unruhig. Er hatte das Unglück, **Pope** zu misfallen, welcher mit seiner gewohnten Bitterkeit über ihn spottete.

Man sagte, er habe **Popen für einen Feind der Regierung** ausgegeben, und er sey der Urheber eines ausgebreiteten Rufs, als ob **Pope** an der wöchentlichen Schrift *The Examiner*, **der Untersucher**, Antheil gehabt. Die Art, mit welcher **Pope** sich rächte, beunruhigte **Philips** sehr, und da **Pope** ihm an Witz unendlich überlegen war:

Kein sanfthauchender West bereitet den Lenz, keine Vögel singen in der verödeten Gegend. Die unbewegten Schiffe trotzen den ungestümen Winden und rollende Wagen fliegen über den Ocean. Der ungeheure Leviathan hat keinen Raum, zu spielen, und seine Wasser, im Angesicht des Tages, hervorzuschütten. Die gierigen Wölfe rauben längst dem hohen Meer, und heulen, in Thälern voll Eis, dem Mond entgegen. Denn hier breitet sich das Meer in eine durchsichtige Ebene aus, und dort erheben sich in einer wilden Unordnung feste Wogen von ungeheurer Höhe zu Alpen von grünem Eis.

Und doch habe ich nur neulich auch hier den Winter in einer gefälligen Tracht gesehen. Ehe noch die Wolken den gesammelten Schnee fallen liessen, und die Winde, durch die Himmel voll Nebel, zu blasen anfiengen, entstand am Abend ein scharfer östlicher Wind und der herabfallende Regen gefror. So bald als die stillen Schatten der Nacht sich entfernet hatten, zeigte der röthliche Morgen auf einmal dem Gesicht die ganze Natur in einer reichen Tracht und ein heller Glanz umgab jeden Gegenstand; jeder Strauch, jedes Gras, jeder Dorn schien in Glas gearbeitet zu seyn. Der Hagedorn prangte mit Perlen und Rubinen, indem die röthen Beeren durch das Eis schimmerten. Das dicke Rohr in den Sümpfen glich blinkenden Lanzen auf einem feindlichen Felde. Hirsch wurde in dem Flusse mit Verwunde-

rung

ung gewahr, daß er crystallene Geweihe auf sei-
em Haupte trug. Die weitausgebreitete Eiche,
e Buche, die hohe Fichte glänzten, wie mit Glas
berzogen, im gefrierenden Aether. Die erschrocke-
en Vögel vermieden die rasselnden Aeste, welche
n der entfernten Sonne schimmerten.

Wenn sich ein plötzlicher Wind erhebet; so
fliegt der zerbrechliche Wald, wie Atomen, umher.
Das krachende Gehölz beugt sich unter dem Stur-
me, und die Aussicht endet sich in einen Plazregen.
Oder wenn ein Südwind die Gegend erwärmt und
nach und nach die Fesseln des Winters auflöset;
so sieht der Wanderer eine bodenlose Gegend, und
reiset traurig unter träufelnden Bäumen.

Gleich einem hintergangenen Landmann, lei-
tet Merlin durch wohlriechende Lauben und ange-
nehme Wiesen. Indem hier bezaubernde Gärten
sich vor ihm erheben, und dort Luftgebäude seine
Augen an sich ziehen, betritt sein wandernder Fus
den magischen Pfad; und indem er den schönen
Betrug für wahr hält, zerfliessen die grundlosen
Scenen in der Luft, und Hölzer, Wildnisse und We-
ge voll Dornen zeigen sich. Ermüdet und unglück-
lich kehrt er auf dem unangenehmen Wege zurück,
und, indem er geht, trauert das vorüberfliehende
Gesicht„.

Dieses Gedicht steht in der Samlung der
Gedichte unsers Philips, die zu London im

Jahr 1748. unter dem Titel: *Paſtorals, Epiſtles, Odes, and other original Poems, with translations from Pindar Anacreon and Sappho*, d. i. **Schäfergedichte, poetiſche Sendſchreiben, Oden und andre urſprünglichengliſche Poeſien, mit Ueberſetzungen aus dem Pindar, Anakreon und der Sappho**, herausgekommen ſind. Man findet unter den Originalſtücken viele, welche mit eben dem dichteriſchen Geiſt verfaſſt ſind, den **Pope** dem Gedicht an den Graf von **Dorſet** zugeſtand. Die Ueberſetzungen der beyden Oden der **Sappho** ſind vortreflich, und der **Zuſchauer** (*) hat beſonders der einen das Lob ertheilt, daß ſie **unausdrückliche** Schönheiten habe.

Wir müſſen nunmehro unſern **Philips** auch als einen **dramatiſchen** Schriftſteller betrachten. Das erſte Stück, welches er auf die Schaubühne brachte, war ſeine **beängſtete Mutter**. Er hat dieſes Stück aus dem franzöſiſchen Trauerſpiel des **Racine, Andromacha**, genommen, und diejenigen Veränderungen hineingebracht, die ihm zur Ver-

(*) *Vol. III. No. 229.* Es iſt dieſes die Ueberſetzung der ſapphiſchen Ode, welche ſich anfängt:

Φαίνεταί μοι κῆνος ἴσος θεοῖσιν
Εμμεν' ἀνὴρ — —

Zeinecke hat dieſe Ueberſetzung nicht vergeſſen, da er ſeinem deutſchen Longin eine Sammlung aller Ueberſetzungen dieſer berühmten Ode einverleibte.

Vergrösserung des Kummers nöthig zu seyn schienen. Dieses Stück wurde das erstemal im Jahr 1711. mit allem dem Beyfall aufgeführt, den ein dramatisches Stück nur erlangen kan. Die Rolle des **Pyrrhus** spielte **Booth**, und den **Oreste** stellte **Powel** vor. Die unnachahmliche **Oldfield** erwarb sich in der Person der **Andromacha** die Bewunderung der Zuschauer.

Auf dieses Trauerspiel folgte ein andres, *The Briton*, welches im Jahr 1721. aufgeführt wurde. Dieses Stück ist auf eine Geschichte gegründet, welche ausserordentlich geschickt ist, die der Tragödie eigenen Leidenschaften zu erregen. **Vanoc**, Fürst der **Cornavier**, hatte sich, nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, mit **Cartismand**, der Königin der **Brigantier**, vermählt, welche sehr stolz und herrschsüchtig war, und der Tochter des Königs, **Gwendolen**, der Verlobten **Ivors**, Fürstens der **Silurier**, die ganze Strenge einer Stiefmutter empfinden lies. Die Uneinigkeit, welche sich zwischen **Vanoc** und seiner Gemahlin entspann, vermochte sie endlich zum Abfall von ihm. Sie lies sich mit **Vellocad**, einem ehemaligen Bedienten des Königs, in ein Verständnis ein, und schlos einen Bund mit dem **römischen** Tribun, um sich an ihrem Gemahl zu rächen. **Vanoc** war in einigen Treffen glücklich, allein er gerieth in die grösste Bestürzung und Unordnung, da man ihm die Nachricht brachte, daß ein Theil der Feinde die Prinzessin seine Tochter entführt

hätten. Sie wurde in das Zelt des römischen Tribuns, **Valens**, gebracht, welcher in sie verliebt war, aber keine Gewalt gegen sie brauchte. Er kam, im Namen des römischen Generals, **Didius**, zu dem Könige **Vanoc**, um ihm Friedensvorschläge zu thun; allein er wurde mit Unwillen abgewiesen. Die Scene zwischen **Vanoc** und **Valens** ist eine von den meisterhaftesten, die in einer Tragödie gefunden werden können. **Valens** kehrt zu seiner liebenswürdigen Gefangnen zurück, da unterdessen ihr Vater sich zur Schlacht zubereitet, und seine Tochter, durch die Gewalt der Waffen, aus den Händen der Feinde retten will. Aber **Carrismand**, welche wohl einsieht, daß sie von ihrem erzürnten Gemahl keine Gnade zu hoffen hat, eilt in das Zelt der Prinzessin, und durchsticht sie in der Heftigkeit ihrer Wuth. Der König und **Avor** treten diesen Augenblick herein, aber zu spät, den Streich von der schönen **Gwendolen** abzuwenden, welche in den Armen ihres Verlobten stirbt. Diese Scene ist ungemein zärtlich und rührend. Da der König der **Carrismand** über die Abscheulichkeit ihrer That Vorwürfe macht, antwortet sie ihm:

Wärst du zur Verzeihung geneigter gewesen, so würde ich weniger grausam gewesen seyn.

Vanoc.

Ruchlose! Grausame! Ungeheuer! — Was hat sie dir gethan? ach! — die sanfteste Unschuld!

Sie

Sie würde eine Fürsprecherin wegen deiner Verbrechen gewesen seyn.

Cartismand.

Ich bin von dem Entschlus den deine Seele gefasst hatte, zu wohl unterrichtet. — Glaubtest du, daß ich mich unterwerfen würde? — daß ich meine Krone aufgeben würde? — oder hast du allein die Gewalt, zu strafen?

Vanoc.

Doch will ich dich strafen: — ich will ausserordentliche Qvaalen erdenken! — und alsdenn will ich dich der Gerechtigkeit der Götter überlassen.

Cartismand.

So, Vanoc, verlach ich deine ganze Wuth. Mein Herz springt hervor auf die Spitze des Dolchs.

Vanoc.

Geschwind! entreisst ihr den Dolch, — schleppt sie fort in das Gefängnis.

Cartismand.

Es ist kein zweyter Streich nöthig. — Lebe wohl, unbesonnener Mann — mein Elend hat sein Ende erreicht — das deinige aber fängt erst an — und es wird so lange dauern, als dein Leben.

Philips hat in dieſem Trauerſpiel gewieſen, wie genau er die Regeln des Theaters kannte. Der Schauplatz iſt bey ihm beſtändig geſchäftig. Wichtige Unternehmungen werden angefangen; die Zufälle entſtehen auf eine natürliche Art auseinander, und die Cataſtrophe iſt rührend. Er hat die Regel einer poetiſchen Gerechtigkeit, welche einige Kunſtrichter gegeben haben, nicht beobachtet; denn Gwendolen, der liebenswürdigſte Character im ganzen Stück, leidet am meiſten, ohne ſich dieſer Leiden durch unordentliche Leidenſchaften ſchuldig gemacht zu haben.

Das Jahr darauf brachte Philips eine neue Tragödie auf die Schaubühne, Humfrey Herzog von Glouceſter genant. Der Plan dieſes Stücks iſt aus der Geſchichte genommen. Während der Unmündigkeit des Königs Heinrichs des ſechſten, wurde ſein Onkel, der Herzog von Glouceſter, zum Regenten des Reichs verordnet. Dieſe hohe Würde zog ihm viele Feinde zu, unter welchen ſich auch der Herzog von Suffolk befand, der, in der Abſicht, die Gewalt des Herzogs von Glouceſter einzuſchränken, und dem jungen Heinrich die Liebe zur Unabhängigkeit einzuflöſſen, eine Vermählung zwiſchen dieſem Fürſten und Margarethen von Anjou ſtiftete, welche eine Dame von ungemeiner Schönheit, und dem bewährteſten Muthe war. Dieſe Dame war dem Herzog von Glouceſter ungeneigt, weil er ſich ihrer Vermählung mit dem König widerſetzt hatte; und ſie beſchlos ſeinen Untergang.

Sie

Sie brachte den Cardinal **Beaufort**, des Königs Onkel, der voller Stolz und Uebermuth war, auf ihre Seite. Sie fielen auf einen sehr sonderbaren Anschlag, die Gewalt des Herzogs von **Glouceſter** wankend zu machen. Der Herzog von **Glouceſter** hatte **Eleonora Cobham**, die Tochter des Lords **Cobham**, als seine Beyschläferin unterhalten, und vermählte sich mit ihr, nachdem er von seiner ersten Gemahlin, der Gräfin von **Hainault**, geschieden worden. Ungeachtet sie viel zu jung war, als daß sie für eine Zauberin hätte gehalten werden können: so wurde sie doch, wegen Hochverraths, den man auf eine vermeinte Zauberey gründete, in Verhaft genommen, und, nach einer öffentlichen Verbüſſung von einigen Tagen, zur ewigen Gefangenschaft auf der Insel **Man**, verurtheilt, nachhero aber nach **Killingworthcaſtle** gebracht. Das eigentliche Verbrechen, welches man ihr schuld gab, bestand darinnen; sie habe ein Wachsbild, das den König vorgestellt, verfertiget, und dasselbe dergestalt bezaubert, daß der König, mit dem Wachsbilde zugleich, nach und nach sich verzehren sollen. **Johann Hume**, ihr Hofprediger, **Thomas Southwell**, ein Canonicus von **St. Stephens Weſtminſter**, **Roger Bolingbroke**, ein würdiger Geistlicher, und ein Mann von ungemeiner Gelehrsamkeit und ausserordentlichen Verdiensten, und **Margaretha Jourdemain**, die man gemeiniglich die **Zauberin des Auges** nennete, wurden für ihre Mitschuldigen gehalten, und man verurtheilte die letztere

Inhalt.

I. The World, by Adam Fitz-Adam.

II. Four Letters concerning the ſtudy of the hebrew ſcriptures.

III. The pleaſures of imagination, a poem by Dr. *Akenſide.*

V. The works of Dr. *John Sharp.*

V. The works of *Shakeſpear.*

VI. The Student and Paſtor by *John Maſon.*

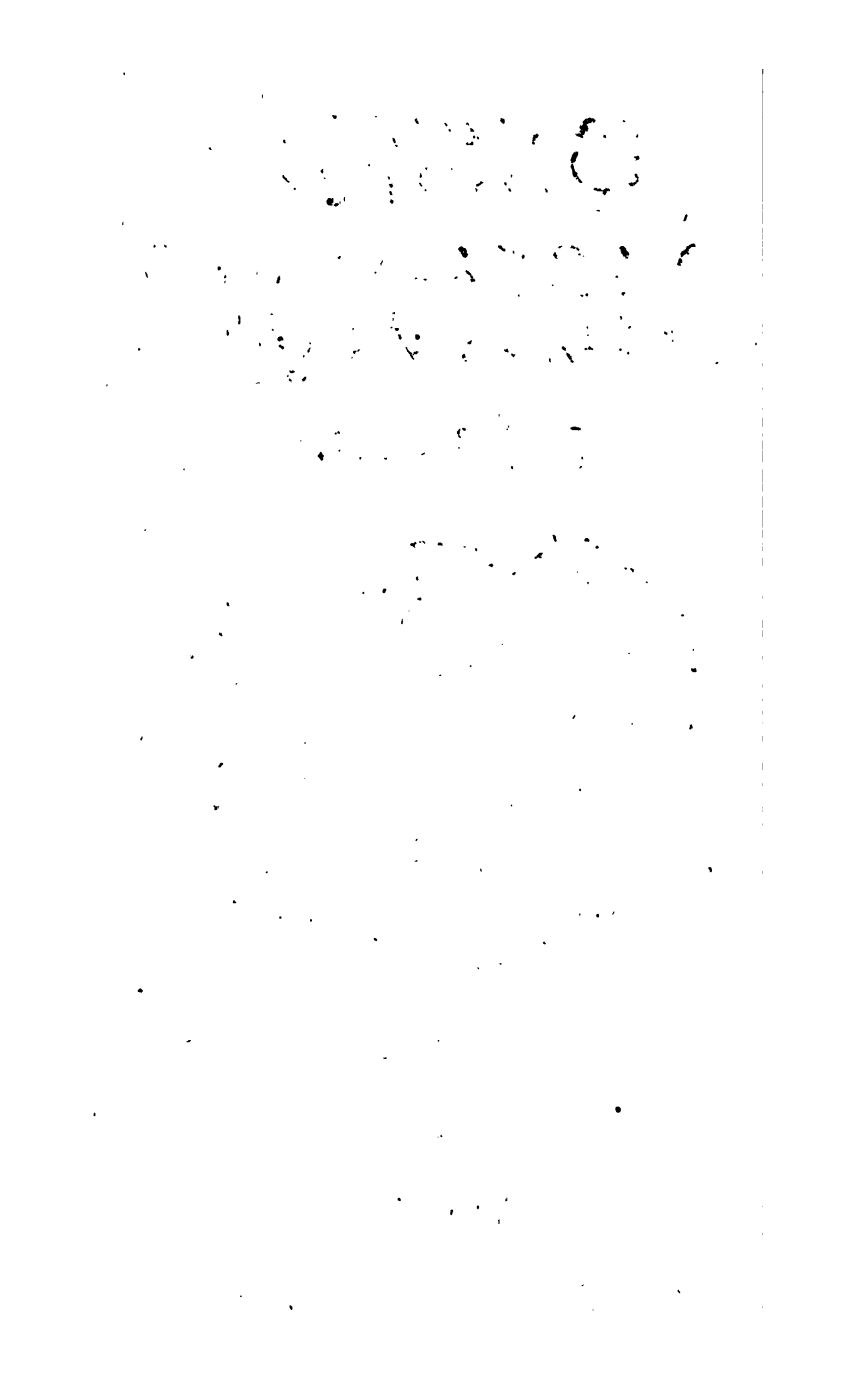
VII. The Method of Fluxions by *Saunderſon.*

VIII. Leben Ambros Philips.

Brittiſche Bibliothek.

Fünftes Stück.

Leipzig,
bey Johann Wendler.
1756.



I.

The Ruins of Palmyra, otherwiſe Tedmor in the Deſart. London printed in the Year 1753.

Das gegenwärtige prächtige Werk wird von der Nachwelt nicht weniger bewundert werden, als es von der itzigen ſchon bewundert wird. Wie es von den Werken und der Bauart der alten Zeiten einen hohen Begriff beybringt, alſo wird es auch für die künftigen ein Beweis des Ueberfluſſes, der Edelmuth und des guten Geſchmackes der unſrigen ſeyn.

Die erſte Entdeckung der **Ruinen von Palmyra** geſchahe zu Ausgange des vorigen Jahrhunderts von einer Geſellſchaft engliſcher Kaufleuthe. Ein paar junge Engländer unternahmen vor wenig Jahren eine Reiſe dahin, neue und nähere Kundſchaft davon einzuziehen. Sie hieſſen Herr **Bouverie** und Herr **Dawnkins**: dieſe zogen den Herrn **Robert Wood** in ihre Geſellſchaft, und machten ihn mehr zu einem Führer als Gefährten auf ihrer Reiſe. Von ihm rühret die Beſchreibung her, aus der wir das merkwürdigſte herausziehen wollen.

Es war das Jahr 1750. als diese jungen Engländer sich entschlossen, diejenigen Länder zu besehen, deren Ufer das mittelländische Meer bestreichet, und die ehedem der Schauplatz der grossen Handlungen und Begebenheiten waren, deren Andenken die alte Geschichte uns aufbehalten hat. In der Nachbarschaft ihres Vaterlandes hatten sie sich schon bereits umgesehn. Italien hatten sie schon mehr als einmal durchkreuzet. Sie hatten sich durch eine Uebung von einigen Jahren schon abgehärtet, und waren gewohnt, die Beschwerlichkeiten grosser Reisen zu ertragen. Die Uebereinstimmung ihrer Gemüthsart machte das Band ihrer Freundschaft unzertrenlich. Ihre grosse Neigung zu den Alterthümern, zu den schönen Wissenschaften, und den edlen Künsten verminderte die Schwierigkeiten ihres Unternehmens; und ihre ansehnlichen Mittel setzten sie in den Stand, den beträchtlichen Aufwand einer so weiten und vieljährigen Reise zu bestreiten. Nur fehlte es ihnen an einem klugen und erfahrnen Manne, der sich in denen Ländern schon umgesehn hätte, wohin ihre Wissensbegierde sie trieb. Und diese fanden sie in dem Herrn **Wood**. Endlich sahe man auch ein, daß man einer vierten Person benöthigt wäre, die sich auf die Baukunst und das Zeichnen wohl verstünde. Das war also die vierte Hauptperson dieser gelehrten Reise. Die Vorrede nennt diese Person zwar nicht mit Nahmen, doch schliesst man aus der Unterzeichnung der Kupferstiche, stiche, daß es **J. P. Borra**, gewesen sey. Den

Win-

Winter brachte man zu Rom damit zu, daß man ſich mit der Geſchichte und Lage derer jenigen Länder und Oerter bekant machte, welche zu beſuchen man entſchloſſen war, unterdeſſen daß das Schiff anlangte, welches man zu London mit dem nöthigen Reiſevorrath ausrüſten lies. Im Frühling 1751. langte das Schiff zu Napel an, und brachte einen Bücherſchatz der beſten alten griechiſchen Erd- und Geſchichtbeſchreiber und Dichter, wie auch neure Alterthumsforſcher, Reiſebeſchreibungen und mathematiſche Werkzeuge, zuletzt auch die Geſchenke mit, womit diejenigen, die in die Türkey reiſen, ſich überall den Weg bahnen müſſen. Die Reiſe gieng durch den Archipelagus. Man beſahe einen Theil von Griechenland, beyde Küſten des Helleſponts, Propontis und Boſporus, die meiſten innern Theile von Kleinaſien, Syrien, Phönizien und Egypten. Man kann leicht erachten, daß die Mannichfaltigkeit der Gegenſtände in ſo vielen Ländern, die ehedem der Aufenthalt der klügſten, mächtigſten und prächtigſten Völker waren, die Aufmerkſamkeit ſo wiſſensbegieriger und erleuchteter Anſchauer durch einen beſtändigen Wechſel werde unterhalten und erhitzt haben. Länder, die die Künſte und Wiſſenſchaften in der Wiege geſehen, wo Krieger, Staatsleute, Weltweiſe, Dichter und Künſtler die kühnſten und glücklichſten Proben ihrer Geſchicklichkeit haben ſehen laſſen, wo Menſchen ihrem Geſchlechte die gröſſte Ehre gemacht, und den gröſſten Nahmen erworben haben: ſolche Länder kan man unmöglich mit einem kaltſinnigen Auge betrachten.

folger. Wie sehr sind ihre Füsse und ihre Augen uneinig!

Die Schäferdichter lieben nichts so sehr, als die Beschreibungen schäfermäsiger Geschenke. **Philips** sagt so von einem Schäferstocke:

„Von ausgetrocknetem Ulmenholz, mit kupfernen Stiften, welche den Nahmen des Gebers, den Monat und das Jahr anzeigen. Der Haken ist von hellem Stahl, der Heft ist gedreht, und von der Hand des Verfertigers reichlich ausgeschmückt.„

Der andere beschreibt ein Trinkgeschirr von erhabener Arbeit, „worauf der muthwillige Epheu sich windet, und schwellende Trauben gekräuselte Weinstöcke beugen. Vier erhabene Figuren zeigen sich auf dem Werke, die verschiedenen Zeiten des flüchtigen Jahres; und was ist das, welches den glänzenden Himmel bindet, wo zwölf helle Zeichen in einer schönen Ordnung liegen?„

Es ist leicht, einzusehen, daß **Philips** in allen diesen Stellen sehr weit unter **Popen** ist. Allein es ist eben so leicht, zu errathen, daß Pope bey der angestellten Vergleichung, die nichts weniger, als das Lob unsers **Philips**, zur Absicht hatte, eben nicht die besten Stellen aus **Philips Schäfergedichten** herausgesucht haben wird. Sie haben wirklich viele arkadische Schönheiten, die kein unparteyisches Auge übersehen wird.

In eben dem Schäfergedichte, wo die badende Mariane ihre Reizungen vor ihrem Schäfer im Wasser verbergen will, und wo die zu muthwillige Lydia ihre Augen nicht genug in ihrer Gewalt hat, um sie von dem badenden Schäfer wegzuwenden, finden wir z. E. auch folgende Stellen:

Hobb.

Ich liebe, ganz in geheim, ein reizendes Mädchen, und, ganz in geheim, liebt dieses Mädchen mich wieder. In der letzten glücklichen Nacht versprach sie mir ihre Treue. Errathe du ihren Nahmen, und du sollst Sieger seyn.

Lang.

Sanftmüthig, gleich einem Lamme, unschuldig, gleich einer Taube, und aufrichtig, wie eine Turteltaube, ist die Schäferin, die ich liebe. Wie sehr wir uns in geheim lieben, kan ich nicht sagen. Errathe du ihren Nahmen, und ich gebe mich überwunden.

Hobb.

Ich und meine Geliebte lagen auf einem weichen blumichten Rasen beysammen. Ein rieselnder Bach flos vorüber. Tausend zärtliche Dinge sagte mir sie, und ich sagte ihr wieder tausend zärtliche Dinge. — —

Hobb.

Haucht ſanft ihr Winde! flieſſet leiſe ihr Waſſer! beſchirmt ſie, ihr Bäume! blühet, um ſie her, auf, ihr Blumen! Und ihr, ihr Schäfer, ich bitte euch, gehet ſtill vorüber, denn meine Schäferin iſt in jenem Thale eingeſchlafen.

Lang.

Jüngſt lag Delia auf weichem Moos, und ſchlief. Ihre Reizungen waren halb unverdeckt, und gegen die Weſte ungeſichert. — Ich raubte ihr heimlich einen Kus. Beſtraft mich, ihr Schäfer, wenn ich ein Verbrechen begangen habe.

Das nächſte Werk, welches **Philips** nach ſeinen **Schäfergedichten** herausgab und welches er auf der Univerſität geſchrieben haben ſoll, war das Leben **John Williams**, Lord Grosſiegelbewahrers Biſchofs zu Lincoln, und Erzbiſchofs zu York, unter der Regierung König Jakobs und Carls des erſten. In dieſem Werke ſind viele merkwürdige Sachen zu finden, welche zu dieſen Zeiten im Staat und in der Kirche vorgefallen.

Philips, welcher ſich gar bald durch ſeine Neigung zur Revolution unterſchied, verfertigte nebſt D. **Boulter** dem nachherigen Erzbiſchof von Armagh; **Richard Weſt**, Eſq; Lord Canzler von **Irland**; **Gilbert Burnet**, und **Heinrich Stevens**, ein Blatt, der **Freydenker**, genant, welches

welches **Philips** zusammen herausgab, und das nachher in drey Bänden wieder aufgelegt worden ist. In den letzten Jahren der Regierung der Königin **Anna**, war er Secretär vom *Hanover-Club*, welches eine Gesellschaft von Personen aus dem hohen und niedern Adel war, die sich für diese Successsion erklärten. Sie tranken ordentlich auf das Wohl der Frauenzimmer, die dem Hause Hannover am eifrigsten zugethan waren, welches **Philips** zu folgenden Zeilen Anlas gab:

> Wenn sie, die ausgesuchten Schönheiten unsrer Insel, auf die Sache der Freyheit, gütig herablächeln: so können wir die Hofnung des kühnen Prätendenten verlachen und Britanniens Sicherheit ihren Augen anvertrauen.

Da **George der erste** den Thron bestieg, wurde **Philips** Friedensrichter und Commissarius bey der Lotterie. Allein obgleich seine äusserlichen Umstände vortheilhaft waren: so war doch sein Gemüth unruhig. Er hatte das Unglück, **Popen** zu misfallen, welcher mit seiner gewohnten Bitterkeit über ihn spottete.

Man sagte, er habe **Popen für einen Feind der Regierung** ausgegeben, und er sey der Urheber eines ausgebreiteten Rufs, als ob **Pope** an der wöchentlichen Schrift *The Examiner*, **der Untersucher**, Antheil gehabt. Die Art, mit welcher **Pope** sich rächte, beunruhigte **Philips** sehr, und da **Pope** ihm an Witz unendlich überlegen war:

einzige lateiniſche aus den Zeiten des Kayſers Dioeletians kömmt, bemerket, das hat er von S. 24. bis 32 vorgetragen. Hierauf folgt eine Nachricht von den Begebenheiten der Reiſe, welche die Geſellſchaft Palmyra unternahm. Sie nimmt drey Seiten ein. Alsdenn finden wir drey Kupferſtiche, welche die Ueberbleibſel des alten Palmyra in ihrem Zuſammenhange, und auf die Weiſe vorſtellen, wie ſie ſich heut zu Tage noch ſehen laſſen. Die häufigen Kupferſtiche, welche den Schlus, zugleich aber auch den gröſſten und weſentlichen Theil dieſes Werkes ausmachen, ſtellen einzelne Stücken im groſſen vor, die man in den drey Hauptplatten im kleinen und beyſammen erblicket. Von S. 38 bis 41 wird der Grund von Palmyra geometriſch beſchrieben, und in einer Charte vorſtellig gemacht. Von da an bis S. 50 das iſt bis zu Ende, lieſet man ein Verzeichnis, was jede der 59 unmittelbar drauf folgenden Kupferſtiche enthalte.

Wir müſſen hier unſern Leſern einen Zweifel benehmen, den ſie ſich vielleicht aufwerfen könten, Man hatte ja ſchon, könten ſie ſagen, eine umſtändliche Beſchreibuug von allen dieſen Dingen, im Drucke und im Kupfer. Was war es denn nöthig, der gelehrten Welt ſchon bekante Dinge in einer neuen Geſtalt aufzudringen? Es iſt anders, man erhielt, zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts eine Beſchreibung einer Reiſe nach Palmyra, welche einige engliſche Kaufleute von Aleppo zur

Luſt

Luſt dahin unternommen hatten. Allein wie unvollkommen und unzuverläſſig dieſe Nachrichten ſeyn müſſen, kan man leicht erachten. Von Kaufleuten, ſo aufgeklärt und wiſſensbegierig ſie auch immer ſeyn mögen, darf man eine Beſchreibung nicht erwarten, die Gelehrten eine Gnüge thut. Sie hatten weder Baumeiſter, noch Zeichner, noch Werkzeuge zum Ausmeſſen, noch Bedeckung wider die herumſchwermenden Araber bey ſich. Sie hatten alſo weder Muſe, noch Bequemlichkeit richtige und vollſtändige Beobachtungen anzuſtellen. Ihren Aufſatz ſchickten ſie nach **England** und daſelbſt wurde eine Beſchreibung ihrer Reiſe von Leuten ans Licht geſtellet, welche nicht dabey geweſen waren, folglich auch die Denkmale von **Palmyra** ſelbſt nicht mit Augen geſehn hatten. Keiner von allen fand an dieſen Denkmalen dasjenige, was unſre Geſellſchaft an ihnen am meiſten bewundert. An keinem Orte in der Welt ſind, wie ſie verſichert, ſo viele und ſo prächtige Denkmale der alten Baukunſt beyſammen zu ſehen, als zu **Palmyra**. Das war den ehemaligen Beſchreibern derſelben verborgen. Sie widmeten alſo den Schönheiten der Baukunſt gar keine Aufmerkſamkeit. Unſre Geſellſchaft hingegen, beſas alle zu Ausführung ihrer Abſichten nöthige Eigenſchaften, Mittel, und Bequemlichkeiten. Sie hielte ſich ganzer vierzehn Tage zu **Palmyra** auf. Eine türkiſche Bedeckung, die ſie von Damaſcus mit nahm, ſchützte ſie wieder die Angriffe der Araber. Sie ſelbſt machte ſich durch ihre Freygebigkeit dieſe

Wilden

Wilden zu Freunden, so daß sie ihnen allen möglichen Vorschub thaten, und ihre Untersuchungen beförderte. Ihre Hauptabsicht war an den palmyrenischen Ueberbleibseln die alte Baukunst kennen zu lernen. Wie viel mus nicht also die neure Nachricht vor der alten, in Ansehung der Richtigkeit und Vollständigkeit vor uns haben, da die neuern Verfasser ungleich bessre Maasregeln nahmen, und sich in unendlich günstigern Umständen befanden.

So viel wäre nun überhaupt von diesem Werke zu merken. Doch da es, seiner Kostbarkeit und Seltenheit wegen, wenigen unsrer Leser zu Gesichte kommen kan, so würden wir glauben, ihnen eine schuldige Belehrung vorzuenthalten, wenn wir sie nicht wenigstens mit demjenigen Theile desselben bekant machten, welcher, ausserdem daß er, nächst den Kupferstichen, der stärkste ist, auch der Einsicht, und dem Gebrauche der meisten Leser am gemässesten zu seyn scheint. Die Nachricht von den palmyrenischen Trümmern, welche unsre Engländer erstatten, schränkt sich blos auf den Zustand derselben ein, so wie sie ehn im Jahr 1751. fanden. Gleichwohl musten sie vermuthen, daß so erstaunend prächtige Ueberbleibsel aufmerksamen Lesern nicht gleichgültig bleiben, sondern sie nur begierig machen würden ihren Stifter zu erfahren, zumal da ihre ausserordentliche Lage in einer von der ganzen Welt beynahe abgesonderten Wüsten von einem Urheber von ungemeinem Vermögen und grosser Macht

zeuget.

:uget. Sie führen alſo in einer eilf Bogen ſtar-
en Nachricht von dem alten Zuſtande der Stadt
Palmyra den Leſer in die alten Zeiten zurück;
treuen aber doch hin und wieder Nachrichten von
eren neuern Zuſtande mit ein. Dieſe Nachrcht
ſt es, aus der wir das vornehmſte entlehnen
verden.

Gleich Anfangs bezeigt der Verfaſſer ſeine Verwundrung, daß man von Baalbeck und Palmyra in den Schriften der Alten, ſo ſehr wenig findet, daß man ohne den Unterricht, den ihre prächtigen Ueberbleibſel von ſich ſelbſt geben, nur ſehr wenig von ihnen wiſſen, und ſich mit bloſſen Vermuthungen würde behelfen müſſen. Kan uns ein ſo deutlicher Beweis nicht überführen, daß es in der alten Geſchichte noch viele groſſe Lücken gebe, daß wir noch manche wichtige Begebenheit der alten Zeiten noch manche ehedem anſehnliche Männer und Städte nicht kennen? Sonſt pflegt gemeiniglich der Ruhm groſſer Städte ſie zu überleben. Troya, Memphis, und Babylon haben dies Schickſal gehabt. Aber Baalbek und Palmyra ſind zwey, und vielleicht die zwey Beyſpiele von Städten allein, die ihr Andenken überlebt haben. Soll man dieſes dem Untergange der Bücher zu ſchreiben, die ſie ehedem erwähnten und prieſen? oder machten die Alten aus beyden ihren Gebäuden ſo viel nicht, als wir? Nimmt man das letztre an, ſo rechtfertigt es die Bewundrung und Hochachtung, womit wir der Werke der

Alten

bis dieſes zu einer römiſchen Provinz ward. Ja man hat faſt Urſache, die Aufkunf von Palmyra der letztern Verändrung näher als der erſten zu ſetzen da, währender Regierung der Seleukiden, niemals ein Ort erwehnt wird, der doch zu befeſtigung ihrer Macht und zu Beförderung der Handlung ſo wohl gelegen war; indem er mitten zwiſchen Seleuzien am Tiger und Antiochien, den beyden Hauptſtädten des aſiatiſchen Reiches, lag. Die Leute von Palmyra bedienten ſich zwar der Rechnung der Seleukiden. Aber das iſt noch kein hinlänglicher Beweis, das ſie von ihnen angelegt worden ſey, und unter ihrer Herrſchaft geſtanden habe. Denn das war eine in Orient überall eingeführte Jahrrechnung, welche Handel und Wandel auch ununterwürfigen Völkern beliebt und unentbehrlich machte, ja die ſo tiefe Wurzeln geſchlagen hat, das ſie noch heutzu Tage unter den Chriſten in Orient im Schwange geht. Noch wunderbarer iſt es, das man ſelbſt zu denen Zeiten von Palmyra nichts hört, da Ptolomäus Syrien unter das römiſche Joch brachte. Es tritt in der Geſchichte nicht eher auf die Schaubühne, als zu den Zeiten des M. Antonius des Triumvirs. Dieſer Herr lies ſich den Reichthum der Stadt Palmyra belieben, und trachtete ſich ihrer zu bemächtigen und ſie zu plündern. Zum Vorwande brauchte er die Beſchuldigung, als hätten die Palmyrener in dem damaligen Kriege der Römer mit den Parthern nicht eine untadelhafte Gleichgültigkeit gegen beyde Theile beobachtet, ſondern ſeinen Feinden Vorſchub gethan. Die Palmyrener

myrener aber vereitelten ſeine Anſchläge dadurch, daß ſie ihre beſte Habe jenſeit des Euphrats ſchaffen, und die Ufer mit ihren Schützen beſetzen lieſſen. Aus dieſer Begebenheit, deren Gewährmann Appianus iſt, läſſt ſich ſchlieſſen, daß Palmyra damals eine freye, nahrhafte und reiche Handelsſtadt geweſen ſey. Daß ſie ſich eine geraume Zeit nachher in einem ſo blühenden Zuſtande erhalten habe, erhellet aus einigen übrig gebliebnen Aufſchriften. Wenn ſie aber ihre Freyheit erhalten habe, beruht lediglich auf Muthmaſſungen. Halley bildete ſich ein, die Kriege der Römer mit den Parthern hätten ihr Gelegenheit verſchaft, das parthiſche Joch abzuſchütteln, und ihre vortheilhafte Lage in einer unzugänglichen Wüſte, wo kein Kriegesheer ſich halten kan, mitten zwiſchen beyden Reichen, hätte die Römer genöthigt, dieſem kleinen Staate zu liebkoſen. Doch dieſe Muthmaſſung giebt dem Verfaſſer kein Genüge, ob ſie ſich gleich auf das ausdrückliche Zeugnis des Plinius ſtützet. Er wendet dagegen ein, daß dieſes die erſte Gelegenheit nicht geweſen ſey, ſich in Freyheit zu ſetzen; daß ſolche ſich ſchon lange vorher ihnen gar oftmals in den Kriegen der Seleukiden unter einander und mit Auswärtigen dargeboten habe; und endlich, daß es ganz nicht glaublich ſey, daß Palmyra ſich unter das Joch des Tigranes, eines ſo kurzen Beſitzers als unrechtmäſſigen Landbezwingers von Syrien, habe beugen müſſen, den Römern aber habe widerſtehen können.

Von den alten Geſchichtſchreibern geht der Verfaſſer

faſſer zu den Landbeſchreibern über; und da findet er, daß Ptolemäus einige Oerter in der Gegend von Palmyra nennt, die auch die peutingeriſche Tafel aus ihm entlehnet, die ſich aber wirklich nirgends finden. Gleiche Bewandnis hat es auch mit einem Fluſſe bey Palmyra, von dem, auſſer dem Ptolomäus, niemand etwas weis. Das nimmt dem Verfaſſer am meiſten Wunder, daß Strabo, den er ſehr hoch ſchäzt, auch nicht einmal den Nahmen von Palmyra nennt. Wie viel er auf ihn halte, beweiſt der Lobſpruch, den er ihm beylegt. Strabo, ſagt er, war unſer getreuer Wegweiſer um die Mittelländiſche See herum, und unter allen Autoren ſeines gleichen iſt keiner, der es ihm in gutem Geſchmacke, und in der Begierde, richtige Nachrichten einzuziehen und mitzutheilen, gleich thäte. Plinius iſt den einzige unter den Alten, der von Palmyra etwas umſtändlich ſpricht. Der Verfaſſer führt die Stelle an, und hält ſie mit ſeiner eignen Erfahrung zuſammen. Weder in Trajans, noch in Adrians Zügen durch den Orient, wird dieſer Stadt gedacht. Dies iſt um ſo viel wunderbarer, weil Stephanus Byzantinus bezeuget, Adrianus habe Palmyra wieder erbaut, und ſie habe daher den Nahmen Adrianopel erhalten. Über dies iſt doch ſeltſam, daß man zu einer ſo wichtigen Begebenheit keinen glaubwürdigern Zeugen aus einem Alter hat, in welchem man der Eitelkeit des Kayſers auch bey viel geringern Gelegenheiten mit Errichtung öffentlicher Denkmale ſchmeichelte. Auf den Münzen des Caracalla heiſt Palmyra eine römiſche Pflanzſtadt. Die Aufſchriften lehren, daß ſie dem Kayſer

Alexander

Alexander Severus im Kriege wider die Perſer beygeſtanden habe. Von der Zeit an herrſcht in der Geſchichte in Anſehung Palmyra wieder ein tiefes Stillſchweigen. Sie verbirgt ſich eine lange Zeit, und kommt nicht eher, als unter dem Gallienus, wieder zum Vorſchein. Aber ſie tritt mit einem auſſerordentlichen Glanze auf. Sie wird alsdenn zu einem Orte von der äuſſerſten Wichtigkeit. Ihre Fürſten verrichten die gröſſten Thaten. Nur hat die Herrlichkeit keinen Beſtand.

Odenatus, Zenobia, Longinus, Aurelianus ſind zu bekante Nahmen, als daß wir uns lange dabey aufhalten ſollten. Dem Verfaſſer hergegen kan man es gar nicht verübeln, daß er ſich die Gelegenheit zu Nutze macht, den am meiſten glänzenden Theil der Geſchichte einer Stadt in völligem Lichte vorzuſtellen, von der man ſonſt nicht viel aufgezeichnet findet, der doch aber ſeiner Schrift Ehre machen ſoll. Sieben ganze Seiten nimmt die Geſchichte eines Zeitraums von etwa zwanzig Jahren ein, da die Begebenheiten einiger Jahrhunderte vorher kaum eine ausmachen. Vom Aurelian, bis auf Diocletian wird wiederum von Palmyra nichts gedacht. Sie ſcheint einen *Præſidem* oder Landpfleger gehabt zu haben. Der erſte ſolcher Landpfleger wird Cejonius Baſſus geweſen ſeyn. Zu Diocletians Zeiten war es ein gewiſſer Hierocles. Im Jahre 400. lag die *legio prima Illyrica* daſelbſt. Doch mus man ſie nach der Zeit wieder von da weggenommen und die Stadt Palmyra aus der Acht gelaſſen haben. Denn

Procopius berichtet, daß Juſtinianus die Stadt Palmyra wieder hergeſtellt, und der Beſatzung zum beſten mit Waſſer verſorgt habe, nachdem ſie eine geraume Zeit öde geſtanden. Das iſt von Palmyra die letzte Nachricht von einem römiſchen Geſchichtſchreiber. Sie verſchwindet von der Zeit an aus der Geſchichte. Ihre Zufälle unter Muhammedaniſcher Herrſchaft liegen in einer tiefen Dunkelheit begraben. Aus den Veränderungen, die man mit dem Tempel der Sonne, und dem Schloſſe auf dem Hügel, vorgenommen hat, und die nicht über fünf bis ſechshundert Jahr alt ſind, kan man ſchlieſſen, daß man es in den etwas neuern Zeiten in einen wehrhaften Stand müſſe geſetzt haben. Benjamin Tudelenſis, ein unwiſſender und abergläubiſcher Jude, der im zwölften Jahrhundert da durchreiſte, meldet nur ſo viel, daß zwey tauſend Juden daſelbſt wohnten. Aus Abulfedas Nachricht lernt man auch nichts neues. Die Berichte Caſtaldi, Ortelii, und andrer neuer Landbeſchreiber von Palmyra ſind voller Fehler und Ungewisheit. Die engliſchen Kaufleute, welche den erſten Verſuch thaten, in die berühmte Stadt zu kommen, fielen den Arabern in die Hände, die ſie auszogen, und unverrichteter Sachen wieder heim ſchickten. Der Verſuch, den die engliſche Factorey zu Aleppo dreyzehn Jahr hernach, im Jahr 1691. wiederholte, gelang etwas beſſer. Man hielt ſich aber länger nicht, als vier Tage zu Palmyra auf. Der Verfaſſer giebt der in die *Transactions* eingerückten Nachricht von dieſer Reiſe das gute Zeugnis, daß ſie zuverläſſig ſey, und meynt, man müſſe in

Rück-

Rückſicht auf die Liebe zur Wahrheit, die aus ihr überall hervor leuchtet, ihr einige Fehler zu gute halten, welche die Unwiſſenheit in der Bau- und Schnitzkunſt, und die Eilfertigkeit unvermeidlich machten. Der Verfaſſer iſt ſo aufrichtig, zu geſtehen, daß man allen Vorzug, auf den er mit ſeiner Geſellſchaft ſich rechtmäſſigen Anſpruch erworben, blos dem Glücke beymeſſen müſſe, Vortheile und Beqvemlichkeiten zur Hand zu haben, die jenen mangelten; und daß der Ruhm, eine Sache genauer unterſucht zu haben, dem erſten Entdecker das Verdienſt der Erfindung nicht rauben könne. Gedachte Reiſe vom Jahr 1691. brachte zwo Schriften in Engkand zum Vorſchein. Die eine von D. Halley, die andre von Abraham Seller. Von beyden urtheilt Herr Wood ſo. Jene, ſagt er, iſt zu kurz, dieſe iſt nach unſrer Abſicht nicht nur zu weitläuftig ſondern auch zu fehlerhaft. Doch habe ich ſie beyde brauchen können. Beyde Verfaſſer konten aus der alten Geſchichte die Spuren von Palmyra ſammeln. Aber keiner von ihnen konte die Uberbleibſel ſelbſt in Augenſchein nehmen, folglich auch nicht davon urtheilen. Das andre aber unterfängt er ſich auf der funfzehnten Seite zu thun. Er hat daſelbſt zweyerley Gattungen von Uberbleibſeln angetroffen. Die einen von einem viel entferntern Alter, und die ſind zugleich roher und ungeſtalteter; die andern von einem jüngern Alter, die zwar beſſer ausfallen, und von einer vollkommenern Kunſt zeugen, dabey aber auch mehr Gewalt und Verwüſtung gelitten haben. In den Gebäuden zu Palmyra herrſchet mehr Aehnlichkeit, als in denen zu Rom und

Artzen. Unter allen zu Palmyra gefundenen Inschriften steigt keine über die Zeiten Christi hinaus; und nur eine einzige geht unter die Zeiten Aurelians herunter. Das ist eine lateinische Inschrift aus den Zeiten Diocletians, die auch noch dazu von den aurelianischen nicht eben gar weit entfernt sind. Die Gesellschaft hat sich sehr angelegen seyn lassen, neue Inschriften ausfindig zu machen, in der Hofnung durch sie die allzugrossen Lücken auszufüllen, die sich in der Geschichte von Palmyra hervor thun. Doch ihre Bemühung ist fruchtlos gewesen.

Man wird sich aus dem obigen erinnern, daß der Verfasser uns, wegen seiner Meynung vom Alter und Ursprunge der Stadt Palmyra, im Zweifel gelassen habe. Er erklärt sich aber auf der 17. Seite etwas näher. Aus den von ihm beygebrachten Nachrichten folgert er, daß Palmyra müsse bewohnt worden seyn, seitdem man den Zug über die Wüste ausfindig gemacht und in Uebung gebracht hat; und daß, seitdem man angefangen, auf die Handlung aufmerksam zu werden, die Lage einer Stadt nothwendig wichtig seyn müssen, welche die Handlung zwischen dem Euphrat und dem Mittelländischen Meere vermitteln und unterhalten konte, da sie vom Euphrat etwa zwanzig, und von Tyrus etwa funfzig Leagues entfernt ist. Daß aber diese Handlung und mit ihr die Stadt Palmyra sehr zeitig entstanden sey, läßt sich daraus abnehmen, weil die allererſten uns bekanten menschlichen Gesellschaften in der Nachbarschaft der Wüsteney entstanden sind, welche Palmyra

umzäu-

umzäunet. Moſes ſelbſt zeuget von einer ſehr zeitigen Handlung zwiſchen Padan Aram, oder dem nachmals ſo genannten Meſopotamien, und dem Lande Canaan. Nichts iſt natürlicher, als die Einwendung, die Menſchen hätten die Handlung nicht durch die Wüſten, ſondern auf der Straſſe getrieben, die man Sicherheit halber noch heut zu Tage beybehält, ob ſie gleich weiter um iſt. Der Verfaſſer ſahe dieſen Einwurf voraus; und darum hebt er ihn durch eine glückliche und ſinnreiche Beobachtung, auf die er im Jahre 1741. gerieth, als er Meſopotamien das erſtemal durchwanderte. Moſes berichtet, daß Laban, indem er Jacob verfolgte, der ihm mit Weib, Kind und Habe durchgegangen war, von Haran aus, innerhalb ſieben Tagen, bis zum Gebirge Gilead gekommen ſey. Nun kan man eine ſo weite Reiſe auf der gemeinen Landſtraſſe in ſo kurzer Zeit nicht zurück legen. Folglich mus ſo wohl Laban, als Jacob, den Weg durch die Wüſte genommen haben. Denn ob gleich Jacob ein paar Tage vor dem Laban voraus hatte: ſo hatte er doch auch hinwiederum einen ſo groſſen Haufen bey ſich, der ſeinen Zug beſchwerte, und auf der gemeinen Landſtraſſe auch nicht einmal in einer Zeit von zehn Tagen würde aus Haran nach Gilead haben kommen können.

Wie ſehr der Handel nach Oſtindien alle die Länder bereichert habe, durch welche er ſeit Salomons Zeiten gegangen, lehrt die Geſchichte. Der Reichthum der Ptolemäer, und der Stadt Palmyra ſelbſt, rühret

rührt von nichts anders her. Man kan daher nicht ohne Grund vermuthen, die Phönizier, werden, nachdem ſie ſolches inne geworden, ſich nicht länger begnügt haben, die Waaren von den Juden zu nehmen, ſondern über Palmyra einen Weg geſucht haben, die Waaren, wo nicht aus der erſten, doch wenigſtens aus einer nähern Hand zu erhalten. Zwar iſt vor Entdeckung der Fahrt über das Gebirge der guten Hofnung, der groſſe Strom der Handlung nach Oſtindien über Egypten gegangen. Nichts deſtoweniger aber iſt doch auch allezeit ein kleiner Arm deſſelben über Meſopotamien gegangen. Und wären Syrien und Egypten in Händen ſolcher Leute, die geſchäftiger und zur Handlung aufgelegter wären, als die Türken, die vorſätzlich die Augen vor ihren Vortheilen zuſchlieſſen, ſo würde ein groſſer Theil der Handlung wieder auf Egypten zugeleitet, und dem ohnbeſchadet dennoch auch die Handlung über Palmyra wieder in Aufnahme gebracht werden können, da aller Beſchwerlichkeiten ungeachtet die Handlung von Aleppo durch die Wüſten nach Baſſora nicht gänzlich unterbleibt. Ein merkwürdiger geheimer Umſtand die Wiederherſtellung der Handlung über das rothe Meer nach Oſtindien betreffend, ſteht auf der neunzehnten Seite. Man merkt leicht, daß der Engländer, der auf das Seeweſen aufmerkſame Engländer, hier ſpreche.

Daß die Palmyrener den Handel nach Indien getrieben haben, daran läſſt uns Appian nicht zweifeln, der ſie Indienhändler nennt; und ihr groſſer Reich-

Reichthum, von dem die noch übrigen Denkmale zeugen, kan keine andere Quelle als diese Handlung haben. Da die alten Geschichtschreiber von ihrem blühenden Zustande gar nichts erwähnen, so kan man nichts anders schliessen, als daß die Palmyrener sich in die Streitigkeiten ihrer Nachbarn nicht werden gemenget, sondern sich lediglich der Erhaltung ihrer Handlung und ihrer Sicherheit beflissen haben. Endlich aber geriethen sie doch unter die Herrschaft der Römer. Der Verlust der Freyheit zog den Untergang der Handlung nach sich. Mit der Handlung erstarb die Stadt selbst. Die Einwohner wurden dünne. Endlich blieben die prächtigen Palläste gar leer stehn, und fielen von selbsten ein. Man ist nach der Zeit weder in Absicht auf die Handlung, noch durch politische Triebe veranlasset worden, Palmyra wieder zu bevölkern und zu befestigen. Die Schwäche der Persianer läßt den Türken die Wichtigkeit der Lage von Palmyra nicht einsehn. Sollte ja einmal es aber geschehen, fährt der Verfasser fort, das jene diesen Bagdad, ihre äusserste Grenzwehre wegnähmen, so würden die Türken nicht säumen, sich Palmyra zu Nutze zu machen, und es zu einem Waffenplatze zuzurichten.

Was der Verfasser zuletzt noch von dem Gottesdienst, der Staatsverfassung, den Wissenschaften, Künsten, Gebräuchen, Begräbnissen, und der Lebensart der Palmyrener beybringt, ist sehr unzulänglich, und besteht grösstentheils nur in Muthmassungen. Wir wollen uns deswegen dabey nicht auf-

halten, ſondern unſern Auszug mit eben den Worten endigen, mit welchen der Verfaſſer ſeine Nachricht vom alten Zuſtande von Palmyra beſchließt: Wie ſehr iſt es nicht zu bedauren, daß wir von einem Lande nicht mehr wiſſen, das uns ſolche Denkmale ſeiner Pracht hinterlaſſen hat! Wo Zenobia Königin war, und Longinus erſter Staatsrath.

II.

An Eſſay towards a natural hiſtory of the Corallines and other marine productions of the like kind, commonly found on the coaſts of Great Britain and Ireland; to which is added, the deſcription of a large marine polype, taken near the North pole by the whaleſiſhers in the Summer 1753. *By John Ellis;* F. R. S. Lond. 1755. und die Einleit. 17 S. die Abhandlung ſelbſt 404 S. 40 Kupferplatten.

Die Zueignungsſchrift dieſes prächtigen Werks an der verwitweten Prinzeſſin von Wallis Königl. Hoheit, hat vor den meiſten andern Zueignungsſchriften an Perſonen von gleichem Range das zum voraus, daß der Verfaſſer ſagt, die Aufmerkſamkeit, welche die Prinzeſſin auf viele hierinn beſchriebene Geſchöpfe gewandt, habe ſeinen Eifer in Unterſuchung derſelben mehr angeflamt. Die Einleitung erzählet nur, wie Hr. **Ellis** veranlaſſet worden, dieſe Seegeſchöpfe zu unterſuchen, wie er ſich davon verſichert, daß ſie zum Thierreiche gehören, und wie man ſie in ſolchen Stellungen, da ſich ihre thieriſche Beſchaffenheit am deutlichſten zeiget, befeſtigen und verſenden kan. Zu der letzten Abſicht ſchlägt er folgendes vor: Die gröſſte Mannichfaltigkeit corallenartiger Seegewächſe, findet

det sich auf den Austerbänken, die man einige Zeit lang hat liegen lassen, wo sie wie in kleinen Gebüschen wachsen. So bald die Fischer diese Austern aus der See holen, mus man sie sogleich in Gefässe mit Seewasser thun, denn die Thiere sind so zart, daß sie von der Luft so gleich zusammen schrumpfen; so bald es sich thun lässt, bringt man sie an das Land, und kneipet sie mit einer Zange, unten nahe wo sie an der Schale sitzen, ab, setzet sie alsdenn gelinde in weisse irrdene Schüsseln voll Seewasser; so erholen sie sich von diesen harten Verfahren in einer Stunde oder etwas eher, und viele von den Thieren fangen an sich auszubreiten, welches man durch ein Vergrösserungsglas beobachten kan, das ohngefähr zween Zoll Brennweite hat. Diejenigen, die man ausgebreitet und lebend siehet, kan man sogleich mit der Zange herausnehmen, und in was für einen Geist man will, thun; dadurch werden die Thiere auf eine solche Art befestiget, daß man vielerley Gattungen von ihnen in starken Gläsern, die weite Oefnungen haben, und mit eben dergleichen Geiste gefüllet sind, weit versenden kan, ohne daß der Gestalt der Thiere einiger Schaden zugefüget wird. Man kan auch die Austern, mit den Corallen auf ihnen, in breite irrdene oder hölzerne Gefässe legen, und so viel Seewasser über sie giessen, als nur sie zu bedecken zulänglich ist; nach einer Stunde giesset man gelinde kochend Wasser, ohngefähr eben so viel als Seewasser ist, an der Seite des Gefässes hinein; worauf man die Corallen von den Schalen abziehet,

und

gen, und artig wie Zweige geordnet sind. Alle diese Arten schäumen mit sauren Sachen. Die bisherigen Corallinen entstehen aus holen, biegsamen und hornigen Röhren, die entweder einzeln, oder viel beysammen stehen; die gelinderten Corallinen aber (Carticulated Corallines) bestehen, wie das Vergrösserungsglas entdecket, aus kurzen Stücken eines steinigen oder kreidigen spröden Wesens, ihre Oberfläche ist mit Löchern, oder Zellen bedeckt. Diese steinigen Stücke oder Gelenke, sind mit einander durch ein dichtes hautiges biegsames Wesen vereinigt, daß aus verschiedenen dicht zusammen gebrachten Röhrchen von eben der Natur bestehet. Im Weinessige wird das steinige oder kreidige Wesen bald aufgelöset, das Uebrige aber bleibt ganz, welches nicht nur die Gelenke ausmacht, die wie Knochenbänder (ligamentons) biegsam sind, sondern auch der Grund zu den Zellen oder steinigen Gelenken selbst ist, und solche bildet. Ihrer werden im fünften Kapitel an der Zahl 9 beschrieben.

Im sechsten Capitel, das durch ein Versehen, wieder das fünfte heisst; kömmt der Verfasser auf die Keratophyta, Lithophyta, Lithoxyla. Sie sehen wie Sträuche aus, die einen Grund wie eine Wurzel haben, damit sie an etwas Dichten im Meere hängen. Die Aeste, welche aus ihrem Stamme herausgehen, sind verschiedentlich geordnet; manche theilen sich in Zweige, andere bilden ein Netz, daher sie Seefächer, Federn ꝛc. heissen. Die meisten dieser Hornpflanzen zeigen, wenn sie voll-

die meistens an den Zweigen mit Zähnchen verse-hen sind, wie kleine Blätterchen an Moossen; zu gewissen Zeiten des Jahres, finden sich daran son-derbar gebildete Körperchen wie Bläschen, die von verschiedenen Theilen ihrer Stengel und Aeste her-rühren, und bey jeder Gattung eine besondere Bil-dung haben. Man findet sie an Klippen, Scha-len und Fucis, vermittelst wurzelähnlicher Röhr-chen, hängen. Im Weinessige verursachen sie kein Aufwallen.

Das zweyte Kapitel beschreibet 26 blasichte Corallinen, und das dritte dergleichen röhrichte. Die röhrichten bestehen aus einer Menge einfacher Röhrchen, die nahe an einander aufwachsen, auch ihre Aeste bestehen nur aus Röhren ohne Zähn-chen und Bläschen. Sie bestehen, wie die vorigen Arten von Corallinen, aus einem hornigen elastischen Wesen, und erhalten wie sie, ihre ursprüngliche Ge-stalt wieder, nachdem sie einige Zeit trocken gewe-sen sind, wenn man sie in Wasser leget. Sie er-heben sich auch, wie vorige Classen, aus kleinen wurmförmigen Röhrchen, und erweitern sich ein wenig, je gröſſer ihre Höhe wird. Einige von ih-nen haben Runzeln wie die Luftröhre, andere wie die Eingeweide kleiner Thierchen.

Eilfzellichte Corallinen werden im vierten Kapitel betrachtet. Sie bestehen aus einem spröd-der, schalichten und durchsichtigen Wesen. Die Ver-gröſſerung zeiget, daß es zarte dünne Zellen sind, in denen Thierchen wohnen, und die zusammenhän-

gen,

gen, und artig wie Zweige geordnet ſind. Alle dieſe Arten ſchäumen mit ſauren Sachen. Die bisherigen Corallinen entſtehen aus holen, biegſamen und hornigen Röhren, die entweder einzeln, oder viel beyſammen ſtehen; die gelinderten Corallinen aber (Carticulated Corallines) beſtehen, wie das Vergröſſerungsglas entdecket, aus kurzen Stücken eines ſteinigen oder kreidigen ſpröden Weſens, ihre Oberfläche iſt mit Löchern, oder Zellen bedeckt. Dieſe ſteinigen Stücke oder Gelenke, ſind mit einander durch ein dichtes hautiges biegſames Weſen vereinigt, daß aus verſchiedenen dicht zuſammen gebrachten Röhrchen von eben der Natur beſtehet. Im Weineſſige wird das ſteinige oder kreidige Weſen bald aufgelöſet, das Uebrige aber bleibt ganz, welches nicht nur die Gelenke ausmacht, die wie Knochenbänder (ligamentons) biegſam ſind, ſondern auch der Grund zu den Zellen oder ſteinigen Gelenken ſelbſt iſt, und ſolche bildet. Ihrer werden im fünften Kapitel an der Zahl 9 beſchrieben.

Im ſechſten Capitel, das durch ein Verſehen, wieder das fünfte heiſſt; kömmt der Verfaſſer auf die Keratophyta, Lithophyta, Lithoxyla. Sie ſehen wie Sträuche aus, die einen Grund wie eine Wurzel haben, damit ſie an etwas Dichten im Meere hängen. Die Aeſte, welche aus ihrem Stamme herausgehen, ſind verſchiedentlich geordnet; manche theilen ſich in Zweige, andere bilden ein Netz, daher ſie Seefächer, Federn ꝛc. heiſſen. Die meiſten dieſer Hornpflanzen zeigen, wenn ſie voll-

vollkommen ſind, folgendes bey genauer Unterſuchung ihres Baues: 1) Eine holzigte Art von Grunde oder Wurzel, die entweder noch an einem dichten Körper, als Felſen, Korallen, groſſen Muſcheln, u. ſ. f. hänget, oder zeiget, daß ſie daran gehangen hat. Bey genauer Betrachtung dieſes Grundes zeiget ſich, daß er aus Faſern beſtehet, die der Länge nach an einander gefüget und ſo verbunden ſind, daß ſie ſich ohne Gewalt nicht trennen laſſen. Sie gehen von dem Umfange des Grundes nach dem aufſteigenden Stamme, und ſind längſt deſſelbigen auf eben die Art geordnet; gute Gläſer zeigen eben das Gewebe bis in das Aeuſſerſte der Aeſter. Dieſe Gläſer entdecken, daß dasjenige, was dem bloſſen Auge wie Faſern vorkömmt, in der That Röhrchen ſind, aus denen der ganze Strauch beſtehet; nur daß ſie zuſammengedrucket und eingeſchrumpfen ſind. Wenn man den Stamm, oder einen groſſen Aſt eines ſolchen Horngewächſes quer durchſchneidet, und den Bau ſorgfältig unterſucht, ſo kan man deutlich nicht nur die Richtung dieſer Röhrchen, ſondern auch das entdecken, daß ſie in einem Kreis um den Mittelpunkt des Stammes geordnet ſind, ohngefähr wie ſich bey den Jahren des Holzes zeiget, doch hangen die Kreiſe bey dem Horngewächſen nicht ſo genau an einander, als beym Holze, es erhellet aber deutlich, daß ſie über einander geleget ſind, und oft liegt ein fremdes Weſen zwiſchen ihnen. Das beſchriebne, haben einige Naturforſcher den holzigen Theil der Hornpflanzen genannt, andere den hornigen, weil es

ver-

verbrannt einen ſtarken Geruch wie Horn giebt. Und dieſes ſcheinet bey allen Arten dieſer Geſchöpfe, ſo verſchieden ſie auch ſonſt an Gröſſe, Geſtalt und äuſſerlichem Anſehen ſeyn mögen, meiſtens immer einerley zu ſeyn, und ſo wohl einerley Bau, als bey der Auflöſung einerley chymiſchen Grundſtof zu zeigen. Um dieſen holzigen oder hornigen Theil, gehet ein ſteiniger oder kalkiger Ueberzug, der Stamm und Aeſte bis an ihr Aeuſeres bedecket. Dieſe kalkige Bekleidung fängt ſich dünner an, wo der Stamm entſtehet, und wird, je weiter die Aeſte fortgehen, immer dicker; er befindet ſich wenigſtens nach Proportion, wo nicht der Menge ſelbſt nach am ſtärkſten um die jüngſten Faſern. Er giebt im Feuer ebenfalls einen meerartigen hornigen Geruch. Eine genaue Unterſuchung deſſelben, auch mit bloſſem Auge, zeiget bey vielen Arten gewiſſe ordentliche Reihen von Löchern oder Zellen. Das Vergröſſerungsglas verſichert, daß es allemal ein organiſcher Körper, und nicht blos von ohngefehr aus Materie, die ſich angehänget hat, entſtanden iſt, wie die verhärtete Rinde auf Mooſſe und andern Pflanzen in verſteinerndern Waſſern; es iſt vielmehr eine ordentliche Zuſammenfügung, wie die Zellen in den Bienen ſind, gebildet oder verhanden geweſen. Die meiſten Arten dieſer Gattung von Geſchöpfen zeigen dieſe Erſcheinungen alle, wenn ſie vollkommen ſind, aber wir ſehen dieſe hornigen Sträuche oft in Naturalienſammlungen ohne einige kalkige Bedeckung. Daraus folget nicht, daß ſie ohne dergleichen ſind gebildet worden, ſondern es iſt wahrſchein-

licher, daß ihnen die Wellen, oder andere Urſachen, ihre Bekleidung geraubet haben, die ihnen ſonſt eben ſo weſentlich ſcheinet, als die Rinde den Bäumen. Gleichwohl hat dieſe zufällige Abänderung im äuſſerlichen Anſehen, den Kräuterkennern einige Schwierigkeit verurſachet, und **Boerhaven** ſelbſt verleitet, dieſe Geſchöpfe in zwo Familien einzutheilen, da er diejenigen, die ihre natürliche kalkige Bedeckung haben, Titanokeratophyta, und die, welche derſelben ſind beraubet worden, wie ſich auf der Seeküſte leicht eräugen wird, ſchlechtweg Keratophyta nennt.

Zur völligen Ueberzeugung, daß dieſe Geſchöpfe ins Thierreich gehören, ſtellet Herr **Ellis** folgende Betrachtung an: Sehr junge Stücken, von 2 bis 3 Zoll hoch, haben das Anſehen eines kleinen kalkichten Zweiges; wenn man ſolchen der Länge nach durchſchneidet, und aufmerkſam betrachtet, findet man im Mittelpunkte eine dünne hornige Röhre mit einem weislichten Weſen darinnen wie Mark.

Nächſt dieſer Röhre befinden ſich andere ſehr kleine Röhrchen, von einem kalkigen Weſen, welche an ſelbiger hängen und ſie umgeben, daß ſie ſelbſt das Obere des Gipfels bedecken. Bey älteren Gewächſen, ſchicken dieſe feinen kalkigen Röhren, wo die Aeſte heraus treten, kleine Zellen von Thierchen von der Polypenart aus ſich, die alle ihre gehörige Oefnungen haben. Dieſe Zellen ſind längſt den Aeſten allemal in einer gewiſſen Ordnung geſetzt, und dieſe Ordnung iſt bey jeder beſondern Art ſehr

genau

genau beobachtet; nicht wie die Insectennester auf Pflanzen, die, wie sie ohngefähr kommen, hie und da gesetzet sind, sondern völlig auf die Art, wie in den Zellen der Corallinen. Man hat die Thierchen in diesen Zellen entdeckt, wie sie sich ausgestreckt haben, so wohl Nahrung für sich, als Zeug zum Wachsthume dieses sonderbaren Baues zu erhalten. Wenn Insecten nur Pflanzen angreifen, ihre Blätter zu verzehren, und ihre Nester auf ihren Stamm und ihre Aeste zu bauen: so findet man selten, daß sie die ganze Rinde vom Anfange des Stammes bis zum Aeussersten der Aeste bedecken. Wenn sich aber auch dieses eräugen sollte, so wird doch niemand gesehen haben, daß Pflanzen, die solchergestalt mit Insectenzellen überzogen wären, nachgehends noch leben und blühen. Man hat die allgemeine Anmerkung gemacht, daß wirkliche Seegewächse, deren man eine ansehnliche Mannichfaltigkeit hat, den Anfällen verschiedener Arten Seeinsecten unterworfen sind, welche ihre Nester auf sie, eben so wie andere, auf die Landgewächse bauen, aber sie pflegen ebenfalls zu verderben. Als eine Abtheilung von einer Seefeder in ein saures Auflösungsmittel gelegt wurde, zergieng der kalkichte Ueberzug, und man entdeckte deutlich zweene Polypen, mit zusammengezogenen Armen. Sie waren mit dem ganzen Körper des Thieres, vermittelst eines dünnen fleischigten Wesens, vereiniget, das von jedes Untertheile ausgienge. Dieses fleischige Wesen, welches des Stengels, oder des ganzen Körpers Mittel ausmachet, lässt sich leicht durch das Mittel

der Stengel und Aeste der Hornpflanzen verfolgen, wenn die kalkichte Bedeckung abgenommen ist. In einem Seefächer, der beym **Linnäus** Flabellum Veneris heisst, ist der Hauptstamm durch einen Zufall zerbrochen, doch daß die Stücken durch das Seitennetz noch sind nahe beysammen gehalten worden, und zwischen ihnen nur eine Lücke geblieben ist. Als die Thiere an diese Lücke gekommen sind, haben sie sich seitwärts gewandt, und mit ihrem hornigen und kalkigen Wesen das Seitennetze überdeckt, bis sie sich endlich wieder in den Hauptstamm gelenket haben. Wo der kalkichte Ueberzug abgenommen worden ist, da zeiget sich, daß die hornigen Theile darunter, welche auch wie Röhren aussehen, einerley Richtung und Lauf mit den kalkichten Röhren genommen haben. In den Röhren befinden sich Zellen, in deren jeder ein Polype liegt, und die verschiedenen Röhren von Zellen scheinen einen Zusammenhang mit einander zu haben. Seitenfasern, welche die Röhren, so der Länge nach gehen, zuweilen verbinden, haben sich bey der genauesten Untersuchung nicht gezeiget, so, daß der Zusammenhang der an einander liegenden Röhren vornehmlich von einem zähen Wesen herzurühren scheinet, das die Thiere von sich geben, denn in einigen besondern Proben aus dem heissesten Erdstriche, machen sie einen Körper aus, der viel härter als Holz ist, besonders nachdem sie recht trocken geworden sind. Die steinichten weissen Corallen aus der mittelländischen See, haben viel Aehnlichkeit mit den Hornpflanzen, so wohl was das Gewebe, als

was die chymiſchen Producte daraus betrift, nur ſind dieſelben Aeſte ſehr kurz, und die Röhren nicht Horn, ſondern Stein. Der Lauf der Röhren aber, die Art, wie ſie den Stamm umgeben, und ſeinen Umfang, und den Umfang der Aeſte vergröſſern, ihre rauhe rindenähnliche Oberfläche, die ſich zerreiben läſſt, und die ſternförmigen Oefnungen der Zellen, bringen uns auf die Gedanken, daß ſie auf der groſſen Leiter der Natur nicht weit von einander entfernet ſind. Unter den netzförmigen Hornpflanzen, trift man oft Proben an, wo die Thierchen mit ihren Röhren, beym Fortrücken den Stamm und die Aeſte hinauf, kleine Muſcheln und andre fremde Körper eingeſchloſſen haben, und eben dergleichen findet ſich bey den rothen Corallen. Da viele der unzweifelhaften Seepflanzen etwas von Saamengefäſſen entdecken; ſo ſollte man eben dergleichen, und offenbar genug unter den gröſſten Arten dieſer Seegeſchöpfe erhalten, denn man hat zuverläſſige Nachrichten, daß einige auf der norwegiſchen Küſte, 16 Fus lang, ſind gefunden worden. Niemand aber hat, wie der Verfaſſer glaubt, die geringſte Zubereitung zu einer Frucht in dieſen Körpern geſehen, wo man nicht das ſo nennen will, was ſich in dem zellenförmigen, rindenähnlichen Theile zeiget, obgleich Beobachtungen und viele Verſuche deutlich weiſen, daß es mit Arbeiten der Thiere vielmehr Aehnlichkeit hat. Endlich ſind auch die chymiſchen Verſuche, die man mit dieſen Körpern angeſtellet hat, ein ſtarker Beweis, daß ſie zum Thierreiche gehören, da ſie ſo viel flüchtiges Salz liefern,

uns ſo bekannt iſt, ſcheinet aus einer Folge von Röhrchen entſtanden zu ſeyn, die ſich in Menge zuſammen erheben, und nach verſchiedenen Richtungen Aeſte ausſenden, daß es alſo wie kurze Stämme oder Aeſte eines Meerſtrauches, der zu Steine geworden wäre, ausſieht. Herr **Ellis** beſitzet verſchiedene Stücke, wo die Röhrchen über weiſſe Corallen, ſo zu reden, kriechen, und ihre Richtung nach der Hinderniß, die ſie bey ihrem Fortgange gefunden haben, ändern. Man findet dieſe Röhrchen zuſammen gedrucket und eingeſchrumpfen, und ohne Zweifel verhält es ſich mit den Röhrchen der Hauptäſte auch ſo. Sie beſtehen aus einem kreidigen Weſen, das mit einer zähen thieriſchen Subſtanz vermengt iſt, daß ſie alſo, wenn ihre Einwohner ſie verlaſſen, einſchrumpfen und veſte werden. Friſche Stücken findet man mit einem rothen mehlichten Weſen bedeckt, das wie eine Rinde des Coralls ausſieht, bey genauerer Betrachtung aber finden ſich auf dieſer Oberfläche verſchiedene ſternartige Höhlungen, und wenn man das mehlichte abhebet, findet ſich, daß dieſe Sterne einen Zuſammenhang mit den Röhren darunter haben. An den Spitzen der Aeſten zeigen ſich offenbare Merkmale von den Enden der Röhrchen. Die letzte Reihe von Röhrchen, welche das Uebrige umgiebt, und rings um das Corall herumgehet, iſt gelblicht und nicht ſo feſte als die innere. Die Corallenfiſcher finden ſolche voll milchigen Saftes, welches nichts anders als die zarten Körperchen der Thiere ſind; die ſternähnlichen Höhlungen erhalten

ohne

hne Zweifel ihre Gestalt von den Armen gewisser Polypen (*).

Als ein Anhang ist die Beschreibung und Abbildung eines Polypenklumpens beygefüget, den ein Wallfischfänger, in der Breite von 79 Gr. 80 Meilen von der Küste von Grönland aus dem Meere gezogen hat. Herr Mylius hat ein anderes Exemplar davon erhalten, und solches unter dem Namen einer grönländischen Thierpflanze (London 1753.) beschrieben. Herr Ellis aber erwähnet derselben im geringsten nicht, und meldet nur, daß ein anderes Exemplar etwas beschädiget gewesen, welche Beschädigung viel Undeutlichkeit verursachet habe (*). Nach Herr Ellis Beschreibung besteht der obere Theil dieses Geschöpfes aus 23 Polypenkörpern, die sich an den Schwänzen in einen gemeinschaftlichen Grund vereinigen, daß sie ein einziges Thier ausmachen, und in einen langen

(*) Die sechsblätterichten Blumen, die Marsigli an den Corallen gesehen hat, sind vermuthlich Polypen gewesen.

(*) Da Mylius Herrn Ellis mit vielen Lobeserhebungen erwähnet hat, so wäre es wenigstens der Höflichkeit gemäs gewesen, wenn Herr E. gesagt hätte, daß ein Deutscher dieses andere Exemplar beschrieben habe, das doch auf der Abbildung die M. geliefert, so gar undeutlich nicht aussieht; und überhaupt hätte Herr E. viele Anmerkungen des M. theils brauchen können, theils beantworten sollen.

Stengel endigen. Jeder Polype hat acht Arme, und jeder Arm von beyden Seiten Reihen von Zacken, welche die Dienste von Fingern zu verrichten scheinen. Im Mittel der Arme, wo sie sich vereinigen, ist der Mund mit zwo aufgerichteten gezackten Lippen versehen. Als Herr **Ellis** einen dieser Polypenkörper, der Länge nach, aufschnitte, fand er darinnen viel kleine Theilchen wie Saamen, in den zellenförmigen Höhlungen eines starken gerunzelten Muskels, welcher die ganze Länge der innern Fläche ausmachte; vielleicht sind sie das Leich des Thieres. Von dem Grunde, wo sich die Polypen alle vereinigen, geht eine hohle blasenähnliche Haut aus, die auf ohngefähr zweene oder drey Zoll weit, durch den dünnen, bogichten und gezwieselten Gipfel des knochichten Stammes ausgedehnt gehalten wird, der gleichfalls in das Mittel des muskulartigen Grundes eingesetzet ist. Diese Blase scheint sowol dazu zu dienen, daß sich das Thier damit, wie die Fische mit den ihrigen, erheben und senken kan, als auch, daß durch diesen Canal die nothwendigen Materialien zu Unterhaltung des knochigen Stengels zugeführet werden. Diese Blase schliesset sich längst an den Stengel hinunter um ihn herum, und bedeckt, wie eine Haut, seine ganze Länge, bis er sich unten in einem Knorpel endigt. Der Stengel ist elfenbeinfarben, viereckigt, und hat in jeder Seite eine Vertiefung; Er nimmt, von einem sehr dünnen Anfange an nach und nach dicke zu, bis er ¼ Zoll ins Gevierte wird, so erstreckt er sich in der

Länge

Länge über ſechs Fus, bis er auf vier oder fünf Zoll von der Grundfläche kömmt, wo er anfängt, ſich zuſammen zu ziehen, und in einer Spitze zu endigen. Als man ſich bemühete, ein Stück vom Strengk abzuſchneiden, verhielt es ſich gegen das Meſſer, als ob es theils Eiſen, theils Elfenbein wäre. Ein Stück auf den Tiſch geworfen, klang wie ein Stück Tobackspfeife. Nachdem Herr **Ellis** einen dünnen Schnitt mit Mühe abgeſondert hatte, that er ſolchen in Weineſſig, worauf ein ſtarkes Aufwallen erfolgte, und nachdem man zwey bis dreymal andern Eſſig genommen hatte, fand ſich, daß das ſteinichte oder kreidichte Weſen abgegangen war, und nur die Häute noch rückſtändig wären, welche die Schaalen (laminae) einſchloſſen, daß es alſo den Herr **Ellis** ſo ſehr zu den Corallen, als zu Knochen oder Elfenbein zu gehören ſchiene. Herr **Ellis** zeigt alsdenn, warum man den Lilienſtein (encrinos) nicht für eine Verſteinerung dieſes Geſchöpfes zu halten habe, und daß dieſer Polype noch itzo bekant geweſen ſey.

Herr Ellis füget noch einen **Schlus** bey, in dem er die Schwierigkeit, wie ſo veſte Gebäude, als die beſchriebenen Körper ſind, von ſo zarten Thierchen, als die Polypen, herrühren könten, durch Auſtern und andere ſchaalichte Thiere zu vermindern ſucht, von denen man ebenfalls die Veſtigkeit und Dauerhaftigkeit ihrer Wohnungen nicht erwarten ſollte. Viele Corallinen ſcheinen aus einem einzel-

einzelnen Rohre, das ein Thier enthielte, entſtanden zu ſeyn. Dieſes Thier pflanzte ſich in Aeſte fort, welche ſich durch neue Aeſte zu vermehren vermögend waren. Andere Corallinen beſtehen aus einer Vereinigung ſolcher Thiere in Röhren, die ſich zuſammen erhoben, und leere, in denen ihre Vorfahren wohnten, eingeſchloſſen haben, wie ſie wieder von ihrer Nachkommenſchaft umſchloſſen werden. Daß die Steine, welche man aus beyden Indien, unter dem Namen: Sternſteine, verſteinerte Schwämme ꝛc. bringet, ebenfalls von Thieren herrühren mögen, ſcheinet zwar eine kühne Muthmaſſung, die aber dadurch unterſtützet wird, daß in den warmen Ländern alles ſo voll lebender Geſchöpfe iſt, daß kein Stein, kein Aſt eines Baums, keine Muſchel, die vor Alter ohnmächtig wird, lange im Waſſer liegen kan, ohne damit bedeckt zu werden.

Der Verfaſſer ſtellt auf einer Kupferplatte beſonders vor, wie die Seepolypen, welche Corallinen genennet werden, ihre Jungen hervorbringen. Ein Polype, der in einer Blaſe ſteckt, treibt unten Klumpen hervor. Dieſes hat Herr Ellis geſehen, aber woher er weis, daß der Klumpen ſeinem Angeben nach ein Eyerſtock iſt, ſehen wir nicht. Zuletzt iſt noch Cuffs ſogenanntes **Waſſermikroſkop** beſchrieben; welches weiter keine beſondere Vorrichtung hat, als daß ein einfaches Mikroſkop ſo angebracht wird, daß man durch ſelbiges von oben herunter auf einen Glasteller, oder ein Uhrglas ſehen

hen kan, worein Gegenſtände mit Seewaſſer gethan, und von unten auf, vermittelſt eines Hohlſpiegels erleuchtet werden. Es hat alſo vor dem gewöhnlichen engliſchen Mikroſkope nichts beſonders, als dieſes, daß es nur ein Glas hat; die Vergröſſerung braucht auch bey dieſen Gegenſtänden nicht ſo gar weit getrieben zu werden.

III

The general history of *Polybius*, in five Books, translated from the Greek by Mr. *Hampton*, London 1756. in gros Quart, 3 Alphabet 4 Bogen, nebst 2 Landcharten.

Polybius ist jederzeit mehr verehrt, als geliebet worden. So spricht Herr Hampton und wir sprechen es ihm, wie viele andre aus seiner Vorrede gezogne Sätze, nach, ohne des wegen die Bürgschaft dafür über uns zu nehmen. Seine Vorrede wird den grössten Theil unsers Berichts ausmachen, denn von der Uebersetzung selbst läst sich nur wenig sagen. Von des Polybius Schriften, fährt er fort, hat man den vortheilhaftesten Begriff gehabt, und sie bey Seite gelegt. Man hat sie für ein Heiligthum gehalten, und dessen geschonet. Polybius kam in das Ansehn eines ernsthaften, nachdenkenden und staatskundigen Schriftstellers. Aber eben diese Vorzüge wurden ihm nachtheilig, indem sie ihm von Seiten der Leser die Art von Kaltsinn zu zogen, der für Schriftsteller ein Vorläufer der Verachtung zu seyn pflegt, auf welche ihr gänzlicher Untergang ganz gewis folget. Einige wenige Geschichtschreiber führen ihn an. Aber sie konten seiner nicht entbehren, indem sie sich auf ihn beruffen musten. Den übrigen Hauffen der Leser hergegen schreckten vom Polybius einige ihm eigne Unbequemlichkeiten ab, welche

welche anzuzeigen Herr Hampton sich um so viel mehr berechtigt hält, weil, seiner vielleicht irrigen Meinung nach, kein einziger bisheriger Ausleger des Polybius, dessen wahre Schwäche und Stärke, dessen wesentliche Mängel und Vorzüge, die ihn von andern unterscheiden, eingesehn und auseinander gesetzt hat.

In denjenigen Wissenschaften, sagt Herr Hampton, welche in die Bedürfnisse und Gemächlichkeiten des bürgerlichen Lebens einen sichtbaren Einflus haben, desgleichen auch in denjenigen, mit welchen die Beschauung sich lediglich beschäftigt, kan man den neuern vor den Alten den Vorgang nicht streitig machen. Doch haben diese noch zur Zeit, in Ansehung der Schreibart über jene, die Oberhand behauptet. Die Aufsätze der neuern erreichen bey weiten die Anmuth, die Richtigkeit, die Stärke und das Feuer des Ausdruckes nicht, mit welchen die Denkmale des Alterthums sich hervor thun. In diesem rühmlichen Ansehn haben diese sich so fest gesetzt, daß wer einen griechischen oder lateinischen Schriftsteller aus den guten Zeiten in die Hand nimmt, von ihm ein untadelhaftes Meisterstück der Beredsamkeit, oder doch wenigstens merkliche Spuren der Obermacht erwartet, welche auch die inbrünstigste Nacheiferung nicht hat übertreffen können. Man macht sich auf Strahlen von Schönheiten gefaßt, welche das Gemüth rühren und fesseln, und Worten der Weisheit, die von schönen Lippen fliessen, einen

Nach-

druck mittheilen, dem niemand widerstehen kan. Erläubt man einem Schriftsteller ohne Schmuck, und gleichsam in seinen alltäglichen Kleide, zu erscheinen: so mus sein Vortrag wenigstens die volle und nachdrückliche Kürze, den einnehmenden Wohlstand, das sanfte und lautre natürliche Wesen, mit einem Worte, die ungekünstelten Reize an sich haben, die allen angenommenen Schmuck verdunkeln.

Polybius ist in dem Stücke übel dran. Unter den alten von einiger Wichtigkeit ist er der einzige, dem die Natur beynahe alle Arten von Schönheit scheint versagt zu haben. Sein Vortrag ist wortreich, ohne prächtig zu seyn. Sein Ueberflus beschwert und wird ekelhaft. Sein Ungekünsteltes will nicht natürlich ausfallen. Es kan sich von dem Gezwungnen nicht los wickeln. Sein Bestreben macht ihn hart, und so zu sagen, ungeschliffen. An statt anlockender Reize, anmuthiger Bilder, eines vollen Nachdrucks, einer sanften und den Leser unvermerkt fortführenden Beredsamkeit, trift man bey ihm fast bey jedem Schritte etwas ungestaltetes an, das Misfallen erweckt, weit hergehohlte und übelgepaarte Gleichnisse, eine unangenehme Kälte; Hindernisse, die unsre Gedult auf die stärksten Proben setzen. Anstatt einer vollständigen, sich durchgängig ähnlichen und ehrwürdigen Harmonie, ermüden und verwunden unterbrochne und unter einander geworfne Perioden das Ohr. Kein Wunder demnach, wenn auch die hitzigsten Anbeter des Alterthums,

Schriften

Schriften vermieden, denen alle Anmuth der Kunst und der Natur mangelt. Aber der Mangel an Schönheiten ist noch lange der wichtigste Vorwurf nicht, dem **Polybius** sich ausgesetzt hat. Weit nachtheiliger wird ihm seine Dunkelheit, die er überall herrschen lässt; nicht eine solche Dunkelheit, welche die Länge der Zeit, und die Verschiedenheit in Sprachen, Gebräuchen, Wissenschaften und Sitten unvermeidlich macht, der auch die grösseste Deutlichkeit von Seiten der Alten, so wenig als der glücklichste Witz der Neuern vorbauen kan. Denn ein jeder schreibt unmittelbar für seine Zeitgenossen, und mus folglich viel Dinge als bekant voraussetzen, deren Erklärung, so verbindlich sie auch die Nachkommen ihm würden gemacht haben, den Zeitgenossen nicht anders als lächerlich hätte vorkommen können. Eine solche von den alten Geschichten unzertrennliche Dunkelheit ist des **Polybius** seine nicht. Auch tragen die Schreibfehler, die sich nach und nach in den griechischen Text eingeschlichen haben, wenig zu derselben bey. Herr **Hampton** klagt vielmehr über die seinem Schriftsteller angebohrne Dunkelheit im Vortrage, welche eine Folge von verworrenen Begriffen, von zerstreuten Perioden, von überflüssigen Füllwörtern, von solchen Worten endlich ist, die entweder gar nichts bedeuten, oder auf eine so seltsame Art angebracht sind, daß auch die geübtesten Sprachkenner öfters sich von ihrer Befremdung nicht erholen, noch den wahren Sinn mit Gewisheit bestimmen können.

Das sind die vornehmsten Mängel die Herr Hampton am Polybius wahrgenommen haben will. Seine Unparteylichkeit verdient allerdings gepriesen zu werden, und sie verdient es um so viel mehr, je seltner man sie an Uebersetzern und Ausgebern alter und neuer Schriftsteller wahrnimt, welche sich einbilden, mit ihrem Autor schlechte Ehre einzulegen, wenn sie ihn nicht mit allen möglichen Vollkommenheiten auszieren. Doch scheint Herr Hampton die Beschuldigungen zu hoch zu treiben. Man will ganz nicht in Abrede seyn, daß Polybius in Ansehung der Anmuth und des geschmückten Vortrags einem Herodotus, einem Xenophon nicht beykomme. Doch sehn wir nicht ein, wie der Vorwurf verworrener Begriffe sich mit dem Lobe einer gründlichen Staatskunde und einer gesunden Ueberlegungskraft vertragen könne; Eigenschaften, die Herr Hampton unter denjenigen oben anstellt, die den Polybius in dasjenige Ansehn, darinnen er zu allen Zeiten gestanden, gesetzt, und ihn vom gänzlichen Untergange gerettet haben sollen.

Es liesse sich unterschiednes bey dem Urtheile erinnern, welches er über seinen Autor fällt, wenn es unserm Vorhaben gemäs wäre. Einen Vorwurf hat er entweder nicht gemerkt, oder mit Fleis übergangen, der sich dem Polybius mit Recht machen lässt, und der den Leser leichtlich wider ihn aufbringen kan. Polybius spricht überall aus einem unterrichtenden Tone. Die Gestalt des

Lehrers,

Lehrers, die sich überall blicken lässt, ist zu finster, zu stolz und beleidigend, als daß sie dem, der sie annimmt, viel Freunde machen sollte. Die allzugrosse Geflissenheit deutlich zu werden, artet in ekelhafte Wiederholungen aus und beschämet den Leser. Hätte **Polybius** blos für seine Landsleute, die Herren **Arkadier**, geschrieben, so würde sein Verfahren ihren engen Begriffen und seiner eingeschränkten Absicht gemäs gewesen seyn. Aber so wirft er sich zum Lehrer von ganz Griechenland auf. Und da gab es doch auch Leute, die nicht eben für Kinder gehalten seyn wollten. Kein einziger Geschichtschreiber seiner und der ältern Zeiten macht es ihm recht. Fehler, die er selbst begeht, bestraft er an andern mit der äusersten Strenge. Wer wird leicht so glimpflich seyn, und die Spuren des von seinen eignen Vollkommenheiten bethörten Stolzes hierinnen verkennen? Man will ihm seine Vorzüge vor seinen Mitwerbern ganz nicht streitig machen. Aber es steht nicht fein, daß man andern sein eigen Lob aufdringe. **Polybius** war ein Kriegsmann. Und darum kan man gegen ihn einige Nachsicht haben. Die Verjährung des Besitzes berechtigt Kriegsleute zu dem Erbgute der Ruhmräthigkeit. Indessen hat doch allezeit der Wohlstand auch ihnen anbefohlen, ihren Lohn aus der Hand des Ruhmes geduldig zu erwarten, und nicht zu rauben.

Herr **Hampton** rechnet zu den Hindernissen die **Polybius** der Aufnahme seines Werkes in den

Weg geleget hat, eine Einbildung dazu er unschuldiger Weise Anlas gegeben, und welche zu bestärken, der bekante Ritter Folard sein möglichstes gethan hat. Sie besteht darinnen. Man bildet sich ein, **Polybius** habe bey seiner Hauptabsicht den Ursprung und das Wachsthum der römischen Macht zu beschreiben; auch die Nebenabsicht gehabt, die Kriegeskunst zu befördern. Herr **Hampton** hält dieses für ein Vorurtheil, und ist überhaupt mit Folards Arbeit übel zufrieden. Dieser lebhafte Franzose, sagt er, führte vor einiger Zeit den **Polybius** in aller Pracht eines kriegerischen Aufzuges auf. Das Verdienst einer wohl überlegten und mit gutem Geschmacke verfertigten Uebersetzung erstickte er unter der Last einer ungeheuren Auslegung, darinnen er seinem Wahne von des **polybius** Absicht, und seiner Eigenliebe, den Zügel schiessen lies. Folards Handwerk war das Kriegswesen, und aus einer nur gar zu gemeinen Bethörung sahe er es unter allen menschlichen Handlungen für das edelste, wichtigste, und nachforschenswürdigste an. Auf dem Grunde, den er vor sich hatte, nahm er sich vor, ein vollständiges Kriegesgebäude aufzuführen. Gleich als ob dieser Geschichtschreiber, **Polybius** anders nichts, als ein Buch vom Exerciren, oder eine Sammlung von Kriegslisten hätte hinterlassen wollen. Der folardische Anhang besteht darauf, daß, ausser einem wohlversuchten Soldaten, niemand die Beschreibungen von Belagerungen, Schlachtordnungen und Treffen, die **Polybius** hin und wieder

ingeſtreuet hat, verſtehen könne. Herr Hampton nennt dieſes einen Irthum, und rüſtet ſich, ihn zu beſtreiten. Käme es darauf an, ſagt er, die Schwierigkeiten einer kriegeriſchen Unternehmung, ihre Vortheile, und die dabey nöthige Behendigkeit anzugeben, daß Richtige und Vortheilhafte, oder hinwiederum das Unbequeme und Schädliche in der Stellung eines Heeres, das ſchlagen ſoll, darzuthun, die Klugheit oder das Verſehn eines Anführers erweislich zu machen: ſo würde der Gelehrte keinen Anſtand nehmen, dem Kriegsmanne willig nachzuſtehn. Hat man aber beym Leſen und Ueberſetzen anders nichts zum Endzwecke, als daß man hinter den wahren Sinn der Worte komme, ſo liegt ja am Tage, daß man blos mit Käntnis und Erwägung der Verfaſſung der Sprache, mit Prüfung des Zuſammenhanges der Rede, und mit Gegeneinanderhaltung der verſchiednen Bedeutungen eines Wortes, an verſchiednen Orten, zu ſeinem Zwecke gelangen könne, auch wirklich gröſtentheils gelanget ſey. Ferner, da dergleichen kriegeriſche Beſchreibungen beym Polybius viel umſtändlicher und beſſer, als bey andern, eingerichtet ſind, ſo laſſen ſie ſich auch mit weniger Mühe verſtehen. Vermittelſt einer vollkommenen Uebung und langen Erfahrung konte Polybius ſich über kriegeriſche Vorfälle deutlich und abgemeſſen ausdrucken. Er wuſte wo und in welcher Bedeutung er iedes Kunſtwort anbringen ſollte. Und hiemit entgieng er der Dunkelheit, in welche andre Schriftſteller verfielen, wenn ſie von

einem Handwerke ſprachen, das ihnen nicht geläufig war. Ja Folard geſteht ſelbſt, daß er den Polybius mehr nach ſeiner Auslegung, als dieſe nach jenem, eingerichtet habe. Folglich müſſen ja unzählich viel Stellen übel verſtanden, übel angebracht und verdreht worden ſeyn. Ueberdem ſind auch die Folardiſchen Kupferſtiche mangelhaft und widerſprechen gar oft dem ausdrücklichen Zeugniſſe des Polybius ſelbſt.

Man ſieht alſo, daß Herr Hampton die folardiſche Arbeit weit unter den Werth herunter ſetzt, den ihr das allgemeine Vorurtheil für alles, was franzöſiſch iſt, ſeither beygelegt hat. Er äuſſerte ſeine Gedanken darüber, bey Beurtheilung der Mängel des Polybius. Nachdem er nun dieſen Geſchichtſchreiber von der ſchlimmen Seite gezeiget, ſo kehrt er ihn um, und zeigt ihn auch von der guten Seite. Und da erſcheint Polybius liebenswürdig. Der Gegenſtand ſeiner Erzählung macht ihn ſchätzbar, und die Art der Erzählung erhebt ihn weit über andre ſeines gleichen.

Mannichfaltig ſind die Geſtalten, unter welchen das groſſe Volk erſcheint, deſſen Macht von einem geringen und verächtlichen Anfang ſich nach und nach bis zu den Gränzen der bewohnten Welt ausbreitete, und deſſen Tugend, Geſetze und bürgerliche Verfaſſung jederzeit bewundert worden ſind. Doch iſt unter allen dieſen Geſtalten keine glänzender, keine merkwürdiger, als diejenige, in welcher Po-

Polybius dieſes Volk vorſtellet. Er ſchränkt ſeine Erzählung auf einen Zeitraum ein, den widerſinnige Erdichtungen, die Früchte einer ungezähmten Einbildungskraft und einer unrichtigen Sage, nicht verunſtalten, ſondern der auf dem feſten Grunde der Wahrheit und unverdächtiger Zeugniſſe beruht. Ein Zeitraum, der dieſes berühmte Volk weder mit den Gefahrlichkeiten und Beſchwerden einer ohnmächtigen Kindheit ringen, noch unter der Burde der Jahre ſtraucheln läſſt, ſondern in welchem es ſeine reife Blüthe, ſeine männliche Stärke durch Geſchäftigkeit und einen unaufhaltbaren Trieb äuſſerte, den kein Unfall hemte, kein Widerſpruch ſtöhrte. Auf die Schaubühne, welche Polybius öfnet, treten keine Kriege von kurzer Dauer, keine unſichern und ohne Ueberlegung gemachte Eroberungen, keine innerliche Unruhen, Folgen der Eiferſucht. Von ihr iſt die Wut eines noch ziemlich rohen, und nur halbgeſitteten Volkes verbant. Des Polybius Geſchichte iſt auch nicht das betrübte Bild eines Staates, den die Lüſte der Schwelgerey vergiftet, und, nach Vertilgung aller edlen Geſinnungen, Tyrannen in Feſſeln geſchlagen haben. Der Zeitraum, bey welchem Polybius ſich aufhält, bietet einen weit angenehmern Anblick in einer Regierung dar, die zu ihrer ſchönſten Verfaſſung gelanget iſt, und ihre Vollkommenheit erreichet hat. Er zeigt einen geſetzten, nachdenkenden, und vorſichtigen Staat; ein Volk, welches mehr edle und groſſe Geſinnungen, als der gemeine Vortheil, ver-

binden; eine unumſchränkte Gewalt, die nur zu Erhaltung des allgemeinen Beſtens thätig wird; eine Freyheit, welche Vernunft und das Anſehn der Geſetze im Zaume hält.

Ohne dem Herrn Hampton in ſeinen Lobeserhebungen der Römer weiter nachzugehn, wenden wir uns zu demjenigen Theile ſeiner Vorrede, darinnen er des Polybius Verhalten in Ausführung einer ſo wohlgewählten Geſchichte erhebet.

Das Vorhaben des Polybius iſt von einem ſo groſſen Umfange, und mit ſo vielen Schwierigkeiten verknüpft, daß weder die Stärke eines Redners, noch der Scharfſinn eines Sophiſten ihm gewachſen iſt. Einen ſolchen Entwurf auszuführen, war nur ein Mann geſchickt, den Käntnis der Welt, lange Uebung in Staatsſachen, und eine durch die Länge der Zeit geläufig gewordne unabläſſige Aufmerkſamkeit auf die Abſichten, Mittel und Ausführungen eines Staates, geſchickt gemacht hat, den Vorhang aufzuheben, und die geheimen Triebfedern in ihrer völligen Thätigkeit zu betrachten, welche die groſſe Maſchine in Bewegung ſetzen. Ein Mann, dem ſein Stand und ſeine übrigen Umſtände der Zugang zu einer gründlichen Einſicht der Begebenheiten aufſchloſſen. Ein Mann, der was er erzählt, ſelbſt mit Augen angeſehen, zum Theil auch ſelbſt verrichtet, oder doch von untrüglichen Zeugen erfahren hat. Ein Mann, den weder Leichtgläubigkeit, noch Eitelkeit verleiten, die Wahrheit mit Lügen, und wirkliche Begebenhei-

ten

ten mit Erdichtungen zu vermengen. Ein Mann endlich, deſſen natürliche Liebe zur Tugend, und Ueberzeugung von der ihm obliegenden Pflicht, die Wahrheit zu beobachten, ſeine eigne Neigungen, Leidenſchaften und Vortheile gänzlich verdrängen, und dagegen eine Richtigkeit, Ehrliebe und Treue, ſeiner Feder einflöſſen, die allem Vorwurfe und Tadel die Spitze bietet, und wider allen Verdacht geſichert iſt.

So mus der Verfaſſer des wichtiſten Theiles der römiſchen Geſchichte beſchaffen ſeyn. Man mus ihm auf ſein Wort trauen können. Und ſo iſt auch **Polybius** in der That beſchaffen; ein Mann, dem nicht nur ſeine nicht geringe Geburt, ſondern auch das Hohe und Groſſe in ſeinen Geſinnungen, die Weisheit ſeiner Rathſchläge, ſeine Erfahrenheit im Kriege, die Standhaftigkeit ſeiner Tugend und eine ungeheuchelte Wachſamkeit für die Wohlfahrt ſeines Vaterlandes eine erhabne Stelle unter groſſen Männern einräumen. Schon in ſeinen jungen Jahren fieng er an wichtig, und die vornehmſte Stütze eines Bundes zu werden, der auf hinfälligen Ueberbleibſeln der griechiſchen Freyheit beruhte. Wie ihm nun eines theils ſeine Würde, ſeine Gaben, und der beträchtliche Antheil, den er an den öffentlichen Berathſchlagungen, und Händeln hatte, alle die verſchiednen Auftritte der Regierung aufſchloſſen: alſo trieben anderntheils die damaligen Zeitläufte, und ſein Eifer, die gemeine Wohlfahrt zu befördern, ihn an, alle ſeine Gaben

anzuwenden, mit der aufmerkſamſten Sorgfalt den verſtrichenen und gegenwärtigen Zuſtand ſeines Volkes zu beherzigen, jeden Schritt zu erwägen, den die Ehre gethan, ſich von ihm zu entfernen, und die Knechtſchaft ſich ihn zu nähern; ferner die Abſichten, den Einflus und das Glück des ſchlauen und herrſchſüchtigen Volkes zu betrachten, welches, nachdem es viele andre Herrſchaften theils mit Gewalt, theils mit Liſt, unter ſich gebracht, zuletzt auch Griechenland beſiegte, und unter dem ſcheinbaren Vorwande, jede griechiſche Gemeinde in ihre urſprüngliche Freyheit und Unabhängigkeit wieder einzuſetzen, doch in der That nur alle in ſeidne Feſſeln legte, die nach Befinden nachzulaſſen, oder ſchärfer anzuziehen, lediglich bey ihm ſtund.

Die Römer ſahen gar wohl ein, weſſen ein ſolcher Reichthum von Gaben, eine ſolche Erfahrung, ein ſolches emſiges Nachforſchen fähig wäre. Sie eilten daher, nachdem ſie den Acheiſchen Bund getrennt, und gerichtet hatten, denen Griechen, die nunmehr Sklaven ſeyn ſollten, einen Mann wegzunehmen, deſſen Muth und Geſchicklichkeit ihnen ein anſteckender Dampf zu ſeyn ſchien, von dem zu befürchten ſtund, er würde mit der Zeit die Liebe zur Freyheit auch mit den nöthigen Kräften ausrüſten, das Joch abzuſchütteln. Die Verbannung nach Rom, welche alle wackern Leute aus dem Peloponneſus damahls betraf, deren Verdienſte ihnen zum Verbrechen gereichten, gediehe dem

Po-

Polybius zum gröſſten Glücke für die ganze Zeit ſeines Lebens. Von ſeinem Vaterlande und den Gelegenheiten ihm zu dienen, hatte man ihn mit Gewalt losgeriſſen, und ihm zu einem langwierigen Aufenthalte eine groſſe Stadt angewieſen, aus der alle Anſchläge herfloſſen welche das römiſche Reich leiteten, und umtrieben. Er hatte folglich daſelbſt Muſſe und Gelegenheit, die Nachrichten zu ſammeln, deren er zu Ausführung des Entwurfes, den er bey ſich gemacht hatte, benöthigt war. Beobachtungen konte er daſelbſt gegen Begebenheiten, und Muthmaſſungen gegen Gewisheit halten. Aus beglaubten öffentlichen Urkunden und aus geheimen ſchriftlichen Nachrichten angeſehner Staatsmänner konte er umſtändliche Erzählungen von groſſen Thaten ausziehn, davon dieſe ſelbſt die vornehmſten Werkzeuge geweſen waren. Er konte die Sitten, die Gemüthsart und Neigung eines Volkes in der Nähe und bey völligen Lichte beſchauen, das die mächtigſten Herrſchaften genöthigt hatte, von ihm Geſetze anzunehmen. Er konte alle Lenkungen der regelmäſſig wirkenden Weisheit beobachten, welche den Staat dem ſchon nahen Untergange entriſſen. Er konte die verborgenſten Quellen der Macht, der immer muntern und thätigen Macht aufſuchen, welche dem Wachsthume des Staates immer zu friſche Säfte zubrachten; mit einem Worte, er hatte alle Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten zur Hand eine Geſchichte aufzuſetzen, welche, nachdem ihr Verfaſſer ſelbſt die Wolken der Unwiſſenheit und des Irthums durchdrungen

drungen und zerstreuet hatte, von einer jeden Begebenheit den wahren Grund angiebt, die Ursachen, sollten sie auch noch noch so verwickelt seyn, auseinander setzt, mit einer umständlichen Nachricht von Kriegen, Gesandschaften und Verträgen, eine vollständige und deutliche Vorstellung der Anschläge, der Maasregeln, nach welchen man handelt, der Gesetze, Klugheit, Standhaftigkeit, des Muthes und endlich der den Römern eignen Mannszucht so wohl zu Hause, als im Felde verbindet, und damit jedermann überzeuget, daß die Grösse, zu welcher dieses Volk ihre Herrschaft erhoben, keinesweges das Werk eines blinden Glückes, noch einer kühnen und unternehmenden Vermessenheit, sondern eine unausbleibliche Folge herzhafter Unternehmungen und regelmässiger Entwürfe sey, welche eine standhafte durchdringende und sichere Staatsklugheit leitet.

Von so weitem Umfange, von so grossem Gewichte war das Unternehmen unsers weisen Geschichtschreibers und so viel Schwierigkeiten begleiteten es. Niemanden darf es also Wunder nehmen, wenn das Bestreben, einer so grossen Pflicht in allen Stücken nachzukommen, ihn von der gehörigen Sorgfalt für die Schönheiten des Ausdruckes und für die Reize der Beredsamkeit abgelenket, oder zurück gehalten hat. So gerecht, und so gros nun aber auch der Vorwurf seyn möchte, den man ihm wegen Vernachlässigung aller derjenigen Schönheiten machen möchte, die einen nicht

geringen

geringen Glanz über seine Geschichte verbreitet haben würden: so mus man doch auch hinwiederum einräumen, daß er allen falschen und blendenden Schimmer verworfen habe, welcher zuweilen die Schriften der berühmtesten und weisesten Alten verunstaltet. Die Begierde zu rühren und zu überraschen, zu gefallen und zu bezaubern, hat, unter allen verschiednen Gestalten, darunter sie sich nach eines jeden Verfassers Fähigkeit versteckt, zu allen Zeiten die Geschichte mit einem verführerischem Schimmer bedeckt, welcher der Erkäntnis der Wahrheit dem einzigen Ziele unsers Nachforschens im Wege steht. Diese Begierde ist die Quelle der unnatürlichen Vermischung eines beglaubten Andenkens mit einer unwahrscheinlichen Sage, der Wahrheit mit der Fabel, und dem langen Gefolge von glänzenden Wundern, wovon die Geschichtsbücher aller Weltalter und aller Völker angefüllt sind. Von eben dieser Begierde rühren die Reden her, welche im Schatten einer dunkeln und dem Nachsinnen gewidmeten Abgezogenheit erdacht und ausgearbeitet worden, und worinnen keine Verschiedenheit der Charakter, der Zeiten, anzutreffen ist. Sie ist schuld an dem mühsamen falschen Schimmer an den fremden und weitgesuchten Umständen, die in der Absicht angebracht werden, die Beschreibungen zu erheben, und die Scene auszuschmücken, die Seele mit Bewundrung und Erstaunen zu erfüllen, zu einem zärtlichen Mitleid zu bewegen, und durch Schrecken zu erschüttern. Dem **Polybius** hergegen war es zu einem besondern

dern Ruhme vorbehalten, zu allererſt einzuſehn, daß die Geſchichte, wenn ſie anders eine ſichere und nützliche Führerin ſeyn ſoll, überall der Wahrheit zur Seite gehen müſſe; und daß weder der moraliſche noch politiſche Unterricht auf den ſchwachen Grund erdichteter Begebenheiten gebaut werden müſſe. Unſer Geſchichtſchreiber iſt nicht nach Beyfall begierig. Er gehört nicht unter die Schriftſteller, die ein ungeduldiges Verlangen verrathen, uns die Bewundrung ihrer Kunſt abzunöthigen; einer Kunſt, die oft blos darinnen beſteht, daß man die Wahrheit in einem prächtigen Gewande einhertreten; und ein frohes Gefolge möglicher und wohl ausgeſonnener Begebenheiten ſie begleiten läſſt. Ein ſolcher iſt Polybius nicht. In ihm ſpricht der Staatsmann, der Feldherr, der Weltweiſe, gleichſam in ſeinem Zimmer ganz vertraut mit uns, erzählt ungekünſtelt alles, was vorgegangen, beſtätigt Begebenheiten mit Zeugniſſen, und ſetzt uns durch gründliche nnd tiefſinnige Betrachtungen in den Stand, von dem üblen Verhalten ſo wohl, als von der Klugheit vergangner Zeiten, einen unmittelbaren Nutzen zu ziehen. Iſt es wohl möglich, ohne anhaltende Hochachtung, und ohne willige Aufmerkſamkeit, die Lehren eines Mannes anzuhören, deſſen Rechtſchaffenheit überall, ſelbſt in einem viel ſtärkern Lichte, als ſeine Weisheit, hervorſtrahlt? Kein Eigennutz verblendet ihn, kein unzeitiger Eifer verleitet ihn. Wie er ſich ſelbſt nicht vergeht: ſo ſetzt er auch niemanden anders in die Gefahr eines Irrthums. Das Unglück ſeines

Vater-

Vaterlandes rührte ihn, der Verlust seiner Würden und Freunde gieng ihm nahe, aber keines von beyden so sehr, daß er darüber, auch selbst diejenigen Begebenheiten, welche selten Empfindlichkeit, Kränkung und Eifersucht zu erregen unterlassen, nicht hätte mit dem Kaltsinn eines gleichgültigen Zuschauers erzählen, und den schuldigen Tribut eines von Schmeicheley entfernten Lobes den ausnehmenden Eigenschaften entrichten sollen, welche das erhabne Gebäude des römischen Ruhmes auf den Trümern seiner ausgearteten Landsmannschaft aufführten. Daher kommt es, daß man bey ihm auch so gar an den geringsten Stellen, eine gewisse Aufrichtigkeit gewahr wird, welche, da sie seine ganze Geschichte durchdrungen hat, um desto mehr in die Augen fällt, je weniger sie sich an andern Geschichtschreibern hervor thut. Diese Aufrichtigkeit des **Polybius** verhelet so wenig die Fehler der Freunde, als sie den Ruhm der Feinde schmälert. Alle Gegenstände stellt sie in ihrer Blösse dar. Denn Verstellung, und das Toben der Leidenschaften vermag nichts über sie. Sie wäget einander widersprechende Zeugnisse mit einer richtigen Wage ab. Kurz, wie ein ehrliches ungezwungenes Gesicht drückt sie gleich in dem ersten Anblicke, so starke Beweise ihrer Redlichkeit ein, daß man ihren Befehlen, zu gehorchen, ihr beyzupflichten, und sie zu lieben, nicht widerstehen kan. So sahe der Geschichtschreiber aus, der bey seinem Leben der Freund, der Rathgeber und der Gefährte des edelmüthigen Scipio war, und nach seinem Tode in seinem Schriften für

die

IV.

Virginia a Tragedy, with Odes, Paſtorals and translations, by Mrs. *Brooke*, 8. London, 1756.

Die Anzahl der gelehrten und geiſtreichen Frauenzimmer in **England** wird durch die Verfaſſerin dieſer poetiſchen Arbeiten vermehret. Ihre Beſcheidenheit, die ſie in der Vorrede ſagen läſſt, daß ſie ſich über ihre Erſcheinung im Druck, und über die Unvollkommenheiten ihrer Ausarbeitungen vielen Kummer mache, erhebt ihre Verdienſte und die Schönheiten ihrer Gedichte.

Das Trauerſpiel **Virginia**, welches den erſten Platz in dieſer Sammlung einnimmt, iſt niemals auf die Schaubühne gebracht worden, und die Verfaſſerin ſagt, ſie habe alle Hofnung aufgegeben, es jemals darauf zu ſehen, weil man ſeit kurzer Zeit zwo Trauerſpiele über eben dieſe Begebenheit (*) aufgeführet habe. Wir wollen unſern

(*) Der Verfaſſer des einen heiſſt Criſp. Vielleicht iſt es unſern Leſern nicht unangenehm, ſie hier zu erinnern, daß unter den dramatiſchen Werken des **Capiſtron** ſich bereits ein Trauerſpiel **Virginia** befindet, und daß man im erſten Stücke der leſſingiſchen theatraliſchen Bibliothek einen Auszug aus einer ſpaniſchen **Virginia** antrift. Wenn wir Patrioten wären: ſo würden wir hier den franzöſiſchen, ſpaniſchen und engliſchen Virginien mit einer deutſchen Trotz bieten, und den Ausländern bey dieſer Gelegenheit die Wahrheit ſagen.

fern Lesern das Vergnügen machen, und ihnen einen ausführlichen Auszug aus diesem Trauerspiel zu lesen geben. Wir werden diejenigen Auftritte, welche ihnen eine genaue Bekantschaft mit den Characteren der Hauptpersonen verschaffen können, ganz einrücken. Die Scene ist in **Rom**. Die spielenden Personen sind:

Appius,	Numitorius,	Virginia,
Virginius	Trebonius,	Icilia.
Icilius	Claudius,	

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Das Haus des Virginius.

Numitorius tröstet die weinende **Virginia**, welche die Verfolgungen des **Appius** fürchtet. Sie erzählt die schmeichlerischen Bewegungsgründe, die er gegen sie gebraucht, ihre Tugend zu verführen. Sie erzählt aber auch, wie sich gegen ihn verhalten: „Mit edelmüthiger Wut, und stolzer Verachtung sagte ich ihm, daß ich, wenn er auch frey wäre, oder sein Gesetz aufheben könte, ja, wenn er gleich vom Jupiter abstammte, dennoch selbst seinen gesetzmäsigen Bewerbungen kein Gehör geben und glauben würde, daß der tapfere **Icilius** weit über den Tyrannen seines Vaterlandes erhaben sey.„ Der erzürnte **Appius** hat ihr mit seiner Macht gedrohet, und sie zittert um ihre Ehre. **Numitorius** sucht sie mit der Hof-

nung aufzurichten, daß ihr Vater, gekrönt mit Lorbern, zurück kommen, ſie mit dem jungen Jcilius vereinigen, und ihre Tugend in Sicherheit ſetzen werde. Er erinnert ſie endlich, daß dieſes die Stunde ſey, da ihre Freundin, die ſchöne Jcilia, ſie erwarte, — Virginia begiebt ſich hinweg.

Zweyter Auftritt.

Trebonius kommt aus dem Lager zurück. Numitorius fragt ihn, wie ſein Bruder ſich befinde, und er antwortet ihm: „Wohl, mein Freund, woferne Römer ſich wohl befinden können, wenn ſie Sclaven von Tyrannen ſind!„ Trebonius erzählt den Zuſtand im Lager und die Urſachen ſeiner Zurückkunft. Er beklagt, nebſt Numitorius, Roms Verfall; und dieſer eröfnet ihm zulezt, daß Appius Virginien mit ſeiner Liebe verfolgt.

Dritter Auftritt.

Ein Sclave bringt die Nachricht, daß Virginia, da ſie über den Markt gehen und Jcilien beſuchen wollen, vom Claudius, dem Liebling des Appius, unter dem Vorwand, daß ſie ſeine Sclavin ſey, hinweggeführet, und vor den Tribunal des Appius gebracht worden. Numitorius bittet den Trebonius um Beyſtand. Dieſer verſpricht ihm denſelben. Beyde gehen ab.

Vierter Auftritt.

Der Markt.

Appius auf seinem Tribunal, von zwölf **Lictoren** umgeben.

Claudius kniet vor ihm, und bittet ihn um Gerechtigkeit. Dieses Mädchen, welche man bisher für die Tochter des **Virginius** gehalten, sey die Tochter seiner Sclavin, und in seinem Hause gebohren. **Numitoria** habe sie, um dem Schimpf der Unfruchtbarkeit zu entgehen, für ihre Tochter ausgegeben, und zu sich genommen. Dieses habe ihre Mutter, in ihren lezten Stunden, mit reuigen Seufzern nnd Thränen entdeckt. Da **Virginius** abwesend ist: so bittet **Claudius**, daß ihm, bis zu dessen Zurückkunft, **Virginia** überlassen werden möge. **Appius** erkennt dieses für recht. **Icilius** wiedersetzt sich.

Fünfter Auftritt.

Numitorius kömmt dazu, wiedersezt sich ebenfalls und bittet, daß **Virginia** ihm, als dem nächsten Anverwandten, bis zum Beweis der Ansprüche des **Claudius**, anvertrauet werden möge. Er verspricht, daß **Virginius** beym Anbruch der Morgenröthe sich einfinden solle, und will vor **Virginien** stehen. Endlich, und da alle anwesende Römer, vom **Icilius** ermuntert, **Freyheit! Virginia!** rufen, erklärt sich **Appius**, den Ausspruch bis auf den folgenden Tag zu verschieben, befiehlt aber, dem **Claudius** wegen **Virginien** Sicherheit zu machen.

Sechster Auftritt.

Alle Anwesende Römer erbieten sich ihrentwegen Sicherheit zu machen, und **Numitorius** nimmt **Virginien** mit sich.

Siebenter Auftritt.

Das Haus des **Virginius**.

Numitorius und **Trebonius** unterreden sich von der unrechtmäsigen Gewalt der Decemvirs, und beklagen den Verlust der Freyheit. Sie hoffen, daß des **Virginius** Gegenwart **Virginien** retten werde.

Achter Auftritt.

Virginia. Icilia.

Virg. Willkommen, **Icilia**, meine geliebteste Freundin. Wir wollen uns umarmen, weil ich noch eine Römerin bin. Der morgende unglückliche Tag möchte mich zur Sclavin des **Claudius** machen. Wenn wir uns wieder sehen: so möchte es vielleicht eine Schande für dich seyn, mich an deine Brust zu drücken.

Icil. O meine Virginia! — aber ich kan nicht reden — Zorn, Wut und Unwillen entstehen in mir, und hemmen die Sprache — Bist du keine Römerin? Beym Himmel, deine Tugend war Roms edelster Ruhm, da es noch frey war, und noch nicht unter dem unrechtmäsigen Joche der Decemvirs seufzte.

Virg. Ach, **Icilia**, wir waren ehemals glücklich, aber wir werden es nicht mehr seyn.

Wirst

Herz verabscheuet alle niedrige Gedanken. Aber der unmenschliche Tyrann, Appius, —

Virg. Appius! Sie kan unmöglich so sehr ausgeartet seyn, daß sie den Tyrannen ihres Vaterlands, dem würdigern Icilius vorziehen sollte: aber mein Schwerd soll sie finden.

Num. Du verstehst mich unrecht. Noch immer ist deine Virginia die Zierde der römischen Mädchen, der Stolz ihres Geschlechts. Nur einen Augenblick Gedult; ich will dir eine Begebenheit entdecken, welche jeden Tropfen römischen Bluts empören, und dich zum Zorn reizen wird. Wisse denn, Virginius, der übermüthige Decemvir, hat deine schöne Tochter mit Augen der Liebe angesehn, und weil er mit allen Kunstgriffen des Lasters nicht vermocht hat, ihre Tugend zu verführen: so hat er seinen niederträchtigen verworfenen Liebling, Claudius, dahin gebracht, daß er sie für seine Sclavin ausgeben soll.

Virg. Seine Sclavin? Wie verstehst du das? Bin ich denn nicht ein Römer?

Num. Er giebt vor, die tugendhafte Numitoria habe dieses Mädchen, als ein Kind, von einer Sclavin des Claudius gekauft. Ungern, und nur aus Furcht vor dem murrenden Volk, bewilligte er den Aufschub seines Ausspruchs bis auf diesen Morgen. In eben dem Augenblicke schickte ich den Fabatus ab, dich aus dem Lager zu holen; damit du aber nicht im Zorn die Begebenheit bekant machen möchtest, gebot ich ihm, dir die Ursache nicht zu entdecken; denn ich befürchtete, man

geſchwind hinweg flohen! Alles war damals Ruhe und Eintracht.

Virg. Nichts mehr! Bringe nicht dieſe reizenden Bilder vor meine Augen zurück. Die Erinnerung iſt mir eine Quaal. Ich mus alle verſchwundene Glückſeligkeit vergeſſen, und mit Schrecken, die meinem grauſamen Schickſal gemäs ſind, meine ganze Seele füllen. Ich kenne die Gewalt des Tyrannen, ich kenne ſeine Leidenſchaft, und ich bin entſchloſſen —

Icil. Welchen Entſchlus haſt du gefaſſt?

Virg. Frey zu ſeyn; zu ſterben, meine Icilia. Glaubſt du, daß ich leben könte, ein Raub der Unehre, eine Sclavin des Claudius zu ſeyn?

Icil. Nein, meine Virginia, Appius wird es nicht wagen, dich dem Claudius als ſeine Sclavin zuzuerkennen. Mitten unter ſeiner Wache von verwegenen patriciſchen Jünglingen, zittert er und fürchtet die Rache der Soldaten. Er weis wohl, wie ſehr ſie dem Virginius geneigt ſind.

Virg. Ach! Icilia! hätteſt du ſeine Blicke geſehen, die Blicke, welche ſeine entflammte Augen auf mich warfen, und welche auf einmal Leidenſchaft und Ahndung verriethen; du würdeſt meinetwegen gezittert haben. Ich habe alles zu befürchten, und die einzige Zuflucht, welche mir die Hofnung noch übrig läſſt, iſt das Grab.

Icil. Wo iſt mein Bruder? kan er dich nicht beſchützen? Er iſt der Liebling des Volks, und ihm wird es leicht ſeyn, daſſelbe zur Freyheit und zur Rache zu ermuntern.

Virg.

ſeines Vaterlandes arbeitet, wollüſtige und von ihm beſchützte Sclaven die Ruhe ſeines Hauſes, den Preis und die beſte Belohnung geführter Kriege, vergiften und ſeine Kinder verunehren können! Götter! eure entſetzlichſte Rache komme auf mein Haupt herab, wenn ich jemals das Schwerd für dieſe Decemvirs führe!

Num. Nein, mein Virginius, denn die Zeit kommt heran, da du dein Schwerd zu einem beſſern Endzwecke anwenden wirſt. Die Morgenröthe der Freyheit bricht über Rom ſchon an. Dieſe niederträchtige Unternehmung hat das ſchlafende Volk erweckt. Es ruft überlaut nach der Freyheit, und dringt auf die Wiedereinſetzung ſeiner Tribunen.

Virg. Warum verzögern wir denn? laſſt uns ſeinem unrechtmäſigen Ausſpruche zuvor kommen, und ihn itzt angreifen!

Numitorius ſtellt dem **Virginius** die Gefahr vor, der er ſich ausſetzen würde, wenn er den von wohl bewafneten patriciſchen Jünglingen bewachten **Appius** angreifen wollte. Er räth ihm, den Ausſpruch deſſelben abzuwarten. **Virginius** folgt ſeinem Rathe, und fragt zulezt nach **Virginien.** **Numitorius** ſagt ihm, daß ſie im Tempel der Diana ſey, und **Virginius** antwortet: „Wohl! der Himmel belohne ihr frommes Gebet. Ich zweifle nicht, **Numitorius**, die Götter ſind gerecht, und müſſen Tyrannen haſſen.„

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Das Haus des Appius.

Appius erzählt dem **Claudius**, in welcher Unruhe und Angst er die Nacht zugebracht habe. Er ist lange vor der Morgenröthe von seinem unruhigen Lager aufgestanden, den heilsamen Rath des **Claudius** zu suchen. **Claudius** sagt ihm, dieser Tag müsse ihm entweder die Herrschaft über Rom versichern, oder die Gewalt in tribunicische Hände liefern. Er habe durch seine Kundschafter erfahren, daß der vermessene Nebenbuhler des **Appius** das Volk auf seine Seite gebracht haben, und daß Horaz und Valer, mit Hindansetzung ihrer edlen Geburt, sich ebenfalls zu dem verworfenen rebellischen Pöbel geschlagen hätten. **Appius** erinnert sich an die Wiedersetzlichkeit mit welcher ihm Horaz und Valer vor kurzer Zeit im Senat begegnet, und beschliesst nicht nur ihren, sondern auch des **Icilius** und **Numitorius** Tod. Er entdeckt dem **Claudius** sein Verlangen, unumschränkter Herr von Rom zu seyn, und zugleich den geheimen Auftrag, welchen er dem **Petilius** ertheilt, den **Fabius** zu vergiften, weil er mit niemanden die Gewalt theilen will, und von der Ehrsucht des **Fabius** an der Ausführung desjenigen, was er sich vorgesetzt, verhindert zu werden befürchtet.

Sechster Auftritt.

Virginius. Numitorius. Icilius.

Icil. Ist Virginius hier? so sind wir gerächt!

Virg. Finden wir uns in solchen Umständen wieder, Icilius? Da wir zuletzt von einander schieden, hofte ich dich mit andern Tönen zu begrüssen, mit der Stimme der Freude, der Ruhe und glücklichen Liebe. Diese Stunde, die Stunde meiner Zurückkunft nach Rom, hatte ich bestimmt, dich mit meiner geliebtesten Tochter zu vereinigen.

Icil. Mein Vater, deine Gegenwart rettet Virginien. Das Leben und die edle Freyheit ist unser. Das Volk, welches von Eifer glüht, des würdigen Siccius Tod zu rächen, und voll Mitleid gegen Virginien ist, schwört in unsrer Vertheidigung zu sterben.. —

Sie versprechen sich insgesamt, daß Ruhe und Freyheit wieder hergestellt werden wird, und **Virginius** betheuert mit den stärksten Ausdrücken, daß ihm nichts so sehr, als die Sicherheit Roms am Herzen liege. **Icilius** sagt hierauf zu ihm:

Du göttlicher Mann! voll Bewunderung betrachte ich dich, und ich bin stolz auf den Nahmen deines Sohnes. Wäre auch Virginia nicht so schön, wie der lächelnde Lenz, blühete auch nicht der Reiz entstehender Blumen auf ihren Wangen: so würden doch die würdigsten Söhne Roms, um

„er hinzu, woferne er nicht auf dieſe ruchloſen An„ſprüche Verzicht thut; ſo ſoll mein Schwerd ſein „Herz zu finden wiſſen. — Ihr Götter! das iſt „zu viel! ſoll denn unſre ſüſſe Hofnung einer tu„gendhaften Glückſeligkeit ſo bald vernichtet wer„den? Die theure, die langerwartete Stunde un„ſers ewigen Bündniſſes näherte ſich, als dieſes „Ungeheuer dazwiſchen kam, und unſere Erwar„tungen daniederſchlug. Aber ich will ſie erretten. „Ja, meine geliebte **Virginia**, dieſer Arm ſoll „den Tyrannen durchſtoſſen, und dich in Sicherheit „ſetzen. **Numitorius** antwortet: Fürchte nichts. „Eine Frömmigkeit, wie die ihrige, iſt die vornehm„ſte Sorge des Himmels, und das Volk wird eine „ſolche entſetzliche That nicht zulaſſen; vielleicht „iſt dieſer **Appius** ein Werkzeug des Jupiters, „uns aus unſerm lethargiſchen Zuſtande zu erwe„cken, damit wir unſere Hände mit der ganzen „Wut der Rache bewafnen, und die goldenen „Tage der Freyheit und Ruhe wieder herſtellen „mögen.

Icil. O möchte doch deine Hofnung prophetiſch ſeyn, **Numitorius** — **Numitorius** ſieht den **Trebonius** kommen, und ſchlieſſt, aus ſeinem eilenden Schritt und ſeiner unerwarteten Ankunft, einen neuen Zufall.

Fünfter Auftritt.

Numitorius. Icilius. Trebonius.

Trebonius. Wo iſt Virginius? Iſt er noch nicht angelangt? — O wäre er hier: ſo wä-

e Rom wieder frey. Rache und Wut bemeiſtern ich jeder Bruſt. Wenn er kommt: ſo fällt der geſetzloſe Tyrann.

Numit. Er wird bald hier ſeyn, ich erwarte ihn jeden Augenblick.

Treb. So zittre denn, Appius, auf deinem ſtolzen Tribunal. Es trift alles zuſammen, das Volk aufzubringen. Dieſen Augenblick iſt ein Soldat von Fidenä angelanget, welcher die Nachricht bringt, daß der tapfere **Siccius** durch die verwünſchten Decemvirs, durch **Fabius** und die übrigen Anhänger und Nachahmer der ruchloſen Unternehmungen des Appius umgebracht worden, das ganze Lager iſt in Aufruhr.

Icil. So ſind denn die Götter gerecht. Rache und die edle Freyheit ſind unſer!

Numitorius und **Trebonius** misbilligen das Verhalten des **Fabius**, der ehemals des Ruhms geliebteſter Sohn war; und beklagen die Schande des fabiſchen Geſchlechts. **Icilius** ſagt endlich: „Was ſtehen wir hier, und verſchwenden die vor„überfliehenden Stunden mit leeren Betrachtun„gen? Die Rache ruft uns; itzt iſt es Zeit zu „Unternehmungen! O, Trebonius! die kommende „Stunde mus uns entweder auf ewig zu Sclaven „des Appius machen, oder unſre Freyheit in Si„cherheit ſetzen.

Sech-

der Tyranney des **Appius** gemacht. **Virginius** stellt eben darüber patriotische Betrachtungen an, als **Numitorius** Virginien kommen sieht.

Vierter Auftritt.

Virginia eilt zu dem **Virginius** und fällt ihm zu Fusse mit den Worten: Mein Vater! so haben mich denn die gütigen Götter erhört.

Virginius. Stehe auf meine Virginia. O meine Tochter, meine Tochter, ich hofte, bey meiner Zurückkunft dich als eine tugendhafte Gemahlin in die Arme des würdigen Icilius zu geben, und nicht, dich den niedrigen Begierden der Tyrannen deines armen Vaterlands zu überlassen. Verflucht sey er! Sollte nicht die Unschuld und Schönheit dieses Antlitzes selbst die Wut eines Tygers besänftigen? Habe ich dich blos hierzu so früh auf die Wege der Ehre geleitet, und deine Seele Roms tugendhaften Stolz gelehrt?

Virginia. Ach mein Vater. — Allein ich kan nicht reden — Wenn du mich verstössest; so bin ich wirklich verloren. Ich bin deine Tochter; selbst in dieser Minute fühle ich die heilige Gewalt der Natur. Selbst Icilius, so redlich, und so werth er meiner Wahl ist, kan nicht mehr geliebt werden, als du.

Virginius. Bist du eine Sklavin? O du theures Abbild deiner schönen Mutter! An diesem Erröthen des aufwallenden Zorns, an diesem

verdiene ſie. Warum ſoll ich um etwas bitten, das ich gebieten kan?

Claud. Ja, warum willſt du bitten? Erinnere dich an den Romulus. Was iſt das, dem Rom ſeine Gröſſe ſchuldig iſt? Der ſabiniſche Raub —

App. Deine Erinnerungen ſind gut. Ich will ſie auf einmal von ihrem geliebten Sclaven gewaltſam hinweg nehmen, und ſie zu den Freuden, die mir ihr thörichtes Herz verſagt, zwingen. So ſchieſſt der königliche Vogel des Jupiters auf einmal herab und erfaſſt mit ſeinen Klauen die zitternde Taube. Umſonſt will ſie ihm widerſtehen, er achtet nicht auf ihr ſchwaches Geſchrey, und mit innerer Freude trägt er die lebloſe Beute empor.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Das Haus des Virginius.

Virginius.

Was mus dieſes alles bedeuten? Auf jedem Angeſicht, das ich erblicke, wohnt die blaſſe Verzweiflung. Das Volk wirft Blicke der Angſt und des Schreckens auf mich. Ueberall, wo ich vorübergieng, war jedes Auge auf mich geheftet. Ein fürchterliches Stillſchweigen herrſcht umher. In meinem ganzen Hauſe vernehme ich keinen Laut; meine Sclaven, die ſonſt gewohnt waren, mich bey meiner Zurückkunft mit geziemender Freude zu begrüſſen, vermeiden mich jetzt. Meine Tochter auch;

Wo ist sie? Ohne Zweifel geht es ihr wohl: mein Bruder lies mich benachrichtigen, daß ich nach Rom eilen müsste, daß eine Angelegenheit, die wichtiger wäre, als das Leben selbst, meine Gegenwart erfordere, und daß ein Augenblick mir auf ewig meine Ruhe rauben könne. O Virginia, du bist meine theuerste Sorge! Aber siehe! hier kommt mein Bruder. Er wird mir dieses Räthsel auflösen.

Zweyter Auftritt.

Virginius. Numitorius.

Num. Mein Virginius! du kommst zu einer glücklichen Zeit, uns zu retten.

Virg. Wie geht es Virginien?

Num. Wohl; aber, mein Bruder — —

Virg. Warum hältst du inne? Las mich auch das ärgste wissen, und ich will es, wie ein Römer, ertragen. Ich rufe die Götter zu Zeugen, wenn meine Tochter in Sicherheit ist, so ist mir ein jedes anderes Unglück eine Kleinigkeit.

Num. O Virginius! Noch ist sie sicher. Aber wenig vorüberfliehende Stunden können sie der Schande übergeben.

Virg. Wie? was? der Schande? Bey allen Göttern der Rache; ich liebe sie mehr, als mein Leben; aber sollte sie die Ehre ihres Geschlechts beflecken: so soll dieser Arm sie durchstossen, und sie in das Grab senden. Es kan nicht seyn, daß Icilius —

Num. Mein Bruder; Icilius ist ein Römer, und ein würdiger Römer. Sein edelmüthiges

Herz

Herz verabscheuet alle niedrige Gedanken. Aber der unmenschliche Tyrann, Appius, —

Virg. Appius! Sie kan unmöglich so sehr ausgeartet seyn, daß sie den Tyrannen ihres Vaterlands, dem würdigern Icilius vorziehen sollte: aber mein Schwerd soll sie finden.

Num. Du verstehst mich unrecht. Noch immer ist deine Virginia die Zierde der römischen Mädchen, der Stolz ihres Geschlechts. Nur einen Augenblick Gedult; ich will dir eine Begebenheit entdecken, welche jeden Tropfen römischen Bluts empören, und dich zum Zorn reizen wird. Wisse denn, Virginius, der übermüthige Decemvir, hat deine schöne Tochter mit Augen der Liebe angesehn, und weil er mit allen Kunstgriffen des Lasters nicht vermocht hat, ihre Tugend zu verführen: so hat er seinen niederträchtigen verworfenen Liebling, Claudius, dahin gebracht, daß er sie für seine Sclavin ausgeben soll.

Virg. Seine Sclavin? Wie verstehst du das? Bin ich denn nicht ein Römer?

Num. Er giebt vor, die tugendhafte Numitoria habe dieses Mädchen, als ein Kind, von einer Sclavin des Claudius gekauft. Ungern, und nur aus Furcht vor dem murrenden Volk, bewilligte er den Aufschub seines Ausspruchs bis auf diesen Morgen. In eben dem Augenblicke schickte ich den Fabatus ab, dich aus dem Lager zu holen; damit du aber nicht im Zorn die Begebenheit bekant machen möchtest, gebot ich ihm, dir die Ursache nicht zu entdecken; denn ich befürchtete, man

möchte dich zurück halten, und unsre ganze Hofnung gründet sich nunmehro auf deine Gegenwart.

Virg. Gerechter Zevs, las deine feurigen Blitze den knechtischen Arm zerschmettern, der ein Schwerd vor den **Appius** zückt! Lasst sie kommen, die Feinde Roms; ich will sie mit Vergnügen sehen. Was können sie mehr thun, als unsre freygebohrnen Töchter in die Sclaverey stürzen und verunehren? Betrachte hier diese Brust, die bey der Vertheidigung Roms so viele rühmliche Wunden empfangen hat; und halte meine Belohnung dagegen! Der Trost meines Alters, das liebenswürdige Abbild meiner Numitoria, wird mir aus meinen Armen entrissen, die ausschweifenden Begierden eines ruchlosen Tyrannen zu sättigen. Er darf nicht den römischen Geist weiter aufbringen, der nur eine solche entsetzliche That erwartete, um sich zu der ganzen furchtbaren Majestät der Rache zu erheben, und ihn auf einen Streich zu vertilgen.

Num. Hierauf gründet sich meine Hofnung. Er fürchtet die Soldaten, und er weis wohl, wie sehr du geliebt wirst.

Virg. O Numitorius! Mus der tapfere Soldat nur deswegen die Hitze des Sommers und die Kälte des Winters empfinden, mus er nur deswegen unter freyem Himmel, ungesichert gegen den Donner des zornigen Jupiters, liegen, damit unterdessen, da er unermüdet an der Erhaltung

seines

ſeines Vaterlandes arbeitet, wollüſtige und von ihm beſchützte Sclaven die Ruhe ſeines Hauſes, den Preis und die beſte Belohnung geführter Kriege, vergiften und ſeine Kinder verunehren können! Götter! eure entſetzlichſte Rache komme auf mein Haupt herab, wenn ich jemals das Schwerd für dieſe Decemvirs führe!

Num. Nein, mein Virginius, denn die Zeit kommt heran, da du dein Schwerd zu einem beſſern Endzwecke anwenden wirſt. Die Morgenröthe der Freyheit bricht über Rom ſchon an. Dieſe niederträchtige Unternehmung hat das ſchlafende Volk erweckt. Es ruft überlaut nach der Freyheit, und dringt auf die Wiedereinſetzung ſeiner Tribunen.

Virg. Warum verzögern wir denn? laſſt uns ſeinem unrechtmäſigen Ausſpruche zuvor kommen, und ihn itzt angreifen!

Numitorius ſtellt dem **Virginius** die Gefahr vor, der er ſich ausſetzen würde, wenn er den von wohl bewafneten patriciſchen Jünglingen bewachten **Appius** angreifen wollte. Er räth ihm, den Ausſpruch deſſelben abzuwarten. **Virginius** folgt ſeinem Rathe, und fragt zulezt nach **Virginien.** **Numitorius** ſagt ihm, daß ſie im Tempel der Diana ſey, und **Virginius** antwortet: „Wohl! der Himmel belohne ihr frommes Gebet. Ich zweifle nicht, **Numitorius**, die Götter ſind gerecht, und müſſen Tyrannen haſſen.„

Dritter Auftritt.

Ein Garten.

Appius.

Wie langſam gehn die Stunden vorüber! Meine zitternde Seele ſchmachtet vor Erwartung und Verlangen. Möchte doch Claudius zurückkommen! Ich will auf den Markt gehen, den Richterſtuhl beſteigen, und ihr Urtheil ſprechen. Denn will ich ſie beſitzen, und mich ganz in Glückſeligkeit verlieren. Aber ſiehe! er kömt.

Vierter Auftritt.

Claudius bringt dem **Appius** die Nachricht, daß **Virginius** wiedergekommen ſey. **Appius** geräth darüber in Zorn. **Claudius** erzählt ihm, daß das Volk dem **Icilius** und **Virginius** zugethan ſey, und wegen des ermordeten **Siccius** um Rache rufe. Er räth ihm, den Ausſpruch bis auf den morgenden Tag zu verſchieben, weil er ſein Leben in Gefahr ſetze, wenn er ſich auf den Markt begeben wollte. Allein **Appius** antwortet, ſeine Begierden hätten eine ſolche Höhe erreicht, daß ſie ihm Unſinn droheten, wenn er ſie nicht befriedigte, und ſie hörten nicht auf die Vernunft. Er begiebt ſich unter einer Anrufung des Mars, mit dem Claudius hinmeg.

Fünfter Auftritt.

Virginius und **Numitorius** unterreden ſich von ihrer Hofnung zur Freyheit, als ſie den **Icilius** auf ſich zukommen ſehen.

Sech-

Sechster Auftritt.

Virginius. Numitorius. Icilius.

Icil. Ist Virginius hier? so sind wir gerächt!

Virg. Finden wir uns in solchen Umständen wieder, Icilius? Da wir zuletzt von einander schieden, hofte ich dich mit andern Tönen zu begrüssen, mit der Stimme der Freude, der Ruhe und glücklichen Liebe. Diese Stunde, die Stunde meiner Zurückkunft nach Rom, hatte ich bestimmt, dich mit meiner geliebtesten Tochter zu vereinigen.

Icil. Mein Vater, deine Gegenwart rettet Virginien. Das Leben und die edle Freyheit ist unser. Das Volk, welches von Eifer glüht, des würdigen Siccius Tod zu rächen, und voll Mitleid gegen Virginien ist, schwört in unsrer Vertheidigung zu sterben.. —

Sie versprechen sich insgesamt, daß Ruhe und Freyheit wieder hergestellt werden wird, und **Virginius** betheuert mit den stärksten Ausdrücken, daß ihm nichts so sehr, als die Sicherheit Roms am Herzen liege. **Icilius** sagt hierauf zu ihm:

Du göttlicher Mann! voll Bewunderung betrachte ich dich, und ich bin stolz auf den Nahmen deines Sohnes. Wäre auch Virginia nicht so schön, wie der lächelnde Lenz, blühete auch nicht der Reiz entstehender Blumen auf ihren Wangen: so würden doch die würdigsten Söhne Roms, um

deinetwillen und um mit dir verwandt zu ſeyn, die Verbindung mit ihr geſucht haben.

Virg. Du verdienſt ſie, wäre ſie auch ſo ſchön, wie die junge Natur, da ſie aus der bildenden Hand des mächtigen Jupiters kam. O möchte ich leben, um ein lächelndes Geſchlecht aus eurer Verbindung entſpringen und eure ehelichen Freuden krönen zu ſehen! Zu ſehen, wie ſie unter dem Schatten der Freyheit aufwachſen, und alle deine Tugenden nachahmen! Möchten ſie ſich doch für ihr Vaterland allen Gefahren ausſetzen, und, wenn Rom ihr Leben verlangt, mit tugendhafter Freude bluten!

Jcil. Die kommende Stunde iſt mit groſſen Begebenheiten belaſtet. Schon ſtrauchelt Appius, und nur dein Arm fehlt, ſeinen Fall zu vollenden. Der Gott des Donners iſt mit uns. Er will, daß alle diejenigen, welche einen edlen Muth beſitzen, frey ſeyn ſollen, und ſchenkt den Tapfern ihre wohlerworbene Freyheit.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Das Inwendige des Tempels der **Diana**; am obern Ende ein Altar und die Bildſäule der Göttin; auf der Seite die Geſchichte von Niobe und Actäon abgebildet.

Virginia, Jcilia, die Prieſterin, ein Gefolge von Jungfrauen.

Die Prieſterin ſteht am Altar. Ein Geſang an die Diana, wird unter einer feyerlichen

Muſik

Musik abgesungen. Nach Endigung des Gesangs kniet Virginia vor die Bildsäule, und die Priesterin zündet Feuer auf dem Altar an. Das Feuer steigt empor, und der Donner wird gehört. Die Priesterin sagt zu Virginien:

Glückliche Vorbedeutungen! Siehe! die Flamme steigt empor! und auf der Linken lässt sich der rollende Donner über dem Tempel hören. Die Göttin beschütze deine Tugend.

Zweyter Auftritt.

Virginia, Icilia, und das Gefolg der Jungfrauen gehen langsam nach dem Vordertheil des Theaters, und der Vorhang fällt hinter ihnen zu.

Virg. Mich deucht, meine Seele ist stiller, Icilia; auf den Sturm der Leidenschaft, folgt eine süsse Ruhe, unerschüttert, wie die Fläche des Flusses am Abend, wenn alle Winde schlafen.

Icil. Dank sey der Göttin! Dieses ist die geheiligte Gewalt der gesegneten Religion. Ihre Engelstimme erheitert die schwermüthige Seele, und vertreibt die Wolken der schwarzen Verzweiflung.

Virg. Siehe! die Jungfrauen warten. Führe sie an, Icilia.

Dritter Auftritt.

Das Haus des Virginius.

Virginius und **Numitorius** sind beysammen. Dieser hat jenem eine Erzählung von

der Tyranney des **Appius** gemacht. **Virginius** ſtellt eben darüber patriotiſche Betrachtungen an, als **Numitorius** Virginien kommen ſieht.

Vierter Auftritt.

Virginia eilt zu dem **Virginius** und fällt ihm zu Fuſſe mit den Worten: Mein Vater! ſo haben mich denn die gütigen Götter erhört.

Virginius. Stehe auf meine Virginia. O meine Tochter, meine Tochter, ich hofte, bey meiner Zurückkunft dich als eine tugendhafte Gemahlin in die Arme des würdigen Icilius zu geben, und nicht, dich den niedrigen Begierden der Tyrannen deines armen Vaterlands zu überlaſſen. Verflucht ſey er! Sollte nicht die Unſchuld und Schönheit dieſes Antlitzes ſelbſt die Wut eines Tygers beſänftigen? Habe ich dich blos hierzu ſo früh auf die Wege der Ehre geleitet, und deine Seele Roms tugendhaften Stolz gelehrt?

Virginia. Ach mein Vater. — Allein ich kan nicht reden — Wenn du mich verſtöſſeſt; ſo bin ich wirklich verloren. Ich bin deine Tochter; ſelbſt in dieſer Minute fühle ich die heilige Gewalt der Natur. Selbſt Icilius, ſo redlich, und ſo werth er meiner Wahl iſt, kan nicht mehr geliebt werden, als du.

Virginius. Biſt du eine Sklavin? O du theures Abbild deiner ſchönen Mutter! An dieſem Erröthen des aufwallenden Zorns, an dieſem

em anständigen Unwillen erkenne ich den römischen Geist. Ja du bist mein eigen, und der ruchose Arm der Gewalt soll uns nicht trennen.

Virginia. Siehe mich noch einmal an, und habe Mitleiden mit mir; bey dem theuren Gegenstand deiner jugendlichen Entzückungen, bey deiner geliebtesten Numitoria, bey den Freuden, die dir ihre tugendhafte Zärtlichkeit gewährte, beschwöre ich dich, errette meine Ehre, errette mich von der Sclaverey und unmenschlichen Beschimpfung.

Virginius. Nichts mehr, meine Tochter. Deine Furcht macht mich kleinmüthig.

Virginia. Warum war ich gebohren, die Ruhe meines Vaters zu stören? Eine unfruchtbare Ehe hätte ihn glücklich gemacht. O Virginius, warum starb ich nicht in meiner Kindheit?

Virginius. Höre auf, Virginia; ich kan diese Zärtlichkeit nicht aushalten! Ich versinke in diesem übereilenden Strom der Empfindung. Mein Herz wird ganz von Angst zerrissen. Mütterliche Natur! Du bist der Vernunft zu stark! O meine Tochter.

Numitorius. Deine Gegenwart macht ihn zu weichmüthig, Virginia. Begieb dich ein wenig hinweg.

Virginia. Willst du seinen Kummer stillen? Sage ihm, daß ich dieser überwallenden Betrübnis nicht werth bin.

Fünfter Auftritt

Virginius. Numitorius.

Virg. Sie wäre meiner Betrübnis nicht werth? Sagte ſie nicht ſo, mein Bruder? O du vollkommenſtes Vorbild von allem was gut und tugendhaft iſt; was habe ich übrig, als dich, mir das Leben erträglich zu machen, die bangen Stunden des ſchwachen Alters zu verſüſſen; und meinen Weg nach dem Grabe mit Blumen zu beſtreuen?

Numitorius bittet ihn, ſich zu ermannen, und erinnert ihn, mit ihm in den Tempel der Themnis zu gehen, wo ihre Freunde ſie erwarten.

Virginius antwortet: las mir nur einen Augenblick Zeit, meine Seele zu ſammeln, dieſe Traurigkeit zu vertreiben, und wieder ein Römer zu ſeyn.

Sechſter Auftritt.

Virginia. Icilius.

Virg. Deines Muths, der Gegenwart meines Vaters, der glücklichen Vorbedeutungen ungeachtet, hat die Hofnung meine Bruſt verlaſſen. Eine ungewohnte Schwermuth erfüllt meine Seele, und ſagt mir, daß wir ſcheiden, auf ewig von einander ſcheiden müſſen. Mein Geliebteſter! Sey glücklich, wenn ich eine Sclavin bin; denn ich werde dich nicht mehr ſehen, Icilius.

Jcil. Warum willſt du unſre Hofnung mit dieſen Weiſſagungen, mit dieſer unnöthigen Furcht vernichten? Iſt das Volk nicht unſer? Geſteht der Tyrann nicht ſelbſt durch ſeine Verzögerung unſre Macht? Er eilt nicht, mit dem Ungeſtüm, zum Urtheil, der ihn geſtern beſeelte. Sondern zweifelhaft, furchtſam, erſchrocken über die Gegenwart des tapfern Virginius verbringt er die dahineilenden Stunden mit leeren Berathſchlagungen.

Virg. Ach Jcilius, meine weiſſagende Seele will nicht auf die Vernunft hören. Ein kalter Schweis benetzt meine Glieder und erſchüttert die Lebensgeiſter. Wir werden uns nicht wiederſehn; dieſes iſt grauſam, wenn ich bedenke, wie ſehr wir uns geliebt haben, Jcilius; ſchon Jahre lang geliebt haben. Wenn ich an die Tage zurückdenke, die uns, in reiner Wolluſt, verfloſſen, an die Tage, da Ruhe und Liebe ihre Fittige über uns breiteten; ſo läſtre ich, und halte die Götter für ungerecht. Kanſt du vergeſſen, wie viel Mühe ich zu der Zeit anwendete, meine Zärtlichkeit zu verbergen, als die entſtehende Liebe unſre jugendliche Bruſt zuerſt entzündete; und wie die erröthenden Wangen Verrätherinnen meiner Neigung wurden?

Jcil. Verwünſcht ſey der Tyrann! Seine unmenſchliche Seele kennt nicht die Gewalt der Liebe. Er hat niemals die Ungewisheit, die ſüſſe zärtliche Qvaal gefühlt, welche eine wahre Zuneigung

Virg. So willst du mich denn nicht vergessen, wenn der Tod diese Augen verschlossen haben wird?

Jcil. Ich dich vergessen, meine Virginia? Was willst du damit sagen?

Virg. Wenn ich tod bin, Jcilius, so schenke das Herz, das ich itzt besitze, nicht so bald einer andern. Nur einen kurzen Zeitraum widme den Thränen und der Virginia. Doch, was habe ich gesagt? Ihr Götter, steht ihm bey, meinen Verlust standhaft zu ertragen! gießet den Balsam des Trostes auf seine blutende Seele; denn er liebt mich; nur allzusehr liebt er mich!

Jcil. Glaubst du, daß ich deinen Verlust überleben würde?

Virg. Du überlebst ihn, Jcilius, oder du hast mich niemals geliebt. Mit thränenden Augen beschwöre ich dich hier, bey der Liebe, die du zu mir trägst, bey der geheiligten Ehre und dem Nahmen eines Römers, beschwöre ich dich, wenn ich sterben mus; so lebe, räche deine verlorne unglückliche Virginia, stürze die Tyrannen, und befreye dein Vaterland. Schwöre mir dieses, oder bey Roms Majestät, beym schrecklichen Zevs, und der jungfräulichen Göttin, vor deren Altar ich vorhin lag, ich will dich nicht mehr sehen.

Jcil. Was hast du gesagt? Ich schwöre dir denn — O Virginia! Grausame! Jst dieses deine Zärtlichkeit!

Virg. Meine Seele iſt freudiger. Möchten doch die gütigen Götter uns vor einander erhalten! Aber ſollte das Geſchick uns trennen, ſollte ich nicht vergebens fürchten: ſo wird die Rache noch meinem Schatten angenehm ſeyn. Dein Verſprechen wirft einen Stral von Freude in mein melancholiſches Herz. Mein Tod ſoll dieſe Tyrannen ſtürzen, und mein Vaterland ſoll mir ſeine Ruhe zu verdanken haben. O Icilius, wie gering iſt das Leben gegen ſie?

Icil. Tugendhafte Virginia; rede nicht vom Tode; Rom wird ſeine Freyheit wieder erlangen, und du wirſt leben, und dieſes Glück auch genieſſen. Ja du wirſt leben, mein treues Herz zu beglücken, meine Schmerzen und meine Bekümmernis zu lindern, und der Freyheit ſelbſt neue Reizungen zu leihen.

Virg. Wo iſt deine Schweſter, meine geliebte Icilia? Gern ſähe ich ſie hier, ehe ich mein ſchreckliches Urtheil anhören mus. Noch einmal möchte meine Seele ihren Kummer dem freundſchaftlichen Herzen meiner Freundin vertrauen.

Icil. Ich will ſie aufſuchen; ſie wird kommen, und dich tröſten. Die Stimme der Freundſchaft iſt bey jedem Elend der ſüſſeſte Balſam. Ich verlaſſe dich einen Augenblick, und werde vielleicht mit frölichen Nachrichten zurückkommen.

(im Begrif wegzugehen.)

Virg. Icilius!

Icil. Meine Virginia.

Virg. Komm zurück; und las mich meine Augen an dir sättigen. Las mich dich noch einmal betrachten, ehe du gehst. Keine zärtliche Mutter sieht ihr kleines geliebtes Kind mit so grosser Zärtlichkeit, als meine Seele fühlt, wenn ich dich erblicke; und sie wird bey einer Gefahr, die ihm droht, von keiner so grossen Furcht beängstiget, als meine Brust empfindet, wenn ich an unsre Trennung denke.

Icil. Himmlische Virginia! sage mir nichts mehr von unsrer Trennung. Richte alle deine Gedanken auf Freyheit und Liebe. Diesen Augenblick zerfliesst meine Seele in ausserordentlicher Zärtlichkeit. Meine unermüdeten Augen hängen an deiner liebenswürdigen Gestalt, und schmachten, in Entzückungen verloren. O las mich dich umfassen! Noch eine zärtliche Umarmung ehe wir scheiden, Virginia!

Virg. Mein Vater kommt; wir wollen seine Gegenwart vermeiden! Seine Weisheit möchte diese unzeitige Zärtlichkeit misbilligen.

Siebenter Auftritt.

Numitorius wundert sich, daß niemand vom **Appius** in das Lager gesendet worden, den **Virginius** zu ergreifen. **Virginius** erinnert sich, daß er unterweges einem Sclaven begegnet, und beyde vermuthen, daß dieses ein Bothe des

Appius

Appius geweſen. Virginius ſieht ſeine Tochter kommen, und bittet den **Numitorius**, ihn einen Augenblick zu verlaſſen.

Achter Auftritt.

Virginius, Virginia.

Virginius. Ich ſuchte dich, meine Virginia, ich mus mich noch einmal der väterlichen Zärtlichkeit überlaſſen, ehe die unglückliche Stunde da iſt, die ſich immer mehr und mehr nähert.

Virginia. Warum willſt du mich ſo weichmüthig machen?

Virginius. Meine geliebteſte Tochter, wenn ich mich an deine ſterbende Mutter erinnere, ſo iſt meine ganze Seele Betrübnis. Ich ſehe ſie noch, wie ſie meine Hand erfaſſte, in die ihrige drückte, und mit Blicken, die meine Seele durchdrangen, mit Thränen, die ſtromweiſe ihre Wangen herabfloſſen, noch ſtammelnd zu mir ſagte: Mein theuerſter Gemahl, ſorge für Virginien; und dann ſtarb.

Virginia. Ich kan dieſe Zärtlichkeit nicht aushalten.

Virginius. Weine nicht meine Tochter. Ich hätte dein weiches Herz ſchonen ſollen; allein vergieb mir. Ja, du haſt deine ganze Mutter in deinem Antlitz; ihre einnehmende Sanftmuth, ihr bezauberndes Lächeln, von der Tugend gemildert. Wenn ich dich ſehe; ſo ſehe ich meine Numitoria. So blühte ſie, da ſie ihre Schönheiten meinen Ar-

men zuerſt anvertraute; und ich könte dich der Raſerey des Tyrannen überlaſſen? Nein, bey den Göttern der Rache; ich will dich von ſeinem ſchändlichen Vorhaben erretten, obgleich mein Tod —

Virginia. Was ſagſt du? Ich würde wirklich eine Sclavin, und die Anſprüche des Claudius würden gerechtfertiget ſeyn, wenn ich zugeben könte, ein geringes Leben unter ſolchen Bedingungen zu erhalten. Nein, die Götter mögen dich noch mit langem Leben und Frieden ſegnen, wenn die arme Virginia ſchon vergeſſen ſeyn wird! Beym Himmel, die gütige Spitze dieſes Dolchs ſoll die Ehre meines Geſchlechts rächen, und mich ſelbſt gegen alle Verletzung meiner Tugend ſichern. Ich will zeigen, daß ich des Virginius Tochter bin.

Virginius. Mächtige Götter! Denken Sclavinnen ſo? (bey Seite) Aber ich mus meine Thränen verbergen. Gieb mir den Dolch meine liebe Tochter.

Virginia. O mein Vater, willſt du mir noch die letzte Zuflucht entziehen? Las den Tyrannen nicht über meine Ehre triumphiren.

Virginius. Er ſoll es nicht, meine Virginia; ich will den Dolch zur Vertheidigung deiner und der Tugend anwenden. Ich verlange von dir Gehorſam; gieb mir ihn.

Virginia. (giebt ihm den Dolch) Nimm

ihn

ihn hin, und erinnere dich, daß deine Tochter ihre Ehre deinen Händen anvertrauet. Dies war das einzige Pfand ihrer Freyheit.

Virginius. Ich werde mich daran erinnern, Verlas dich auf die Vorsorge deines Vaters. Wenn habe ich dir jemals eine gerechte Bitte versagt? Oder wenn hast du jemals etwas begehrt, das die strenge Vernunft verworfen hätte? Du bist allemal das beste gehorsamste Kind gewesen, das jemals die Tage eines zärtlichen Vaters beglückt hat. Mein Herz liebt dich unbeschreiblich. Aber siehe! der tapfere Trebonius komt. Er darf die unmännliche Zärtlichkeit nicht sehen, die meine römische Standhaftigkeit beschämt, und mich einer Zagheit beschuldigt. Begieb dich hinweg, Virginia, und vertausche diese Kleider der Ruhe und Unschuld mit einem Trauergewand; denn dieses schickt sich für deinen unglücklichen Zustand.

Neunter Auftritt.

Trebonius kommt und sagt dem **Virginius**, daß ihn seine Freunde erwarten, und da **Virginius** noch väterliche Thränen weint; so ermahnt er ihn, standhaft zu seyn.

Der fünfte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Straſſe.

Appius mit dem **Claudius** und den **Lictoren** tritt auf. Er will dem Rath des **Claudius** weiter kein Gehör geben; und da ihn dieſer vor dem Aufruhr warnet: ſo antwortet er ihm, er müſſe **Virginien** beſitzen, ſollte er ſich auch den Tod zuziehen. Er ſieht den **Virginius** kommen, und befiehlt dem **Claudius** und den **Lictoren**, ſich auf die Seite zu begeben.

Zweyter Auftritt.

Virginius und **Numitorius** kommen. **Appius** redet ihn an, und ſagt ihm, man habe ihn hintergangen, **Virginia** ſey eine Sklavin und nicht ſeine Tochter. **Virginius** weigert ſich, mit ihm in ein Geſpräch ſich einzulaſſen, und will ihn auf den Markt finden. **Appius** verlangt von ihm, er ſolle ihm **Virginien** zur Gemahlin überlaſſen. Allein **Virginius** begegnet ihm mit der äuſſerſten Verachtung, und ſagt ihm, daß er auch alsdenn, wenn **Appius** wirklich ſo gros wäre, als er ſich einbildete, ſeine Tochter dem **Icilius** zur Gemahlin geben würde. **Appius** droht ihm hierauf, daß er **Virginien** noch vor Untergang der Sonne in ſeinen Armen ſehen ſolle; und geht mit den **Lictoren** ab.

Dritter Auftritt.

Virginius. Numitorius.

Numit. Gerechter Zevs! warum schläft dein rächender Donner?

Virg. Ich kan keine Verwünschungen hervorbringen. Fast erstickt mich mein Zorn. O Numitorius. Aber ich kan nichts sagen. Wir wollen gehen!

Vierter Auftritt.

Das Haus des Virginius.

Virginia. Icilia.

Virg. Du bist zu gütig, Icilia, daß du die Stunden meines Kummers mit mir theilst. Wie soll ich dir deine ausserordentliche Freundschaft vergelten?

Icil. O Virginia, möchten nur die Götter dich von diesem Tyrannen befreyen, so würde ich glücklich seyn. Wirst du mir diese Thränen vergeben? Ich kam her, dich zu trösten, und ich selbst habe eine tröstende Freundin nöthig. Mein Herz bricht mir.

Virg. Ich bitte dich, Icilia, halte diese zärtlichen Thränen zurück. Vielleicht wird der

grausame Tyrann zum Mitleid bewogen; vielleicht giebt er mich der Liebe und meinen weinenden Freundinnen wieder. Vielleicht haben noch die Götter uns unbekante Mittel übrig, meine Ehre zu retten.

Fünfter Auftritt.

Trebonius und Numitorius kommen, Trebonius sagt Virginien, daß sie vorgefordert worden sey, und daß Appius sich auf den Markt begeben habe. Virginia nimmt von Icilien den zärtlichsten Abschied, und bittet den Trebonius, mit ihr zu gehen, den Numitorius aber, bey Icilien zu bleiben, und sie zu trösten.

Sechster Auftritt.

Icilia ruft den Trebonius zurück, und bittet ihn, sie von Virginiens Schicksal alsobald zu benachrichtigen.

Siebenter Auftritt.

Icilia sucht gegen den Numitorius auszudrücken, wie nahe ihr der Verlust der Virginia gehen würde. Numitorius tröstet sie. Sie vernehmen Töne des Wehklagens, und Numitorius eilt in der Absicht hinweg, Virginien beyzustehen.

Dritter Auftritt.

Virginius. Numitorius.

Numit. Gerechter Zevs! warum schläft dein rächender Donner?

Virg. Ich kan keine Verwünschungen hervorbringen. Fast erstickt mich mein Zorn. O Numitorius. Aber ich kan nichts sagen. Wir wollen gehen!

Vierter Auftritt.

Das Haus des Virginius.

Virginia. Icilia.

Virg. Du bist zu gütig, Icilia, daß du die Stunden meines Kummers mit mir theilst. Wie soll ich dir deine ausserordentliche Freundschaft vergelten?

Icil. O Virginia, möchten nur die Götter dich von diesem Tyrannen befreyen, so würde ich glücklich seyn. Wirst du mir diese Thränen vergeben? Ich kam her, dich zu trösten, und ich selbst habe eine tröstende Freundin nöthig. Mein Herz bricht mir.

Virg. Ich bitte dich, Icilia, halte diese zärtlichen Thränen zurück. Vielleicht wird der

Zehnter Auftritt.

Icilia. Trebonius. Virginius. Icilius.

Virginia von Matronen geleitet.

Virginia. Hier laſſt mich ruhen, meine Freundinnen; das Leben eilt von mir mit behenden Schritten. O! ich bin bis zum Tode entkräftet. Wo iſt Icilia?

Trebonius Sie kan nicht mit dir ſprechen.

Virginia. Komm zu mir, meine Icilia. Reiche mir deine Hand. Jede gütige Gottheit überſchütte dich! mit unzählbaren Seligkeiten. Ich wünſche, daß du eine andre Freundin finden mögeſt, treu, wie deine Virginia.

Icilia. O nie, nie werde ich ſie finden. Ich will dir folgen; ich kan ohne dich nicht leben.

Virginia. Lebe, ich gebiete dir es, lebe um deines Bruders willen. Mein Verluſt wird ihm ſchwer fallen; ſtehe ihm bey —

Virginius. O meine Tochter! meine Tochter! kanſt du mir verzeihen? Hätte mein Tod dich retten können: ſo würde ich voll Entzücken geblutet haben —

Virginia. Vergeben? Ich danke dir für die Wunden, die mich erretten. Für dieſe letzte Gutthat wird dich der Himmel belohnen. Du warſt

Achter Auftritt.

Icilia, allein, ist voller Angst. Sie fällt auf die Knie, und betet zur Diana, Virginien zu beschützen, und ihre hülflose Unschuld zu retten.

Neunter Auftritt.

Trebonius kommt zurück, und bringt **Icilien** die Nachricht, daß **Virginia** diesen Augenblick sterben werde. **Appius** habe, so bald sie auf den Markt gekommen, ohne auf das geringste zu hören, sie für die Sclavin des **Claudius** erklärt, und einem **Lictor** den Befehl gegeben, sie zu ergreifen. **Icilius** habe sich herzugedrungen, den Tyrannen zu durchstossen; allein er sey zu bald umringt worden. **Virginius** habe hierauf **Virginien** von dem **Lictor** hinweggerissen, und habe verlangt, sie noch einmal zu umarmen. Mit wilden gen Himmel gerichteten Augen habe er einen unter seinem Rock verborgenen Dolch hervorgezogen, ihn **Virginien** ins Herz gestossen, und dabey geschrien: Dein Vater erfüllt sein Versprechen, und macht dich frey! Man bringt die sterbende **Virginia**, und **Icilia** ruft aus: „Gütige Göt„ter; Mus ich **Virginien** also sehen? Wie sehr „ich sie liebte, wisset ihr am besten — War es „deswegen — Brich, mein Herz, und las mich „mit ihr sterben.„

zwote Lucretia, errettet ihr bedrängtes Vaterland. Die Wege des Himmels sind für menschlichen Augen verborgen, und Sterblichen unerforschlich. Die Gerechtigkeit verweilt sich nur, um alsdenn mit verdoppelter Rache zu kommen, und den Tyrannen zu zerschmettern, der sicher sündigt, und nicht glaubt, daß der Himmel seine Uebelthaten gewahr werde. „

Treb. „Aus dieser Begebenheit mögen die irrenden Sterblichen erkennen, daß Jupiter ihre Verbrechen bemerkt, ungeachtet er den Streich zurück hält. Schreckliche Rache erhebt sich auf sein furchtbares Geheis, und der Donner schläft nicht in des Allmächtigen Hand. O König der Götter! beschütze stets den römischen Staat! Das einen grausamen Tod den Begleiter der Ehrsucht seyn, und einem jeden Tyrannen widerfahre das Schicksal des **Appius**. „

Man wird aus diesem Auszuge beurtheilen können, daß die Verfasserin die Regeln der Bühne kennt, und sie genau beobachtet hat, wenn man ihr nicht eine Vergehung wider die **Einheit des Orts** beymessen will. **Corneille** sagt in seiner Abhandlung von den **drey Einheiten**; „es ist „zur Einheit des Orts schon genug, wenn die „Handlung nur in **einer Stadt** vorgeht.„ Er untersagt also nicht, die Scene auf mehr als einen Ort innerhalb einer Stadt zu verlegen. Die

Ver-

warſt immer der gütigſte beſte zärtlichſte Vater. O wie bin ich ſo kraftlos! Wie brechen meine Augen! Wo iſt mein theurer Icilius?

Icilius. Du, mit der alle Vortreflichkeiten getödet ſind! — Meine bebende Seele — ich kan nicht reden. —

Virginia. Mein Vater, mein Icilius, rächet meinen Tod. O wenn ich mein Vaterland rette; ſo ſind die Götter noch immer gütig. Ich kan nicht mehr — Der Athem entgeht mir — noch ein wenig Luft, ihr gütigen Götter; Erhaltet und ſegnet meinen Vater! Es iſt dunkel — noch einmal deine Hand, Icilia, tröſte deinen Bruder, und erinnere dich — O! — (ſie ſtirbt.)

Icilia. Rede noch einmal mit mir, meine theure Virginia. O! ſie iſt dahin!

Treb. Führt ſie hinweg. (zu den Matronen.)

Eilfter Auftritt.

Virginius und **Icilius** ſchwören dem **Appius** den Tod.

Zwölfter Auftritt.

Numitorius bringt die Nachricht, daß **Appius** vom Volke umgebracht, **Horaz** und **Valer** zu Conſuln, und **Icilius** zum Tribun ernennet worden. Dem ganzen Decemvirate wird der Untergang geſchworen. „Dieſes theure getödete Mädchen, ſagt **Numitorius**, dieſe

zwote

ausgabe ihrer Gedichte geweſen. Uns haben darunter die Oden an Sappho und auf die Freundſchaft vorzüglich gefallen. Wir haben gerade noch ſo viel Raum übrig, daß wir unſern Leſern von der erſten dieſer beyden Oden eine Ueberſetzung mittheilen können:

An Sappho.

Nicht Philomelens reizende Stimme, nicht Amintors ſüſſere Lieder gleichen deinen melodiſchen Geſängen, Zauberin der lesbiſchen Gefilde.

Wenn ich in deinen bezaubernden Gedichten eine zärtliche verliebte Wut wahrnehme: ſo rühren die ſchmelzenden Bilder meine Bruſt, und meine ganze willige Seele iſt Liebe.

In deinen dahinreiſſenden Tönen liegt die Gewalt, ein hartes fühlloſes Herz zu erweichen, und ſelbſt in des unempfindlichen Amintors Bruſt eine ſanfte Glut zu entzünden.

Wenn magiſche Melodien die angebohrne Grauſamkeit ſeiner Seele beſiegen: o! ſo bringe deine Leyer voll Silbertöne zu mir, in ihm ein zärtliches jugendliches Verlangen zu erregen.

Harmoniſche Sängerin! ich höre auf, die Macht der Cythere zu verehren, ſeit deine entzückenden Lieder mich lehren, daß Sappho die Königin der Liebe iſt.„

Sollte

Sollte aber wirklich ein **Amintor** leben, der fühllos genug wäre, eine solche Dichterin nicht zu lieben? Wenn die Verfasserin nicht nöthig hat, sich in eben dem Falle auf ihren Geist zu berufen, in welchem **Sappho** sich auf den ihrigen berufen und dem **Phaon** zu Gemüthe führen musste:

Ingenio formae damna rependo meae;

so ist es nicht möglich!

Den Beschlus in dieser Samlung macht eine Uebersetzung oder vielmehr eine Nachahmung einiger Stellen aus dem **getreuen Schäfer** des **Guarini**, von welchem die Verfasserin eine poetische Uebersetzung mit Anmerkungen angekündigt hat.

Inhalt.

Inhalt.

I. The ruins of Palmyra.

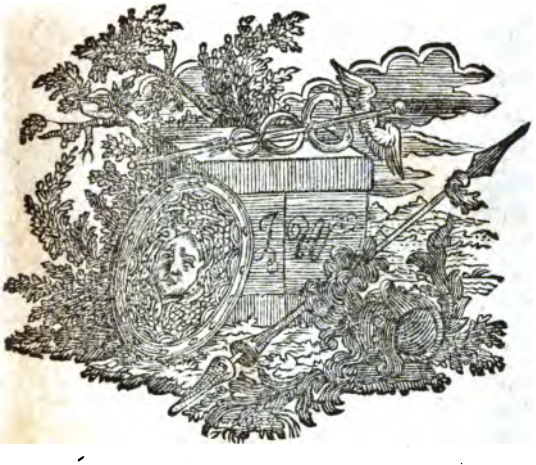
II. *Ellis's* natural hiſtory of the Corallines

III. *Hampton's* Translation of the hiſtory of Polybius.

IV. *Brooke's* Virginia, with Paſtorals Odes and Translations.

Brittiſche Bibliothek.

Sechſtes Stück.



Leipzig,
bey Johann Wendler.
1756.

gleichen Ueberreſte alter Zeiten öfters vorkommen, ſo hat er unterſchiedenes mit einflieſſen laſſen, das eigentlich für junge Leute gehört. Doch iſt dieſes in Betrachtung des übrigen ſchätzbaren und beſondern ſehr wenig. Man würde das Werk weit unter ſeinen wahren Werth ſetzen, wenn man es nur für eine Einleitung in die Münzwiſſenſchaft für junge Leute anſehn wollte. Auch Leute, welche es hierinnen ſchon weiter gebracht haben, können verſichert ſeyn, daß ſie hier manche neue Entdeckungen und manche neue Münze, antreffen werden. Der Verfaſſer bleibt nicht blos beym bodlejaniſchen Vorrathe ſtehn. Er theilt auch zu weilen aus ſeinem eigenen Vorrathe und aus den vornehmſten Cabinettern von England Münzen mit, die ihm merkwürdig zu ſeyn ſchienen. Zu den Münzſammlungen des Herzogs von Devonſhire, der Herren Thomas Sadler, Hans Sloane, und Richard Mead hatte er den Zutritt. Er war mit dem Herrn David Boſanquet bekant, einem Kaufmanne, der ihm den Zutritt zu einer Sammlung von einigen tauſend Stück Münzen öffnete, die er ſich Zeit ſeines Aufenthaltes zu Aleppo angeſchaft hatte. Endlich hat auch Herr Wiſe, mit groſſem Vortheile für ſich ſowohl als für die Münzkenner, des Herrn Maſſons Freundſchaft ſich zu Nutze gemacht; eines Mannes, der beynahe alle ſeltnen Münzen in ganz Europa unter Händen gehabt hatte, und ſehr wohl kante.

Zwar hatte Herr Elias Aſhmole dem Herrn Wiſe einigermaſſen vorgearbeitet; doch hatte er

ihm

ihm noch viel zu thun übrig gelaſſen. Es hatte nemlich der Erzbiſchoff Loud bey Uebergabe ſeines Geſchenks an die Univerſität ihr zugleich eine Vorſchrift mit überantwortet, nach welcher die Münzen ſollten in Ordnung gebracht werden. Aber der groſſe Zuwachs, den das Loudiſche Geſchenke in den folgenden Zeiten erhielt, machte dieſe Verordnung unbrauchbar. Herr Ashmole brachte im Jahre 1660. die Münzen aus der Verwirrung, darein ſie gerathen waren, wiederum zurechte. Doch erſtreckte ſein Fleis ſich nicht über die römiſchen. Nur von dieſen machte er ein wohleingerichtetes Verzeichnis. Aber das war nur eine Claſſe von denen dreyen, unter welche Herr Wiſe den ganzen Vorrath bringt. Die Griechiſchen, und diejenigen, ſo von den ſo genannten barbariſchen Völkern herrühren, hatte er gar nicht berührt. Zudem hatte er den Unterſchied der Gröſſe in den Münzen gänzlich aus den Augen geſetzt. Das geht wohl in Büchern an. Occo und Mezzabarba haben wohl die Münzen, ohne Unterſchied der Gröſſe, nach der Folge ihrer Jahre, zuſammen fügen können. Aber auf den Schubladen ſelbſt will ſich das nicht wohl thun laſſen. Da mus man groſſe, mittlere und kleinere Gröſſen zuſammen ſtellen. Herr Wiſe lies deswegen neue Schränke und Schubladen machen, und ſonderte Gröſſen und Metalle von einander ab. Auch warf er die gar zu ſehr abgenutzten die zwey oder mehr mahl vorhandnen, deren eine ſehr groſſe Menge war, und endlich auch die verdächtigen

und nachgemachten aus, und brachte sie in eigne Fächer.

Das sind die Verdienste des Herrn Wise um den bodlejanischen Münzvorrath überhaupt. Nun wollen wir auch das Innere seines Verzeichnisses ein wenig näher betrachten. Er hat, wie gesagt, den ganzen Vorrath unter drey Classen gebracht. Zur ersten rechnet er die griechischen Münzen. Von diesem macht er wieder zwey Abtheilungen, davon die eine die von Königen, und die zweyte die von Städten und Gemeinden oder Völkerschaften geprägten Münzen enthält. In ieder von diesen beyden Classen setzt er die Grössen und Metalle auseinander. Erst kommen die goldnen und silbernen, dann die von Kupfer. Zuletzt führt er dieienigen auf, die berühmten Männern, Dichtern und Weltweisen zu Ehren sind geschlagen worden.

Die zweyte Classe ist die stärkste. Sie enthält die römischen Münzen. Diese Classe theilt sich wiederum von selbst in zwey grosse Fächer ab, davon das eine die Familien oder Consular-Münzen, das zweyte die Kaysermünzen enthält. Jene sind gegen diese sehr schwach. Unter den Kaysermünzen ist die Anzahl der goldnen sehr geringe. Es sind ihrer mehr nicht als zwölf. Die Silbernen sind ungleich stärker; aber die kupfernen sind beynahe unzählich. Die Münzen von beyden letztern Metallen sind nach den Grössen gescharret. Erst kommen die Medaillons, dann die gewöhnliche, und zuletzt die kleinste Sorte.

Die

Die dritte Hauptclasse enthält die Münzen aller andern Völker, aus den beyden obigen, nemlich die hebräischen, phönizischen, carthaginischen altspanischen, gallischen, brittischen, angelsächsischen, und zuletzt die englischen und schottischen. Man kan leicht erachten, daß die letztere Gattung den übrigen an der Zahl weit überlegen seyn werde. Sie hört aber mit den Zeiten Henrichs des achten auf. Den Beschlus macht der Vorrath von römischen Gewichten.

Ehe wir die Beschreibung dieses Verzeichnisses verlassen, um zu den übrigen Theilen des Buches fortzugehen, wird es dem Leser nicht unangenehm seyn, wenn wir ihn mit denen Leisten bekannt machen, welche den Anfang ieder Classe auszieren. Ueber der ersten Classe, oder dem griechischen Schranke steht eine Münze mit dem Bildnisse Thomas Bodleys, des Stifters der nach ihm genannten Bibliothek. Auf der Hinterseite steht ein Frauensbild, das die Sonne in der rechten und den Mond in der linken Hand hat, und die *rem publicam literariam* vorstellen soll, mit der Umschrift *aeternitas rei publ. literariae.* Ueber den römischen steht eine Münze mit dem Bildnis Wilhelm Louds, und der Umschrift auf der andern Seite: *Sancti Caroli Praecursor.* Beym Eingange in die dritte Classe endlich erblickt er an eine in Kupfer gestochne Vorstellung der bodlejanischen Münzschränke.

Unmittelbar auf das Verzeichnis folgen Anmerkungen darüber, darinnen man viel Gutes antrift,

wie einige Proben erweisen werden, die wir im Verfolge unsrer Nachricht daraus anführen wollen. Nach den Anmerkungen hat man den Kupferstichen der Münzen ihre Stelle angewiesen. Man irrt sich, wenn man glaubt, es wären auf denselben alle in dem Verzeichnisse erwehnten Münzen vorgestellt worden. Man hat eine Wahl getroffen, und nur die merkwürdigen vorgezogen. Der Anhang giebt dem Werke selbst an Brauchbarkeit nichts nach. In denselben findet man folgende Stücke. Ein Sendschreiben des Herrn Wise an den Herrn Masson über eine Münze des Königs zu Edessa Abgarus, darinnen die ziemlich dunkle Geschichte der Fürsten zu Edessa, so viel sich thun läßt, aufgeklärt wird. Ferner eine Nachricht von den bodlejanischen arabischen Münzen, die von Herrn Gagnier herrühret. Ein nach der Jahrfolge eingerichtetes Verzeichnis der vornehmsten Nahmen und Begebenheiten, die auf Münzen vorkommen. Ein Verzeichnis der Kaysermünzen nach ihren verschiedenen Werthe und Seltenheit. Dieses Verzeichnis lehrt, ob man von dem oder jenen Kayser in dem oder jenem Metalle Münzen habe, ob sie selten, und wie selten sie sind, das ist, ob ein gewisses Stück nur überhaupt selten sey, oder ob es sich äusserst rar gemacht habe, daß man beynahe seines gleichen nicht findet. Auch zeigt es an, von welchen Kaysern man nur Griechische Münzen kennt. Dieses Verzeichnis ist aus der letzten Ausgabe von Joberts Einleitung in die Münzwissenschaft, die Herr de la Bastie besorgt

hat,

ihm noch viel zu thun übrig gelassen. Es hatte nemlich der Erzbischoff Loud bey Uebergabe seines Geschenks an die Universität ihr zugleich eine Vorschrift mit überantwortet, nach welcher die Münzen sollten in Ordnung gebracht werden. Aber der grosse Zuwachs, den das Loudische Geschenke in den folgenden Zeiten erhielt, machte diese Verordnung unbrauchbar. Herr Ashmole brachte im Jahre 1660. die Münzen aus der Verwirrung, darein sie gerathen waren, wiederum zurechte. Doch erstreckte sein Fleis sich nicht über die römischen. Nur von diesen machte er ein wohleingerichtetes Verzeichnis. Aber das war nur eine Classe von denen dreyen, unter welche Herr Wise den ganzen Vorrath bringt. Die Griechischen, und dieienigen, so von den so genannten barbarischen Völkern herrühren, hatte er gar nicht berührt. Zudem hatte er den Unterschied der Grösse in den Münzen gänzlich aus den Augen gesetzt. Das geht wohl in Büchern an. Occo und Mezzabarba haben wohl die Münzen, ohne Unterschied der Grösse, nach der Folge ihrer Jahre, zusammen fügen können. Aber auf den Schubladen selbst will sich das nicht wohl thun lassen. Da mus man grosse, mittlere und kleinere Grössen zusammen stellen. Herr Wise lies deswegen neue Schränke und Schubladen machen, und sonderte Grössen und Metalle von einander ab. Auch warf er die gar zu sehr abgenutzten die zwey oder mehr mahl vorhandnen, deren eine sehr grosse Menge war, und endlich auch die verdächtigen

regieret habe, das überläſſt der Verfaſſer einer künftigen glücklichen Entdeckung.

Haym hat im Teſoro Britannico T. I. p. 23. eine Münze mit *Seleuci I.* Namen, die Philetärus mag haben prägen laſſen, ans Licht geſtellt mit der Aufſchrift ΓΕΡΜΗΝΩΝ. Herr Wiſe hat ſie aber genauer angeſehen und befunden, daß ΠΕΡΓΑΜΗΝΩΝ darauf geſtanden.

Auf der 116. S. führt der V. einige Münzen von dem jungen Könige Antiocho Epiphane an, der unter der Vormundſchaft des Tryphons, welcher nachmals ſich ſelbſt zum Könige aufwarf, regierte; und zwar ſolche Münzen auf denen die Buchſtaben Σ,Τ Α. ſtehen, darüber die Münzausleger ſich den Kopf zerbrochen haben. Herr Wiſe trägt ſelbſt ſeine Gedanken darüber vor, von denen wir aber mehr nicht ſagen wollen, als daß ſie unwahrſcheinlich und unerweislich ſind, und daß ihren Ungrund einzuſehen es ſchon hinlänglich ſey ſie nur zu leſen. Dürfen wir unſre Muthmaſung von dieſem Räthſel im Vorbeygehen entdecken, ſo ſcheint uns das Wort Σταμεὸς Gewicht darunter verborgen zu liegen. Uns gnüget ſolches anzuzeigen. Denn der Ort leidet eine weitere Ausführung dieſer Streitfrage nicht. Auf der 120. S. handelt er von denen Münzen, darauf ein bärtiger Kopf mit einer groſſen Mütze, und die Buchſtaben ΑΝΤΙΣ ſtehn. Herr Liebe hat zuerſt entdeckt, daß dieſe Buchſtaben den Namen der Stadt Antiſſa andeuten. Aber wen der Kopf vorſtelle, das hat man lange Zeit nicht gewuſt,

Die dritte Hauptclasse enthält die Münzen aller andern Völker, aus den beyden obigen, nemlich die hebräischen, phönizischen, carthaginischen altspanischen, gallischen, brittischen, angelsächsischen, und zuletzt die englischen und schottischen. Man kan leicht erachten, daß die letztere Gattung den übrigen an der Zahl weit überlegen seyn werde. Sie hört aber mit den Zeiten Henrichs des achten auf. Den Beschlus macht der Vorrath von römischen Gewichten.

Ehe wir die Beschreibung dieses Verzeichnisses verlassen, um zu den übrigen Theilen des Buches fortzugehen, wird es dem Leser nicht unangenehm seyn, wenn wir ihn mit denen Zeisten bekannt machen, welche den Anfang ieder Classe auszieren. Ueber der ersten Classe, oder dem griechischen Schranke steht eine Münze mit dem Bildnisse Thomas Bodleys, des Stifters der nach ihm genannten Bibliothek. Auf der Hinterseite steht ein Frauensbild, das die Sonne in der rechten und den Mond in der linken Hand hat, und die *rem publicam literariam* vorstellen soll, mit der Umschrift *aeternitas rei publ. literariae.* Ueber den römischen steht eine Münze mit dem Bildnis Wilhelm Louds, und der Umschrift auf der andern Seite: *Sancti Caroli Praecursor.* Beym Eingange in die dritte Classe endlich erblickt er an eine in Kupfer gestochne Vorstellung der bodlejanischen Münzschränke.

Unmittelbar auf das Verzeichnis folgen Anmerkungen darüber, darinnen man viel Gutes antrift,

ihr einen allgemeinen Beyfall zu verſprechen. Die Anmerkungen, welche der Verfaſſer auf der 146 und folg. S. über diejenigen Münzen von Smyrna mittheilt, welche nach Richard Meads Meynung, von den Aerzten zu Smyrna ihnen zu Ehren geſchlagen ſeyn ſollen, ſind ſehr wohl gerathen. Man mus ſich über die Freymüthigkeit wundern, mit welcher er die Meynung nicht nur eines Mannes widerlegt, der damals im gröſten Anſehen in Engeland ſtund, ſondern auch eines Freundes, der zur Verſchönerung ſeines Werkes viel beygetragen hatte. Wir können weder des Gegners Gründe, noch die beſtrittenen Sätze in ihrem völligen Lichte darſtellen; nur müſſen wir ſoviel berichten, daß nach Herrn Wiſen das jugendliche mit Lorbern gekrönte Haupt des Apoll, und nicht der Göttin Salus, der auf der andern Seite vorgeſtellte Greis aber Homer ſey. Auf einer von dieſen ſtreitigen Münzen kommt ein Ζεῦξις vor. Bey der Gelegenheit legt Herr Wiſe dem Leſer eine andere Münze von eben dem Zeuxis, einem zu ſeiner Zeit in Aſien ſehr berühmten Arzte, vor, auf welchem er Ζεῦξις Φιλαλήθης heiſt; und aus dieſer Münze berichtiget er einen Fehler, den Vaillant begangen, indem er an ſtatt Zeuxis Ζεὺς geleſen, und aus einem Menſchen, deſſen Zuname Philalethes war, einen *Iovem Veriamentem* gemachet. Auf der 153. S. will er bey Auslegung ſeiner Münze, worauf die Buchſtaben KBTZI ſtehn, erweiſen, daß ſie von Cyzicum ſey, daß das B aus Verſehn des Stempelſchneiders hineingera-

wuſt. Endlich hat Maſſon den Herrn Wiſe belehrt, es ſey der Kopf des Orpheus, den die See bey Antiſſa, einer Stadt der Inſel Lesbus, an das Ufer warf. Dieſe Entdeckung führte ihn auf eine andre, die nicht weniger artig und wohl ausgedacht iſt. Fulvius Urſinus hatte unter ſeinen geſchnittenen Steinen einen, darauf eine Larve mit einem langen Barte und einem Kopfaufſatze, der einem ausgebreiteten Flügel gleicht, gegen über aber ein Jünglingsgeſicht mit einem Lorberkranze ſteht. Der Lorberkranz brachte den Urſinus auf die Vermuthung, das Jünglingsgeſichte wäre Virgil, und die Larve wäre eine von denen, unter welchen die Vorſteller luſtiger Schauſpiele ihr Geſicht zu verbergen pflegten. Man glaubte es dem Urſinus blos auf ſein Wort, und bisher hat man in ſolcher Einbildung beynahe allen Ausgaben von Virgil dieſes Bild mit der Larve vorangeſetzt. Allein Herr Wiſe hatte allezeit an der Richtigkeit einer Sage gezweifelt, die auf keinem andern Grunde, als dem Anſehn und einem Einfalle des Fulvius Urſinus beruhte. Endlich brachte ihn die Entdeckung des Herrn Maſſons auf die Spur, das Jünglingsgeſichte müſſe den Apoll, und die Larve den Orpheus vorſtellen, und ihre Vereinigung auf einem Stücke müſſe anzeigen, wie der Apoll dem Orpheus das Stillſchweigen auferlege. Denn das Orakel von Orpheus zu Antiſſa war zu groſſen Nachtheil des Orakels zu Delphi in Ruf gekommen. Dieſe Auslegung iſt uns ſo natürlich und geſchickt vorgekommen, daß wir uns getrauen

Reich betreffen, vorkommen, als auf Münzen, und dieſe folglich gleichſam für das Archiv des römiſchen Reiches könnten gehalten werden, man ſich dennoch für der in den Münzen herrſchenden Schmeicheley wahl in acht nehmen müſſe. Denn die Kayſer lieſſen nichts auf die Münzen ſetzen, das ihrer Ehre nachtheilig ſeyn könnte. Ja ſelbſt ihren weltkundigen Laſtern muſten öfters die Münzen widerſprechen. Auf der 184 S. findet man eine Reihe von lateiniſchen Formeln, deren man ſich bediente, die Tugenden der Kayſer, oder die für das ganze Land glücklichen Begebenheiten ihrer Regierung, ihre Bauanſtalten, ihre Siege über auswärtige Feinde, ihre einheimiſchen Verordnungen in Policeyſachen, ihre Vorſorge für das Münzweſen anzudeuten. Auf der 186 S. findet man ein Verzeichnis der abgekürzten Worte und Zeichen, an welchen man den Ort des Gepräges von ieder Münze erkennet; ingleichen eine Nachricht von der Ehrfurcht der Kayſer gegen die Kriegsleute, als von deren Geſinnungen gegen ſie, ihre Macht, Wohlfahrt, ja gar ihr Leben abhieng. Man lies die Formeln, womit die Kayſer das gute Verhalten ihrer Legionen auf Münzen prieſen, und dagegen ihre eigene Zuneigung zu denſelben an den Tag legten. Das zum heidniſchen Gottesdienſt gehörige trift man auf der 187 S. an, und auf der folgenden die Formeln, die vom Chriſtenthume der Kayſer zeugen. Eben daſelbſt erblickt man die Formeln, womit die Unterthanen ihre Ergebenheit gegen ihre Landesherren bewieſen, und ihre

getreuen

getreuen Wünsche für deren Wohlergehen ausdrückten. Auf der 189 S. wird der Zustand des Münzwesens in den *Municipiis* und *Coloniis*, insonderheit in den römischen Pflanzstädten in Britannien beschrieben. Man vernimmt hier, wodurch die Münzen der Pflanzstädte sich von den Münzen der Hauptstadt Rom unterschieden, mit was für Buchstaben und Kennzeichen sie sich zu erkennen geben. Auf der 191 S. wird von ihren einheimischen Regenten oder Rathsherren und von ihren verschiedenen Jahrrechnungen gesprochen. Die Formeln der griechischen Colonien werden berührt und auf der 192 S. die von der Lage in verschiedenen Ländern, und an verschiednen Flüssen und Bergen auf griechischen Münzen entlehnten Unterscheidungszeichen der gleichlautenden Namen von Städten angegeben. Die schmeichlerische Gewohnheit griechischer Städte, sich nach den römischen Kayſern zu nennen, und bey nahe bey jeder neuen Regierung einen neuen Namen anzunehmen, wird auf der 193 S. erwiesen; desgleichen auch von ihren Bündnissen oder Eydgenossenschaften gesprochen; welche durch das Wort κοινὸν angezeiget werden, das auf griechischen Münzen unter römischer Oberherrschaft sehr oft vorkommt. Die jeder griechischen Stadt eigne Verfassung der Regierung wird auf der 194 S. vorgenommen. Man erklärt daselbst was *Metropolis*, was πρωτεῖον oder das Recht des Vorganges einer Stadt vor der andern gewesen sey; ingleichen worinnen mancher Städte *jus ἀσυλίας*, bestanden, warum

ſie ſich den Titel ἱερὰ angemaaſt haben; was für ein Unterſcheid zwiſchen ihrer αὐτονομία und ἐλευθερία ſey. Ein wichtiger Ruhm für eine griechiſche Stadt war, wenn ſie ſich νεωκόρον nennen durfte. Manche nennten ſich drey bis viermal *neocoros*. Das hat die Meynungen der Gelehrten getheilt. Herr Wiſe tritt derjenigen bey, welche dafür halten, eine Stadt, die das Recht der *neocori* hatte, habe ſich ſo oft νεωκόρον genennt, als iedesmal kayſerliche Perſonen waren. Z. E. unter dem Hadrian nennten die Epheſier ſich darum *bis neocoros*, weil ſie ſowohl des Kayſers Hadrians, als ſeiner Gemahlin, der Sabina *neocori* waren. Unter dem Severus hingegen nennten ſie ſich *quater neocoros*, weil auſſer dem Severus und ſeiner Gemahlin der Iulia Domna, noch zwey Caeſares da waren, der Caracalla und Geta. Auf griechiſchen Münzen wird öfters der berühmten öffentlichen Spiele gedacht, welchen ganz Griechenland [illegible]len pflegte. Von dieſer wird auf der 197 und 198 S. einiges beygebracht. S. 199 werden die Namen, Zunamen und Lobſprüche der Götter angeführt, die auf griechiſchen Münzen vorkommen. S. 200 werden Exempel von einzeln Perſonen angeführt, die griechiſche Städte auf ihre Münzen prägen lieſſen, weil ſie in ihnen entweder groſſe Verdienſte, oder auch wohl gar ihre Stifter verehrten. Eben daſelbſt geht die Abhandlung von den Rathsperſonen der griechiſchen Städte an, und wird bis zur 203 S. fortgeführt. Hier kommen zum Theil

Namen

fand, ihr ein neues Zimmer anzuweiſen, und auf Bekantmachung eines Verzeichniſſes des Vorrathes bedacht zu ſeyn, zu einer Zeit, da man mit Verfertigung eines neuen Verzeichniſſes des Büchervorrathes der Univerſität umging. Mehr als zwanzig Jahr hat der Verfaſſer dieſes Münzvorrathes, der, wie die Unterzeichnung der Zuſchrift an den Herrn Franz North, Baron von Guilford, ausweiſet, Herr Franz Wiſe iſt, ſich damit beſchäftigt. Lange Zeit beunruhigte ihn die Furcht, die Früchte ſeines Fleiſſes nicht zu genieſſen. Seine Liebe zur Münzwiſſenſchaft hatte ihn verleitet, ein eigenes Cabinet anzulegen, und das hatte ſeine Mittel erſchöpft. Er war alſo nicht im Stande, ſein Werk unter die Preſſe zu bringen, und muſſte das Schickſal deſſelben unter Furcht und Hoffnung abwarten. Endlich verhalfen ihm einige vornehme Gönner zu einem anſehnlichen und einträglichen Amte, das der berühmte Johann Radcliv geſtiftet hat. Da ihm dieſes Amt den Aufwand des Drucks erleichterte, und die Empfindung des Verluſtes bey ſchlechtem Abgange verminderte, ſo hielt er es für ſeine Pflicht, die Erwartung der Gelehrten nicht länger aufzuhalten. Da ſeine Abſicht nicht blos auf den Vorrath von Münzen auf der bodlejaniſchen Bibliothek einſchränkte, ſondern auch zugleich auf den Nutzen der engliſchen Jugend abzielte, als welcher er zugleich Luſt zur Münzwiſſenſchaft machen und die erſten Begriffe davon beybringen, und ſie damit zu Reiſen zubereiten wollte, auf denen einen der-

lig gemacht. Es wäre zu wünschen, daß man auch mit den übrigen, wenigstens mit einigen derselben, ein gleiches gethan, und dadurch Kenner der arabischen Sprache in den Stand gesetzt hätte, des Herrn Gagniers Uebersetzung, die das einzige an die Hand gegebne Hülfsmittel zum Verständnis dieser Münzen ist, prüfen und berichtigen zu können. Sie bedarf allerdings an gar vielen Orten einer Verbesserung. Herr Gagnier hatte etwas im Arabischen gethan. Doch verrathen seine Schriften, daß er sich bis zur Critik nicht geschwungen habe, welche alle Arten von Käntnis aufklärt, vollkommen und brauchbar macht. Ein Beweis hiervon soll gleich die erste Münze seyn. Wir wollen zuerst des Herrn Gagniers Uebersetzung beybringen, und sodann ihr eine richtigere entgegen setzen. Den wenigsten unsrer Leser wird am Arabischen gelegen seyn. Wir begnügen uns also blos mit dem Lateinischen. Es sollen demnach die Worte in dem Viereck der Vorderseite nach Herrn Gagniers Meynung soviel bedeuten: *In nomine Dei misericordis miseratoris. Abdollah Al Emam* (id est *Antistes summus*) *Al ul Casem Muhammad securus in Deo, Imperator fidelium.* Die Worte, die in den Cirkelabschnitten stehn, so dieses Viereck umgeben, sollen so viel sagen, als: *Al Kajem beamrillah, lenis moribus, misericors, educatus sicut princeps populi, pulcherrimus aetatis.* Auf der Hinterseite soll ein Viereck stehn: *filius Al Emam* (id est *Antistitis Summi*) *filius Abdol-*

Abdollah Mohammedis senioris Al Mahdi (id est *Directoris*) *filii Antistitis Al Cajem beamrillah nobilis incolumitatis futurae praeses*, und rund umher: *Cujus fuit in arce Segelmessae quam Deus custodiat anno* (*Hegjrae*) *trecentesimo quarto* (*Christi 916.*). Es würde ein leichtes seyn, die häufigen Vergehungen dieser Ueberſetzung wider die Sprache und Geſchichte zu zeigen, aber es würde uns auch zu weit führen. Wer ein wenig mit arabiſchen Münzen umgegangen iſt, der erkennet gar bald einen in dieſem Theile der arabiſchen Literatur unbewanderten Ausleger. Nur das einzige wollen wir unſern Richtern zu bedenken geben. Die Münze ſoll vom *Abdollah Abul Caſem A.* 304. geſchlagen ſeyn. Aber ein Fürſt mit dieſem Na.. en hat damals in Africa nicht geherrſchet. Man pflegt auch die Fürſten in der Geſchichte nicht bey ihren Namen und Vornamen, ſondern bey ihren Ehrennamen anzuführen. Der Ehrenname des Fürſtens, von dem hier die Rede iſt, müſte, dem Herrn Gagnier zu Folge, *al Mutamen* geweſt ſeyn, das er durch *Securus in Deo* überſetzt. Aber das Wort *al Mutamen* ſteht weder auf der Münze, noch hat auch ein Fürſt, der dieſen Ehrennamen geführt hätte, jemals in Afrika regiert. Von der Ueberſetzung, die wir an der obigen Stelle ſetzen wollen, können wir, bis auf den Anfang, die Gewähr leiſten. Man fängt bey der Umſchrift der Vorderſeite an. Und bey dieſer Umſchrift eben haben wir ein wenig mehr Beden-

ken, ob wir sie getroffen haben, als bey den Uebrigen. Wir halten also dafür, daß in den vier bogenförmigen Abschnitten der Vorderseite folgender Spruch aus dem Alcorane stehe: O du, Knecht Gottes, Gott ist dein Herr, der wird von dir das Verderben abwenden. Alsdenn folgt die Inschrift des Viereks eben derselben Vorderseite: Im Namen Gottes des Mitleidigen, des Erbarmens. Der Knecht Gottes, der Imam Abul Abbas Ismael ol Mansur billah, der Emir ol Mumenine. Unmittelbar hiemit hängt die Inschrift der entgegenstehenden Seite zusammen. Der Sohn des Imams Abi Abdallah Mohammeds der Schaich ol Mahdi (oder rechtgläubige Herr) der Sohn des Imams ol Cajem biamrillah, der Scherif aus dem Geblüthe des Hosains. Den Beschlus machen die Worte auf dem Rande der Hinterseite: Geprägt zu Segjelmessa, die Gott bewahre, A. 340. Der Emir ol Mümenine, oder Chalif also, der diese Münze schlagen lies, hies ol Mansur mit seinen Ehrennamen, unter dem er in der Geschichte bekant ist; mit dem Vornamen Abul Abbas, wie ihn die Münze nent, oder nach dem Abulfeda, S. 275 der lateinischen Ausgabe des Herrn Prof. Reiskens, Abu Thaher; und war ein Sohn des Chalifen ol Cajem biamrillah; folgte diesem seinem Vater A. 334. (d. i. *Christi* 945. oder 946) in der Regierung nach, und starb A. 341.

A. 341. (das iſt *A. C.* 952. oder 953.) Bey den übrigen, ſonderlich den türkiſchen Münzen, könte auch eines und das andre erinnert werden; doch wird ſolches vielleicht an einem andern Orte füglicher geſchehen können.

II.

Oeconomia naturae in morbis acutis et chronicis glandularum. Auctore *R. Ruſſel M. D. F. R. S.* Londini, Typis Gul. Bowyer; Impenſis I. et I. Ravington et I. Fletcher Oxonii 1755. in gr. 8. 16½ B. 1. Kupf.

Die Natur pfleget zu gewiſſen und beſtändigen Zeiten des Lebens die Abſonderungen der Drüſen zu verändern und neue einzuführen, und indem ſie dieſes thut, den kranken Theilen, die ihr Amt zu verrichten entweder zum Theil verhindert werden, oder ganz aufhören, durch gewiſſe Wege eine Erleichterung zu verſchaffen. Wenn dieſes zu rechter Zeit und in der gehörigen Ordnung geſchiehet: ſo gereichet es zur Erhaltung und Befeſtigung der Geſundheit. Geſchehen aber dieſe Veränderungen wider die Geſetze und Gewohnheiten der Natur, oder zu einer ungewöhnlichen Zeit: ſo tragen ſolche nicht allein zur Geſundheit nichts bey; ſondern ſie ſind vielmehr der Grund verſchiedener hitziger und langwieriger Krankheiten. Je weniger man an der Richtigkeit dieſer Sätze zweifeln kan, wenn man nur auf die in der Folge umſtändlicher zu berührende Wirkungen der Natur in den verſchiedenen Zeitpunkten des Lebens der Menſchen Achtung giebt: deſto mehr iſt

es

es zu verwundern, daß noch zur Zeit, so viel wir wissen, keiner von den Aerzten, weder von den Alten, noch unter den Neuern, diese Veränderungen der Absonderungen in den Drüsen, und deren Zeiten bemerket und richtig bestimmet hat. Herr Russell, dem diese Ehre vorbehalten gewesen, hat dahero eine ungemein nützliche Arbeit unternommen, und nicht allein den Aerzten, sondern auch gewisser massen dem ganzen menschlichen Geschlechte einen wichtigen Dienst geleistet, daß er dieses Leere in der Medicin auszufüllen, und diese bisher entweder ganz unbekant oder doch sehr dunkel gewesene Lehre abzuhandeln, und so viel sich in einem ganz unbearbeiteten Felde thun lässt, deutlich zu machen gesucht hat; und er schmeichelt sich, wenigstens unserer Einsicht nach, nicht mit einer ungegründeten Hoffnung, wenn er glaubt, daß seine Entdeckung zu Hebung der grösten Schwierigkeiten aus der Medicin gereichen, und sich daraus vieles werde erklären und erläutern lassen, was zur Heilung derjenigen Krankheiten erfordert wird, die ein grosser Theil der Menschen bisher nicht so wohl nach den Regeln der Kunst, als vielmehr durch empirische Arzeneimittel oder sogenante Specifica angegriffen hat. Denn so bald die Aerzte eine gewisse und genaue Kentnis der Absonderungen in den Drüsen erlangen: so bald werden sie auch zugleich deutlich einsehen, zu welcher Zeit und an welchem Orte Hülfe geleistet werden müsse, wenn die Natur solche erfordere, und dieselbe befördern werde, und wie die meisten Krankhei-

ten, die vielleicht blos daher rühren, daß die Absonderungen der Drüsen in der Jugend ungeschickt tractiret oder unverständig und voreilig geändert worden, wenn sie auch nicht völlig können gehoben werden, wenigstens so zu mildern sind, daß sie nicht die elenden Kranken durch langwierige Beschwerungen abmatten, und endlich gar hinrichten.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wird das, was wir von der Absicht und dem Nutzen dieses Buchs gesagt haben, unsere Leser begierig machen, solches näher kennen zu lernen. Wir halten uns daher für verbunden, ihnen von der Einrichtung desselben, und der darinn vorgetragenen Lehren, eine etwas genauere Nachricht zu geben. Und dieses wollen wir in derjenigen natürlichen Ordnung thun, welcher der Herr Verfasser in seinem Vortrage selbst gefolget ist.

In dem Vorberichte, welcher zugleich die Stelle einer Vorrede und einer Einleitung in das ganze Werk vertritt, wird von dem Herrn Verfasser nach einer vorgängigen Erklärung seiner von uns bereits angezeigten Absicht, die Veränderung der Absonderungen in den Drüsen überhaupt betrachtet und erwiesen. Er thut dieses also. Gott hat, gleich bey der Schöpfung, in den Menschen einen immerwährenden Schatz eines belebten Saamens geleget, der, so lange es dem Schöpfer gefallen wird, das menschliche Geschlecht zu erhalten, zu Erzeugung der Menschen zureichet. Vor den mannbaren Jahren wird dieser Saame von dem Blute nicht abgesondert; sondern er bleibet in demselben

ſelben eingehüllet und verborgen, und wird mit demſelben beſtändig durch den Körper beweget, wodurch er vor dem Verderben bewahret wird. So lange dieſes geſchiehet, iſt in dem Menſchen kein flüſſiger Theil zu finden, in welchem ſich lebendige Thiere ſehen laſſen. So bald aber ſolche in dem Saamen zum Vorſchein kommen: ſo ſind ſie auch reif, daß ſie dem weiblichen Eye anvertrauet werden können. Von dieſer Zeit an iſt die Natur nimmer müſſig, ſondern ſie führet von einer Zeit zur andern immer neue Abſonderungen ein. Da nun dieſes nicht ohne Erweiterung der darzu erforderlichen Gefäſſe geſchehen kan: ſo entſtehen daher verſchiedene Anhäufungen, die, wenn die Natur ihren Endzweck nicht erreichet, nothwendig ſchädlich werden, und zu Krankheiten Gelegenheit geben müſſen; dahingegen, wenn die Natur ihre Abſicht erreichet, eine beſſere und ſtärkere Ernährung, eine mehrere Feſtigkeit und Stärke der Theile des Körpers, eine Verbeſſerung des Bluts, und eine Vermehrung der Wärme, mithin eine dauerhaftere Geſundheit darauf erfolget. Daß aber dieſe Veränderungen lediglich von der Abſonderung des Saamens, ſo wohl bey dem männlichen als weiblichen Geſchlechte, abhangen, lehrt die Erfahrung bey denen, welchen die Geilen ausgeſchnitten werden. Denn ihre Muskeln ſind minder feſt und ſtark, und bekommen eine andere Geſtalt, und mehrere Ründung; alle feſte Theile des Körpers ſind weicher; die Fettdrüſen werden gröſſer, weil ſie nicht ſo ſehr als

bey

bey den Unverschnittenen gedrücket werden, daher sich in denselben mehr Fett sammelt; die flüssigen Theile sind, weil sie sich, wegen der verminderten Elasticität, weniger reiben, nicht so warm, als bey den Unverschnittenen; und wenn das Ausschneiden der Geilen vor den mannbaren Jahren geschehen ist: so wachsen auch um das Kinn und die Schaam keine Haare. Hieraus erhellet also, wie gewis es sey, daß die Absonderungen der Drüsen zu gesetzter Zeit geschehen, und was für Krankheiten daraus entstehen können, wenn solche fehlen, ingleichen was für Uebel erfolgen müssen, wenn man sie, wider die Gesetze und Ordnung der Natur, voreilig zu befördern suchet, ingleichen wie unwahrscheinlich ja unmöglich die Heilung einiger Krankheiten sey, wenn sie nicht zu einer gewissen Zeit angegriffen werden, nämlich alsdenn, wenn die Natur selbst dem Arzte die Hand dazu bietet: welches insonderheit diejenigen, denen das wichtige Amt der Ernährung und Erziehung der Kinder anvertrauet wird, wohl verstehen und fleissig in Obacht nehmen müssen.

Nach diesem vorangeschickten Vorberichte trägt der Herr Verfasser die Lehre von den Veränderungen der Absonderungen in den Drüsen, und den davon abhangenden Krankheiten, und deren Heilungsart, in acht Abschnitten vor, in welcher er von dem Zustande der Drüsen und deren Absonderungen 1) bey noch ungebohrnen Kindern, 2) von der Geburt an, bis zu der Zeit da die Kinder Zähne bekommen, 3) zu der Zeit da die Zähne

heraus-

herausbrechen, 4) von den Zähnen an, bis zur Zeit der Mannbarkeit, 6) von der Mannbarkeit an, bis zu der Zeit, da die Mannspersonen das 35ste und die Weibsperson das 45 oder 46ste Jahr erreichet haben, 7) von den iezgedachten Zeitpuncten an bis zu dem 63sten Jahre oder so genannten grossen Stuffenjahre, und 8) von dem grossen Stuffenjahre an, bis zu Ende des Alters, handelt.

Wie angenehm würde es uns nicht seyn, wenn wir unsern Lesern von den in diesen acht Abschnitten vorgetragnen Lehren des Herrn Verfassers, durch einen ausführlichen Auszug einen recht vollkommenen Begriff geben könten. Da aber der Raum uns solches nicht gestattet, und über dieses unsere Absicht nicht dahin gehet, durch unsere Recension dieses Buch entbehrlich zu machen: so begnügen wir uns, aus demselben nur einige theoretische und practische Anmerkungen des Herrn Verfassers mitzutheilen.

Die ersten Krankheiten der neugebohrnen Kinder pflegen insgemein entweder in der Haut oder in dem Magen und den Därmen zu entstehen. Die Haut wird mehrentheils mit einem Ausschlage bedecket, den nur die kleinen Kinder bekommen, und der aus den unter der Haut gelegenen Drüsen bald in breiten und bald in ungemein kleinen rothen Blättergen häufig ausbricht. Zu gleicher Zeit fangen auch die Drüsen hinter den Ohren und in den Weichen an, ihr Amt zu verrichten. Und diese Absonderungen sind so nothwendig, daß die

Kin-

Kinder, ſo lange ſolche währen, vollkommen, hingegen diejenigen, bey denen ſie nicht zum Vorſcheine kommen, ſelten geſund ſind. Sie bleiben aber weder lange, noch eine gewiſſe Zeit; und wenn ſie jähling verſchwinden, ſo kan man ſich die ſichere Rechnung machen, daß das Kind bald krank werden wird. Denn wenn weder die vorhin gedachte alte Abſonderung wieder hergeſtellet, noch eine neue an deren Stelle eingeführet wird: ſo kommen alle Kennzeichen eines durch die Anhäufungen beſchwerten Körpers zum Vorſcheine. Iſt der Leib dabey verſtopfet: ſo pfleget es mit epileptiſchen und convulſiviſchen Bewegungen befallen zu werden. Führet aber die Natur die allzuhäufig abgeſonderten Feuchtigkeiten, durch die Därme ab: ſo werden zwar dadurch dieſe Beſchwerungen zuweilen gehoben; allein es entſtehet aus dieſer Abführung, wenn ſie jähling und heftig geſchiehet, mehrentheils ein Durchfall, der die Stelle der aufhörenden Abſonderungen in der Haut vertritt. Hierbey iſt die Hülfe des Arztes ſehr nöthig. Denn wenn nicht die in dem Magen und den Eingeweiden befindliche Schärfe durch ſauerbrechende Mittel gedämpfet, und der Durchfall, ſo viel nöthig iſt, durch mäſſigen Gebrauch des Rhabarbers angehalten wird: ſo pfleget er allerley und zum öftern convulſiviſche und epileptiſche Bewegungen nach ſich zu ziehen, die, weil ſie blos von dem Reitze herrühren, durch ſauerbrechende mit ein wenig Mohnſaft verſetzte Pulver zu heben ſind; dahingegen, wenn diſes nicht geſchiehet, jene

von

von der Natur, entweder zu Hebung oder Abwendung der Krankheit, angestellete Absonderung selbst zu einer Krankheit wird, blos deswegen, weil sie nicht in den gehörigen Schranken ist gehalten worden.

Die Schwämmgen, von welchen die kleinen Kinder sehr geplaget, und oft hingerissen werden, sind von den Schwämmgen der Erwachsenen, die nur auf faule Fieber erfolgen, ganz verschieden, und von eben der Art, als die oben gedachte rothe Bläktergen in der Haut, von denen sie nur darinn unterschieden sind, daß sie an den inwendigen Theilen, nämlich den Lippen, der Zunge, dem Munde, dem Halse, und der ganzen Bekleidung der Därme, anfänglich mit einem oder ein paar Blättergen zum Vorscheine kommen, und nach und nach weiter um sich greifen. Sie sind ansteckend, indem sie auch die Warzen an den Brüsten der Mutter angreifen. Sind sie von der mildern Art, so lassen sie sich durch die Muttermilch, und eine blos in Brod und Wasser bestehende Diät zum Abheilen bringen. In andern Fällen aber pflegen sie tödtlich zu seyn. Jedoch thut auch in den schwersten Fällen ein aus Essig, weissem Weine, Brunnenwasser, Salbeyblättern, Rosmarinblüten und Alaun abgekochtes Wasser, mit darunter gemischtem Rosenhonig, gute Dienste, wenn damit die Schwämmgen warm abgewaschen, hiernächst mit frischer Butter und gepulverten Zucker gerieben, und die Warzen an den Brüsten der Mutter mit einem Wachspflaster (cerato) ver-

verwahret, und täglich mit Waſſer, worinn Haſenpappeln gekocht worden, rein abgewaſchen werden.

Der Flus, der bey einigen Kindern an den unter der Haut liegenden Drüſen um die Gegend des Nabels zu entſtehen pfleget, rühret lediglich von der Nachläſſigkeit der Mutter her, wenn nämlich die faltzigten Schweiſſe nicht abgewaſchen werden, ſondern an dieſen Theilen hangen bleiben.

Bey den Zähnen wird den epileptiſchen Zufällen durch Entblöſſung des Zahns, der die Schmerzen verurſachet, den übrigen Zufällen aber durch eine Aderlaſſe, wenn ſich ein Kopfſchmerz dabey findet, und Eröfnung des Leibes, durch Manna, Mandelöl und Violenſyrup, ingleichen durch Hirſchhorngeiſt, die goddardiſche Tropfen, und andere dergleichen ſauerbrechende Mittel, welche die Krampfe mildern, den Leib nicht verſtopfen, und den Schweis mäſſig befördern, am beſten abgeholfen.

Die ſogenannte ſcorbutiſche und ausſätzige Ausſchläge, die ſich in der Zwiſchenzeit von den Zähnen an bis zur Mannbarkeit, in der Haut ſehen laſſen, und ſich bald zu zeigen, bald wieder zu verſchwinden pflegen, ſind überhaupt ſchwer und faſt auf keinerley Art zu heben, daß ſie nicht wieder kommen ſollten, und wenn ſie nicht in dem vornehmſten Zeitpunkte des Lebens, nämlich zu der Zeit, wenn der Menſch in die mannbaren Jahre tritt, geheilet werden: ſo ſind ſie ſelten zu einer

voll-

vollkommenen Heilung bringen. So viele Mühe sich auch der Herr Verfasser gegeben hat, diese Ausschläge entweder nach ihrer Farbe oder den dabey zum Vorschein kommenden Zufällen, in eine gewisse Ordnung zu bringen, um die mildere und heilbare Art derselben von der hartnäckigen und unheilbaren unterscheiden zu können: so hat er es doch noch nicht so weit bringen können, daß er mit sich selbst zufrieden wäre. Seiner Meynung nach aber gehören die meisten von denselben unter das Geschlecht der Schwämmgen, unter denen die, so eine weisse Farbe haben, bald abheilen, nicht tief unter sich fressen, und nicht wieder zum Vorscheine kommen, die gutartigsten sind, auf welche die gelben, die ebenfalls nicht tief unter sich fressen, alsdenn die bräunlichen u. s. w. bis auf die schwarzen folgen, alle aber, so kleine Gruben nachlassen, die schlimmsten sind; wiewohl auch dieses nicht allemal zutrift; indem der Herr Verfasser viele dergleichen Ausschläge, die er, dem ersten Anblicke nach, für unheilbar gehalten hat, durch Seewasser geheilet, in andern Fällen aber gefunden hat, daß auch diejenigen, die von der mildern Art zu seyn schienen, sich auf keine Art zum Abheilen bringen liessen.

Wenn die Flüsse, die nach den Zähnen die innern und grössern Drüsen, und am ersten die Mandeln und den Zapfen betreffen, nicht im Anfange gehemmet werden, und auf die Lungen fallen: so ziehen sie mehrentheils die Bräune nach sich, womit die Kinder insgemein von dem zwey-

ten bis zu dem achten Jahre, öfter aber die jüngern befallen werden. Diese ist sehr gefährlich, weil sie alle Drüsen der Luftröhre einnimmt, so daß auch die ganze Lunge davon entzündet wird, daher denn ein Fieber entstehet, bey dem das Kind zwar zu den Zeiten, da solches nachläßt, ziemlich frey, bey jedem Anfalle desselben aber sehr schwer, und nicht anders, als mit aufgerichtetem Halse, Athem holen kan, und wenn nicht die Natur oder die Kunst schleunige Hülfe leistet, an dem kalten Brande der entzündeten Theile bald stirbt. Aderlassen, lindernde Purganzen, blasenziehende Mittel, und die mit dem Athemholen eingezogene Dünste laulicht warmer Brustränke sind in diesen Fällen sehr dienlich befunden worden. Wenn sich aber Schweisse dabey einfinden, und dadurch die Theile einigermassen erleichtert werden: so mus man alle andere Ausführungen bey Seite setzen, und nur den Schweis zu befördern suchen, welcher mehrentheils den fünften oder sechsten Tag die Krankheit völlig hebet. Ist aber das dabey befindliche Fieber, wie zuweilen zu geschehen pfleget, ein Wechselfieber: so ist es nöthig, solches durch die Fieberrinde zu heben. Denn wenn dieses nicht geschiehet: so entstehen faule Schwämmgen, die auf eine andere Art neue Händel machen.

Es ist falsch, was von einigen Schriftstellern behauptet wird, daß die Kinder den Zweywuchs (rachitis) selten vor dem neunten Monate bekommen, und daß solcher selten länger, als bis zu Ende des zweyten Jahrs, anhält: indem der Herr Ver-

Verfaſſer gefunden hat, daß dieſe Krankheit oft ſehr lange anhält, ſonderlich alsdenn, wenn ſich ein von dem cachectiſchen Zuſtande der Kinder herrührendes Wechſelfieber dazu geſellet. Er rühret von der Schwäche der Gefäſſe her, welches daraus erhellet, weil er vornämlich in den mitternächtigen Ländern von Europa, und inſonderheit an den Orten herrſchet, wo die feuchte Luft die Fibern ſchlaff machet, und die Ausdünſtung hindert, auch die Beſchaffenheit des Körpers durch Scorbut und Wechſelfieber geſchwächet wird. Die Cur wird durch den Gebrauch einiger dem Magen dienlicher Purgiermittel, unter welchen die Rhabarber, wegen ihrer Bitterkeit, das beſte zu ſeyn ſcheinet, und durch ſtärkende Arzeneymittel verrichtet. Iſt das Geſicht dabey blas und aufgedunſen: ſo hat der Herr Verfaſſer das Ens veneris, mit den andern Arzeneymitteln verbunden, ſehr dienlich gefunden.

Die Schlaffigkeit und ſcorbutiſche Fäulung des Zahnfleiſches, welche die mit den vorhin gedachten Krankheiten beladene Kinder ſehr oft beſchweret, und wenn man dabey nachläſſig iſt, vielmahls hinreiſſet, iſt, wenn deren Heilung zu rechter Zeit vorgenommen wird, in den meiſten Fällen durch die Fieberrinde zu heben. Es müſſen aber auch zu gleicher Zeit die Geſchwüre mit Löffelkrautgeiſt und darunter gemiſchten egyptiſchen Honig gereiniget werden.

Alle Arten der unter das Geſchlecht der Kröpfe gehörenden Geſchwülſte, die ſich zwiſchen der Zeit

des Zähnens und der Mannbarkeit zu zeigen pflegen, müſſen von der Bereiterung ſorgfältig abgehalten werden, weil ſie ſonſt, auch zur Zeit der Mannbarkeit ſelten, hingegen, wenn das Schwären derſelben verhindert worden, zu dieſer Zeit oft glücklich heben laſſen.

Die blaſſe Sucht (febris alba) welche die Mädchen von dem achten bis zu dem vierzehnten Jahre bekommen, ſcheinet gleichſam die erſte Bemühung der Natur zu ſeyn, wodurch ſie den Körper zu einer neuen Arbeit, nämlich der monatlichen Reinigung, anzutreiben und aufzumuntern ſuchet. So viel iſt wenigſtens gewis, daß die monatliche Reinigung dieſes Uebel mehrentheils hebet. Meiſtentheils aber iſt dieſe Abſonderung und Ausführung den beſtändigen Geſetzen der Natur zu überlaſſen, und nicht vor der Zeit zu befördern, weil ſolches ſehr nachtheilig ſeyn kan. Denn wenn dieſe Abſonderungen bey noch zartem Alter, als im eilften oder zwölften Jahre, da die Gefäſſe der Mutter zu Verrichtung ihres Amts noch nicht gehörig eingerichtet, und alſo ſolches zu thun noch nicht geſchickt ſind, durch Hülfe der Arzeneymittel befördert werden: ſo pflegen ſie in unſern Gegenden nicht zu bleiben, ſondern ſich wieder zu verlieren, und ziehen oft hyſteriſche oder epileptiſche Zufälle nach ſich, die bald verſchwinden, bald wieder kommen, bis die Natur zu rechter Zeit und von ſelbſt die monatliche Reinigung erreget. Es haben ſich daher die Medici ſehr wohl vorzuſehen, daß ſie dieſe Abſonderungen vor der von

der

der Natur gesetzten Zeit nicht mit Gewalt durch treibende Mittel erregen, und sich sonderlich vor dem voreiligen Gebrauche des Stahls hüten, weil von dem unzeitigen und unvorsichtigem Gebrauche dieses an sich vortreflichen und sehr wirksamen Mittels die Gefässe grossen Schaden leiden, und wenn sie auch nicht zerreissen, dennoch oft in den Drüsen unheilbare Verstopfungen, hysterische Zufälle, Unfruchtbarkeit u. s. w. darauf erfolgen: daher so lange es die Natur den Gebrauch dieses Mittels (sonderlich bey cachectischen Mädchen, die ohne Gebrauch der Stahlarzeneyen nicht leicht zu curiren sind) nicht selbst anrathet, allemal sicherer und besser ist, die zähen Schleime durch den täglichen Gebrauch des Elixir Proprietatis oder der Tinctur aus der schwarzen Nieswurze aus den Därmen abzuführen, oder auch, wenn diese Mittel nicht zureichend sind, zu der Zeit, da die Beschaffenheit des Körpers geändert werden soll, stärkere Purganzen mit darunter gemischtem versüsseten Queckfilbersublimate zu geben.

Wenn junge Leute, wie zuweilen geschiehet, gar zu sehr und auf einmahl jählings in die Höhe schiessen, und also die Natur darinn die gehörigen und vorgeschriebenen Gränzen überschreitet, und aus dieser Ursache entweder Geschwulste oder andere Krankheiten entstehen, oder die Absonderungen der Drüsen so sehr vermehret, und die Drüsen selbst beschweret, oder unbrauchbar gemachet werden, und die Natur schwerlich Kräfte genug haben würde, den Körper gehörig zu ernähren: so kön-

können in diesen gefährlichen Umständen das Baden im Seewasser, die Fieberrinde, die Arzneymittel aus Vitriol, und andere stärkende Dinge, ziemliche Hülfe leisten; indem sie theils die unmässige Absonderungen, durch Stärkung der schlaffen und schwachen Theile hemmen, und theils der Auszehrung, die sonst daraus entstehen würde, vorbeugen. Ueberhaupt mus man zur Zeit der Mannbarkeit vornämlich dahin bedacht seyn, der Natur, bey Hebung der aus den verstrichenen Zeitpuncten des Lebens zurück gebliebenen Krankheiten, wenn sie solche allein zu bewerkstelligen nicht vermögend seyn sollte, durch Hemmung des Wuchses in die Länge, und Erweiterung der Seitengefässe, ingleichen durch Stärkung der Muskularhäute der Drüsen, mit einem Worte durch Befolgung derjenigen Gesetze, die sie selbst zu dieser Zeit beobachtet, zu Hülfe zu kommen.

Denen, die nicht im Schweisse ihres Angesichts ihr Brod essen, sondern viel sitzen, wie fast alle Gelehrte und ein grosser Theil der Handwerksleute und Künstler thun, rathet der Herr Verfasser zu Abwendung der langwierigen Krankheiten, die sie von der Mannbarkeit an, bis zum fünf und dreyssigsten Jahre zu betreffen pflegen, als der Hämorrhoiden, des Stuhlzwangs, der Dysurie, und anderer Zufälle der Blase, ingleichen des Magenkrampfs, der Colik, des sauren Aufstossens, der Blähungen, des Durchfalls, verschiedener hypochondrischen Zufälle und des Podagra, wenn sie mager sind, das Kauen des Rhabarbers,

und

und wenn sie fett, aus Gummen gemachte Pillen, den mineralischen Mohr, Zinnober, und sowohl den magern als den fetten, das Seewasser, ingleichen das Aderlassen und die Mässigkeit in der Lebensordnung an.

Wenn bey den Frauenspersonen nach dem fünf oder sechs und vierzigsten Jahre die monatliche Reinigung nicht mehr so ordentlich wie vorher erfolget, ungeachtet sie nicht ganz aufhöret, und sie daher nicht allein eine blasse Farbe bekommen, sondern auch der ganze Leib, eben wie bey den vor dem Eintritte der monatlichen Reinigung mit der blassen Sucht behafteten Mädchen, wieder zur Cacochymie geneigt wird, und von den wässerichten und blassen Säften, welche die lymphatische Gefässe anfüllen, die Schenkel und das Gesicht aufschwellen, oder auch, wie zuweilen geschiehet, der ganze Leib von einer wässerichten Geschwulst eingenommen wird: so mus man wieder zu den oben bey der blassen Sucht angezeigten Mitteln, nämlich der die Verstopfungen hebenden Purganzen und den Stahlarzeneyen seine Zuflucht nehmen. Wider die zu dieser Zeit sich einfindende Mutterwürgungen und andere hysterische Zufälle aber dienen die starkriechende Gummen, als Knoblauch, Teufelsdreck und andere stinkende Dinge itzt besser, als wenn man sie vor dem ordentlichen Eintritte der monatlichen Reinigung bey den blassüchtigen Mädchen gebrauchet.

Bey den nach dem Aufhören der monatlichen Reinigung, an dem Halse, den Brüsten, und

andern Drüsen häufig entstehenden verhärteten, krebsartigen und kropfigten Geschwulsten, ingleichen bey der Schwäche der Drüsen der Mutter, und daher erfolgenden Anhäufungen und weissem Flusse, welcher, wenn er lange anhält, diesen Drüsen viele Krankheiten zuziehet, und sich oft in offene Krebsgeschwüre endiget, thun das Aderlassen, zu rechter Zeit genommene Purganzen, das Waschen und Baden in Seewasser, und andere stärkende Arzeneymittel, ingleichen bey den die Mutter betreffenden Flüssen einige aus Kupfer gemachte Arzeneyen, und das unter dienliche Mutterclistire gemischte Honig, wegen des dabey befindlichen Kupfergrüns, gute Dienste, indem dadurch die leidende Theile gereiniget, zusammen gezogen, und gestärket werden. Man mus aber bey Hemmung dieser Flüsse sehr behutsam zu Werke gehen, weil sonst, wenn solche, und insonderheit der weisse Flus jählings vertrieben werden, und nicht durch die Drüsen der Därme eine andere Ausführung an deren Stelle eingeführet wird, Husten, und wenn in der Lunge einige Knötgen vorhanden sind, die Schwindsucht, zuweilen auch über dem Knie, ingleichen an den Köpfen der Knochen uud den Bändern der Gelenke Geschwulste entstehen, welche letztern am besten zu heben sind, wenn des Abends einige Gran versüsseten Queckfilbersublimat mit Kampfer und Hirschhornsalz, und den darauf folgenden Morgen eine Purganz aus Seewasser genommen, und die leidenden Theile mit drey

Theilen

Theilen Seewasser, und einem Theile Essig gewaschen, und mit einer Binde verwahret werden.

So nützlich vielleicht eine mässige Bewegung zu Abwendung und Vertreibung des Podagra seyn möchte: so schädlich ist hingegen das gar zu starke Gehen, und eine jede andere die Kräfte übersteigende Bewegung, weil solche die Glieder zu sehr abmatten und schwächen, und eben dadurch zu Annehmung des dahin fallenden ersten Flusses geschickt machen. Der Herr Verfasser hat daher einigen, die sich der Jagd und andern Ergötzlichkeiten auf dem Lande zu sehr ergaben, und vor der Zeit mit dem Podagra befallen, wurden, alle Arbeit und unmässige Leibesbewegungen zu unterlassen, hingegen in allen Stücken die Mässigkeit zu beobachten, und mässige Abführungen zu gebrauchen angerathen, da denn die Anfälle, die vorher oft kamen, und sehr schmerzhaft waren, seltener und weit erträglicher geworden sind.

Nimmt im Alter die Trockenheit und Steifigkeit der Fibern entweder in den Fuszehen, oder in andern äusern Theilen über die Masse zu: so sind diese Theile weder weiter nütze, noch mit einer darinn übrig bleibenden Empfindung des Lebens zu erhalten. Aus dieser Ursache sind auch weder die Fieberrinde, noch die Stahlarzeneyen, noch auch die aus Vitriol gemachte zusammenziehende Mittel, die doch sonst in dem aus andern Ursachen entstandenen Brande so gute Dienste zu

thun pflegen, in diesen Fällen so wenig dienlich als das Absetzen der Glieder, weil die übrig bleibende Röhrgen zu Fortsetzung des Kreislaufs der Säfte weder geschickt noch elastisch genug und daher aufs neue dem kalten Brande entworfen sind.

Die im Alter entstehende Cholera, rothe Ruhr, Durchfälle, goldene Ader, und Stuhlzwang, lassen sich leichter von einem Orte an den andern versetzen, als völlig heilen und heben; und wer sich Hoffnung machet, sie in diesem Alter aus dem Grunde heben zu können, der scheinet die Gränzen der Kunst zu überschreiten.

Wenn im Alter der Schleim, der die Blase und die Harngänge vor den Salzen in dem Harne, und deren Reize verwahret, in geringer Menge vorhanden ist; ingleichen wenn diejenigen Absonderungen fehlen, die dazu gewidmet sind, die Gelenke schlüpfrig zu erhalten, damit sie sich nicht an einander reiben: so mus man den daher entstehenden Schmerzen, und der Schwierigkeit zu harnen und zu gehen, durch Eibischwurzel, arabisches Gummi; chiischen Terpenthin, und Palliativmitteln aus Diacodien begegnen.

In den bey alten Leuten entstehenden Krankheiten der Haut ist es vernünftig, ehe das geringste Reiben oder die so genannte Fleischbürste gebrauchet wird, zu Sauberung der Haut von ihren Unreinigkeiten, und damit die verstopften Schweislöcher geöfnet und erweitert werden, den Gebrauch des laulicht warmen Bades anzurathen. In den meisten Fällen von dieser

Art

Art ist das laulicht warme Seewasser dem Brunnenwasser weit vorzuziehen, weil es besser reiniget. Denn man pfleget, wenn die Haut sehr krank ist, weder durch Purgiren, noch durch Aderlassen, nicht eher etwas auszurichten, als bis ihr Fehler der Haut, durch Wiederherstellung der Ausdünstung gehoben ist. Aus diesem Grunde hat Sydenhams Eilatwerge mit andern die Ausdünstung befördernden Arzneymitteln, vierzig Tage lang gebrauchet, oft das unerträgliche Jucken gehoben. Weil aber diese Krankheiten sehr beschwerlich sind, und eine gewisse Unruhe in dem Gemüthe erregen: so pfleget man oft schmerzstillende Mittel aus Mohnsaft zu gebrauchen. Allein, da solche sonderlich bey alten Leuten, die natürliche Wärme mindern, wo nicht gar auslöschen: so hält der Herr Verfasser in dergleichen Fällen den Wein für das beste schmerzstillende Mittel, und bestärket diese seine Meynung durch eine besondere Geschichte einer solchen Krankheit, die er durch weissen andalusischen Wein gehoben hat.

Als ein Anhang ist diesem Buche noch eine Abhandlung, in Form eines an den D. Eduard Frewin gerichteten Sendschreibens, beygefüget, in welcher der Herr Verfasser von einigen Mitteln der Alten wider die geschwollenen Drüsen, und von dem Waschen mit laulicht warmen Wasser und Seewasser (de quibusdam remediis veterum anti-strumosis, et de lauatione tam tepida

tepida quam marina) handelt. Wir können uns, da wir ſo ſchon faſt zu weitläuftig geworden ſind, dabey nicht aufhalten; ſondern müſſen es nur bey einer kurzen Anzeige der von den Alten wider die Geſchwulſt der Drüſen gebrauchten Mittel, die der Herr Verfaſſer anführet, und mehr als bisher geſchehen, zu gebrauchen rathet, bewenden laſſen. Dieſe ſind, Erdharz und deſſen Arten, weiſſer und ſchwarzer Bernſtein, Naphtha, Judenpech, Ampelit- und Pharmacitſtein, und geſchwefelte Wolle, ferner Bimsſtein, Galmeiſtein, Ofenbruch (*Spodium*, *Tutia*) und die weiſſe Zeitloſen (*Hermodactylus*).

III.

Dissertation against pronouncing the greek Language according to Accents. 8vo London 1755.

Diese Abhandlung ist 1754 zum erstenmale herausgekommen, und im folgenden Jahre wieder aufgeleget worden. Der Verfasser ist D. Gally. Wir haben die andere Ausgabe vor uns, und wollen nach derselben einen Auszug von dieser gelehrten Schrift unsern Lesern vorlegen. Die Streitigkeit über die griechische Aussprache dauert schon lange. Vor 70 Jahren ohngefähr schrieben Henninius und Wetstein von dieser Materie. Und nur vor wenig Jahren ward diese Streitigkeit in Italien wieder angefangen *). Mirtisbus Sarpedonius schrieb wider die Aussprache des Griechischen nach den Accenten, und **) Stanislaus Velastus vertheidigte sie. Unser Verfasser glaubt, alle beyde wären nicht tief genung in ihre Materie eingedrungen. Sie haben ihm also auch nicht genung thun können. Dieses ist die Ursache gewesen, warum er diese Abhandlung geschrieben hat, wie er selbst in der Vorrede saget. Die Accen-

*) *Mirtisbi Sarpedonii Dissertatio de vera Atticorum Pronunciatione. Romae 1750. 4to.*

**) *Tho. Stanislai Velasti Dissertatio de Literarum graecorum Pronunciatione. Romae 1751. 4to.*

Accente hatten in der alten griechischen Sprache einen ganz andern Nutzen, als man ihnen zu den neuern Zeiten in eben der Sprache zugeschrieben hat. Der Verfasser beweiset aus etlichen Stellen der alten Scribenten, daß ihr Gebrauch nur auf die Musik sey eingeschränket worden. Die alten Handschriften, Aufschriften und Münzen zeigen uns keine Accente. Hemmingius und andere haben aus diesem Grunde wider die Accente gestritten. Vielleicht aber haben die Accente auf den Münzen und Aufschriften nicht wohl können angebracht werden. Dieses würde einiges Gewichte haben, wenn man sie nur nicht auch in den Handschriften vermisste, die tausend Jahr alt sind, und wo sie sehr leichte hätten können geschrieben werden. Hieraus schliest der Verfasser, daß nicht nur der neuere Gebrauch der Accente den alten Griechen unbekannt gewesen ist, sondern auch, daß die Accente selbst, erst seit dem siebenten Jahrhunderte, allgemein gebräuchlich worden sind. Das älteste Manuscript, das wir mit griechischen Accenten haben, und die so alt, als die Buchstaben selbst sind, findet sich ohne Zweifel zu St. Germain, und enthält die Pauliniſchen Briefe. Es ist ohne Zweifel vor dem 9ten Jahrhundert noch geschrieben. Der Verfasser hat lange schon geglaubt, daß man mehr gründlicheres von dieser Materie sagen könne, wenn man die Natur der Sylben und die Analogie der Lehre von den Accenten zu Hülfe nähme. Sein Vorhaben ist nicht wider allen Gebrauch der Accente zu schreiben.

Sie

Sie ſind allen Sprachen wegen der Harmonie nothwendig. Martianus Capella nennt ſie deswegen die Seele der Wörter, und den Grund der Muſik, *animam vocum et muſices ſeminarium*. Er will nur zeigen, daß die Art, wie man jetzt die Accente in der alten griechiſchen Sprache ſetzt, ganz falſch ſey, weil ſie theils ſehr willkührlich und ungewis, theils allen vernünftigen Regeln und der Quantität zuwider iſt, theils auch, weil ſie ſich ſelbſt widerſpricht. Die Wahrheit dieſer Sätze wird durch Anführung der Exempel am beſten bewieſen. Es würde aber faſt unmöglich ſeyn, alle dieſe Exempel aufzuführen. Der Verfaſſer merket alſo überhaupt erſt an, daß die Regeln der griechiſchen Accentuation ſo verwirrt untereinander laufen, daß die Ausnahme von der Regel oft auch die Regel ſelbſt mit eben dem Rechte ſeyn könnte.

Den erſten Satz, daß die Accentuation in der alten griechiſchen Sprache ſehr willkührlich und ungewis iſt, beweiſet der Verfaſſer dadurch, weil erſtlich Wörter von einerley Form nicht nach einer beſtändigen Regel accentuiret werden; hingegen Wörter von verſchiedener Form einen Accent auf eben derſelben Sylbe haben. So können vielſylbigte Wörter, deren letzte Sylbe kurz, die letzte ohne eine aber von Natur lang iſt, auf dreyerley Art accentuiret werden, wie τύψασα, τυπτᾶσα und ταπεινὸς. Der Verfaſſer führet ſehr viele Beyſpiele an, die ſeinen erſten Beweis beſtätigen. Er zeiget bey denen Wörtern, die wegen des verſchiedenen

denen Accents verſchiedene Bedeutungen haben ſollen, daß ſich Ammonius und Suidas widerſprechen, und daß endlich beyden *) Moſchopulus wieder entgegen iſt. Der andere Beweis iſt dieſer: Der Accent im Nominatif iſt oft ohne Urſache von dem Accente der andern Caſus ſowohl ſeiner Natur, als auch ſeiner Stelle nach verſchieden, als θυγάτηρ, θυγατρός. Zum dritten Beweiſe wird dieſe Regel angeführet: alle zweyſylbigte Präpoſitionen ἀνὰ und διὰ ausgenommen, wenn ſie ihrem Subſtantif, das ſie regieren, nachgeſetzt werden, ziehen den Accent zurück. Der Verfaſſer behauptet, daß zu dem Grunde dieſer Regel nichts, als die bloſſe Willkühr, könne angegeben werden. In ſeinem vierten Beweiſe des erſten Satzes können wir ihm nicht folgen, ohne allzu weitläuftig, und vielen Leſen beſchwerlich zu werden. Er betrift die langen und kurzen Vocalen α, ι, υ.

Der andere Satz, daß der neuere Gebrauch der Accente allen vernünftigen Regeln und der Quantität zuwider ſey, wird erſtlich dadurch beſtätiget, daß αι und οι, die als Diphthongen von Natur lang ſind, dennoch in der Accentuation, wenn ſie am Ende ſtehen, als kurz angeſehen werden. Allein hiervon kan man keinen nur etwas vernünftigen Grund angeben. Der Verfaſſer zeiget deutlich, daß αι und α, οι und ω einerley ſind. Niemals aber

*) *Heſ.* Ἐγγ. καὶ Ἡμιτ. *p. 386 etc.* edit. Heinſ. p. 95.

aber iſt ă und ŏ als kurz betrachtet worden. Es mus dahero nothwendig der Analogie und der Quantität zuwider ſeyn, wenn αι und οι, am Ende in der Lehre von den Accenten kurz ſind. Nach ſeiner Vermuthung hat eine falſche Ausſprache der Diphthongen, die zu den Zeiten des Claudius und Nero gewöhnlich war, Gelegenheit zu dem Irrthume gegeben, αι und οι als kurz anzuſehen. Damals ſprach man die Diphthongen nur wie die Vocalen mit einem einfachen Tone aus. Zum Beweis führet der Verfaſſer den *) Voſſius und **) Sextus Empiricus an. Ferner wird der andere Satz dadurch auch bewieſen; der Accent wird nicht nach einer gewiſſen Regel der Analogie oder Quantität bey der Declination der Wörter beybehalten, oder verändert. So iſt die Veränderung des Accents in dem Worte χεὶρ ſehr merkwürdig. Eben dieſe unregelmäſſige Verſchiedenheit des Accents findet man auch bey der Conjugation der Wörter. Das Willkührliche in dem neuen Syſtem von den griechiſchen Accenten leuchtet noch mehr in die Augen, wenn man die Frage beantworten ſoll, ob nicht κύριε und κύριῳ eben ſowohl harmoniſch ſey, als dómini und dómino. Die Regel der griechiſchen Sprachlehre von dieſen Wörtern kan alſo weder in dem Wohlklange, noch in der Analogie, noch auch in der Vernunft ihren Grund haben. Ja, es giebt ſo gar Wörter, die eben

*) *De poematum cantu, p. 16. 17.*
**) *Aduerſ. Grammaticos, L. I. c. 5. §. 117. 8.*

eben so accentuiret sind, als ὄφεως. Endlich bestätiget auch noch den andern Satz dieses: Viele Wörter, die, nach den vornehmsten Regeln der Accentuation, so accentuiret werden könnten, wie es die Quantität erfordert, haben den Accent so, daß es gleich der Quantität zuwider ist. So könnte ἔρημος nach der Quantität und nach einer der vornehmsten Regeln auch ἐρῆμος heissen.

Der dritte Hauptsatz unsers Verfassers, daß der neuere Gebrauch der Accente sich selbst widerspricht, wird aus folgenden Sätzen bewiesen: *) Die Sprachlehrer widersprechen sich selbst, wenn sie den Accent der Wörter, die sich auf υς endigen, durch eine Regel bestimmen wollen. Es ist der Natur aller Sprachen zuwider, daß ein Wort, wenn es besonders ausgesprochen wird, gleichsam eine andere Modulation haben soll, als wenn es in einer zusammenhangenden Rede steht. Viele griechische Wörter haben einen Acutus auf der dritten Sylbe vom Ende, ob die lezte Sylbe gleich lang ist. Dieses widerspricht einer Grundregel in der Lehre von den Accenten. Eine von den vornehmsten Regeln ist diese: Der Accent bleibet auf eben derselben Sylbe, wenn das Wort declinirt wird, es müsste denn eine besondere Regel eine Aenderung erfordern. Allein, auch diese Regel widerspricht sich selbst, und wird durch die Wörter widerlegt, die bey der Declination ihren Accent verändern. Und wie viel

*) *Vid. Etymol. in voce* λήγειν, ἐλάσσων *et* λογύς.

viel sind deren nicht? Der Verfasser führet sehr viele von dieser Art an, und zeiget ihren starken Widerspruch gegen diese Regel. Dieses sind die Beweise, wodurch der Verfasser seinen Hauptsatz, daß die Accentuation der neuern Gelehrten falsch sey, unterstützet. Sie sind gleichsam nur ein Theil von der ganzen Abhandlung, weil es aber der Haupttheil ist, so haben wir ihn dem Leser so vollständig vor Augen geleget, als es die Sache selbst hat leiden wollen. Der andere Theil bestehet fast nur aus Anmerkungen, die sich auf die Accente beziehen, und hier werden wir weniger weitläuftig seyn. Die christlichen Poeten haben viele Wörter nicht nach ihrer wahren Quantität, sondern nach den Accenten in der Poesie gebraucht. So findet man bey dem Prudentius éremus, ídola, máthesis. Vielleicht sind sie durch die *) Accentuation der alten lateinischen Inscriptionen verführet worden. Der Verfasser glaubt mit dem Vossius, daß nichts lächerlicher sey, als griechische Poeten nach den Accenten zu lesen. Er erkläret hierauf, was er unter Rythmus verstehet, und nennt ihn eine rechte Verhältnis der Quantität. Er unterscheidet den prosaischen, oratorischen und poetischen Rythmus. Das Metrum ist von dem Rythmus wie Species von dem Genus unterschieden, und der **) Scholiast des Aristophanes

*) *Norisii Cenotaph. Pis.* Dissert. IIII. c. vlt.

**) *Nub. v. 638.*

nennt den Rythmus mit Recht πατέρα μέτρου. Den Nutzen der Accente schränkt der Verfasser auf zwey Stücke ein; theils unterscheiden sie die verschiedene Bedeutung der Wörter, welche einerley Form und Laut haben, theils können sie auch die Quantität der Sylben bestimmen. Aus diesen schliesset er, daß die Vortheile der Accente sehr geringe sind, gegen die viele und grosse Beschwerlichkeit gehalten, die sie begleitet. Er handelt ferner von der Prosodie der Alten, und zeiget, daß dieselbe etwas ganz anders gewesen, als was die Neuern unter dem Worte Prosodie verstehen. Dieses ganze Stück enthält sehr viel schönes. Die Prosodie der Alten war τόνος φωνῆς πρὸς ὃν ἄδομεν. Ihre gleichsam musikalische Aussprache war der Natur und der Quantität der Sylben gemäs. Der neuere Gebrauch der Accente ist diesem gleich entgegen gesetzt. Da die alte griechische Aussprache anfieng verderbt zu werden, so suchten sie die Sprachlehrer, so viel als möglich, durch den eingeführten Gebrauch der Accente, zu erhalten. Homer war das vornehmste griechische Buch. Es wurde also am ersten accentuiret, und zwar anders, als es ietzt ist. Der Verfasser führet verschiedene *) Exempel an. Aus diesen Exempeln ist klar, daß die alte Art, die Accente zu setzen, mit der Quantität vollkommen überein kam. Allein die Zeit, da die neuere Accentuation aufgekommen ist, kan nicht genau

*) *Eustath. edit. Rom. fol.* 822.

nau bestimmet werden. Die Freunde des neuen Systems von den Accenten, suchen ihr Alterthum aus zween Umständen, die den Demosthenes betrafen, zu beweisen. Der eine findet sich bey dem Demosthenes selbst, der andere aber in seiner Lebensbeschreibung bey dem Plutarch. Unser Verfasser handelt sehr weitläuftig von diesen beyden Stellen. Es scheint, als wenn *) Suidas behauptete, daß die alte Art, die Accente zu setzen, zu den Zeiten des Eupolis, Cratinus, Aristophanes und Thucydides, die neuere Art aber zu den Zeiten des Menanders gewöhnlich gewesen wäre. Versteht er eine allgemeine Gewohnheit, so irret er sich ohne Zweifel. Es ist keine unwahrscheinliche Muthmassung, wenn man annimmt, daß die falsche Aussprache einiger griechischen Wörter dem Feldzuge Alexanders nach Asien zuzuschreiben sey. Um die Zeit, da Alexander starb, entstunden zwey grosse Reiche: eines in Aegypten unter dem Ptolomäus, und ein anders unter dem Seleucus in Asien. In beyden Reichen muste die griechische Aussprache sehr verderbt werden; ja diese Verderbnis muste sich auch bis nach Griechenland verbreiten, weil dieses mit jenen beyden Reichen sehr genau verbunden war. Auch durch die Eroberung Griechenlandes muste die griechische Aussprache sehr verändert werden. Im dritten Jahrhunderte empfieng sie eine tödtliche Wun-

*) *In voce τραπεζιτον.*

de durch den Einfall der Gothen. Der letzte Streich geschahe endlich dadurch, als die Saracenen zu Anfange des ersten Jahrhunderts Griechenland überschwemmten. Dadurch ward die griechische Aussprache in einem so hohen Grade verunstaltet, daß man es für nöthig hielt, die Accente in die Bücher, die zum allgemeinen Gebrauche waren, einzuführen, da sie zuvor nur in den Büchern der Lehrlinge gefunden wurden. Diese Erzählung kömmt auch mit der Zeit überein, da wir die ältesten Accente in den griechischen Handschriften finden. Man sagt gemeiniglich, daß Aristophanes von Byzanz der Erfinder der Accente sey, nämlich in so ferne, als er sie zu einem neuen Gebrauche bestimmte. Seinem Exempel folgten die Grammatiker in der alexandrinischen Schule. Man kan mit Rechte zweifeln, ob seine Nachfolger sich genau nach seinen Regeln gehalten haben. Vossius *) behauptet, daß die Accente mit der Quantität übereingekommen sind, bis auf die Zeiten des Antonius und Commodus. Allein unser Verfasser widerlegt ihn, und glaubt, daß vor diesem Kayser schon die wahre Aussprache sehr verderbt worden sey. Allein, diesen Einwürfen, die der Verfasser gegen die griechische Aussprache gemacht hat, könte man vielleicht dadurch ausweichen, wenn man sagte, daß in allen Sprachen gewisse Wörter mehr

*) *De poematum cantu* p. 18. 19.

mehr nach der Gewohnheit, als nach den Regeln ausgesprochen würden. Allein, dieses beziehet sich nach seiner Meinung mehr auf die lebenden als todten Sprachen. Diese ganze Abhandlung zeiget viel Gelehrsamkeit, und enthält wider alle Gewohnheit der neuern Schriftsteller, mehr, als der Titel verspricht.

IV.

The Elements of Navigation, containing the Theory and practice, with all the neceſſary tables; tho which is added a treatiſe of marine fortifications. *By I. Robertſon*; F. R. S. Lond. 1754. 8. 2 Bände; 3 Alph. 16 Bogen 13 Kupfertafeln.

Der Verfaſſer dieſes Werks iſt Lehrer der Mathematik, beym Chriſthoſpitale zu London, und hat dieſen Lehrbegrif zum Gebrauch ſeiner Schüler daſelbſt aufgeſetzet, zugleich aber ſich bemühet, durch neue Einrichtungen des Vortrags auch Geübtern zu gefallen. Daß die Schriftſteller von der Schiffkunſt einander faſt nur abgeſchrieben haben, giebt er als die Urſache an, warum ſie ſich ſeit 150 Jahren, Halleys und Norwoods Verbeſſerungen ausgenommen, noch in den Umſtänden befindet, in dem Wright ſie gelaſſen hat. Der Verfaſſer hat ſeiner Vorgänger Werke alle durchgegangen, um ſie zu übertreffen, und er führet eine hiſtoriſche Berichtigung in der Vorrede an, welche ihm dieſer Fleis entdecket hat. Viele neue Schriftſteller geben vor, Wrights Erfindung Seecharten zu zeichnen, ſey vom Mercator geſtohlen,

len, und als ſein eigen herausgegeben worden. In der engliſchen Ueberſetzung des Marinus, welche Sherburne 1671 gedruckt hat, wird dieſer Vorwurf dem Gerhard Mercator vielleicht zuerſt gemacht. Nun hat Gerhard Mercator, um 1550 eine Weltcharte herausgegeben, wo die Grade der Breite, vom Aequator nach den Polen zu, wuchſen; und daher hat man die Charten, mit wachſenden Graden, Mercators Charten genant; Wright aber mag ungefehr um das Jahr 1560 gebohren ſeyn, und theilte um das Jahr 1590 einigen ſeiner Bekanten die Gründe mit, nach denen die Grade der Breite zu vergröſſern wären. Unter dieſen befand ſich auch ein Chartenſtecher, Jodocus Hond, welcher darauf nach Holland gieng, und die Methode, ohne Einwilligung des Erfinders heraus gab, und darüber beklaget ſich Wright in ſeinem Buche *Errors of Navigation*; Mercator aber iſt 1594 geſtorben, da dieſes Buch erſt 1599 heraus kam, und man findet nicht, daß er die letzten Jahre ſeines Lebens, etwas gethan, das ihm den Vorwurf eines ſolchen Diebſtahls zuzöge. Wright ſtarb um 1616 und Nicolaus Mercator, der ohngefehr 52 Jahr darnach die Hyperbel quadrirte, und von einigen mit dem Vorwurf dieſes Diebſtahls beſchweret wird, hat ſich, ſo viel man weis, nicht weiter mit der Schiffarth beſchäftigt, als daß er eine Wette wegen des Beweiſes gehalten, daß ſich die logarithmiſchen Tangenten wie die Meridiantheile verhalten. Uebri-

gens ist Wrights Erfindung ohne Streit sein eigen, weil Mercators Grade nicht in dem gehörigen Verhältnis wachsen.

Das Werk selbst bestehet aus neun Büchern, nebst dem Anhange von der Befestigungskunst. Diese Bücher handeln von der Rechenkunst, der Geometrie, der geradelinigten Trigonometrie, der Sphärik, der Geographie und Chronologie; den Seegeln, wo die Seefläche als eben angesehen wird, den Seegeln auf der kugelrunden See, der Sternkunst, und den Arbeiten, die auf Schiffen vorfallen, und Anwendungen vorliger Känntnisse sind. Die vorbereitenden Wissenschaften, sind wie leicht zu erachten, nicht mit der gröſsten theoretischen Gründlichkeit abgehandelt, doch aber nicht so, daß die Beweise und der Zusammenhang der Wahrheiten gar aus den Augen gesetzet würde.

1. Eine Probe der Art, wie der Verfasser seinen Gegenstand abhandelt, mag uns das neunte Buch geben. Die täglichen Arbeiten, welche zur Schiffkunst gehören, und in diesem Buche gelehret werden, bestehen darinnen, den Ort des Schiffes für jeden Mittag zu finden, und die Richtung, nach der es nun segeln soll, nebst dem Wege den es zurück legen soll, zu befestigen. In dieser Absicht werden folgende Stücken erfordert, 1) die Art den Lauf des Schiffes zu messen, und diese Messung zu verbessern; 2) die Käntnis der See-

com-

compaſſen und Azimuthalcompäſſen, 3) die Beſtimmung des Punktes wo die Sonne aufgehet und des Azimuths. 4) Die Käntnis der Abweichung des Compaſſes, und wie dadurch der Weg des Schiffes zu verbeſſern iſt. 5) Die Abwendung des Schiffes von ſeinem vorgeſetzten Wege zu finden, welche Gegenwinde und ungeſtüme See verurſachen (*the leeway of the Ship.*) 6) Die Käntnis der Werkzeuge mit denen man Höhen am Himmel nimmt. 7) Die Erfindung der Breite durch Himmelsbeobachtungen; 8) die Verbeſſerung der täglich fortzuführenden Rechnung der Breite und Länge.

Der Weg des Schiffes wird gemeiniglich durch das Log gemeſſen. Dieſes iſt ein dünnes wie ein Viertelskreis geſtaltetes Bret, deſſen runde Seite mit Bley beſchweret iſt, damit es im Waſſer aufgerichtet ſchwimmt. Es iſt an der Logleine befeſtiget, die ohnfehlbar 150 Faden lang iſt, und durch Knoten in gewiſſe Abtheilungen getheilet wird: ſie windet ſich um eine Rolle, die ſich leicht herum drehet. Dazu gehöret eine Sanduhr, welche in einer halben Minute ausläuft. Zween Leute halten die Rolle, und der dritte hält das halbe Minutenglas; ein Officirer, der die Wache hat, wirft das Log über das Hintertheil des Schiffes, und wenn er merket, daß der Theil der Logleine, ohngefehr von 10 Faden, von der Rolle abgelaufen iſt, den man dafür rechnet, daß das Log auſſerhalb der Bahn des Schiffes kommen

mien muß, so ruft er in dem Augenblicke, da das erste Zeichen der Logleine abläuft: Wendum der die Sanduhr hält, antwortet: Geschehen und giebt darauf auf die Sanduhr acht. In dem Augenblicke da sie ausgelaufen ist, sagt er Halt! man hält die Rolle sogleich auf, und das letzte abgelaufene Merkmahl zeiget die Zahl von Knoten; die Entfernung dieses Merkmahls von der Rolle wird in Faden geschätzet, so zeigen die Knoten und Faden zusammen, wie weit das Schiff die Stunde zuvor gegangen ist, wenn der Wind beständig gewesen ist. Auf den königlichen Schiffen, den Indienfahrern und einigen andern wirft man das Log alle Stunden aus; aber die an Küsten hinfahren, und kurze Reisen thun, verrichten solches nur aller zwo Stunden. Die Rechnung nach der Logleine gründet sich darauf, daß die Länge eines jeden Knotens, so ein grosser Theil einer Seemeile seyn soll, als eine halbe Minute von einer Stunde beträgt. Daher soll der Knoten $\frac{1}{2}$. $\frac{1}{60}$ der Seemeile, oder $\frac{1}{2}$. $\frac{1}{60}$. $\frac{1}{60}$ = $\frac{1}{7200}$ eines Grades oder $\frac{1}{21600}$ eines grössten Kreises auf der Erde betragen. Nun nimmt der Verfasser aus Norwoods Abmessungen an, daß ein Grad des grössten Kreises 367200 englische Fus, und also der sechszigste Theil davon oder die Seemeile 6120 Fus beträgt *); folglich sollte $\frac{1}{120}$ davon

oder

*) Der Verfasser meynet vermuthlich solche Meilen, wenn er in einer Anmerkung beym

670 §.

oder 51 F. die Länge jeden Knotens seyn. Weil es aber besser ist, in der Rechnung voraus zu seyn als nachzukommen, so gibt man jedem Knoten am bequemsten 50 Fus, und kan ihn aus 10 Faden, jeden von 5 Fus zusammen gesetzt, annehmen, da ein Mann bequem 5 Fus erklaftern kan. In einigen Schiffen hat man Logleinen wo die Knoten nur 42 Fus betragen, weil man sonst die Meile von 5000 Fus angenommen hat: ob nun gleich die Schiffer finden, daß diese zu kurz ist, so gehen sie doch ungern von ihrer alten Gewohnheit ab, und brauchen lieber Uhren die in 24 oder 25 Secunden auslaufen. Zufinden, wie lange die Sanduhr läuft, bindet man eine Musketenkugel an einen Faden, so daß von ihrem Mittelpuncte bis an dem Punct des Aufhenkens $39\frac{1}{8}$ Zoll ist, da sie denn Secunden schwingen wird. Die Rechnung nach dem Log kan aus dreyerley Ursachen falsch werden, nachdem die Uhr, oder die Logleine, oder beydes zusammen falsch ist. Der Verfasser zeigt die Verbesserungen für jeden Fall an, diejenigen Verbesserungen des Log selbst aber, die Herr Bouguer in den *Memoires* der K. Franz. Acad. und in seinen *Elemens de la Navigation* angegeben hat, finden wir bey ihm nicht erwehnet.

Daß

607 §, von den Winden sagt, die Geschwindigkeit des Windes bey einem grossen Sturme betrage nicht über 50 bis 60 Meilen in einer Stunde, ein gewöhnlicher frischer Wind gehe etwa 15 Meilen in einer Stunde.

Daß die Seecompaſſe noch nicht durchgängig mit der Sorgfalt verfertiget werden, die eine Sache erfordert, auf welche das Leben vieler Menſchen ankömmt, beklaget der Verfaſſer, und preiſet die Nadeln als die beſten an, die mit Herr Gowin Knights künſtlichen Magneten geſtrichen worden.

Von der Art, wie die Rechnungen auf den Schiffen geführet werden, giebt der Verfaſſer, folgenden Unterricht; die Schifferechnung *(Ships reckoning)* wird in der Abſicht geführet, daß man zu jeder Zeit weis, wie ſich das Schiff befindet, und was es für einen Lauf nehmen muß, in den verlangten Hafen zu kommen. Die Rechnung welche von dem Logbrete *(logboard)* geführet wird, heiſſt von Wort zu Worte die todte Rechnung *(dead reckoning.)* Das Logbret iſt ein ſchwarzes Bret, darauf täglich das Merkwürdige aufgezeichnet wird. Es iſt in 5 Columnen getheilet; die erſte auf der linken Hand enthält die 24 Stunden von einem Mittage bis zum andern, in der zweyten und dritten ſtehen die Knoten und Faden, welche das Schiff ſtündlich gelaufen iſt, den Stunden gegen über, in der vierten die Richtung, nach welcher das Schiff gehet, in den fünften die Winde, die Aenderung der Seegel, was für Verrichtungen auf dem Schiffe vorgenommen werden, und was der Officirer, der die Wache hat, ſonſten für werth hält, es aufzuzeichnen.

Denn

Wenn man pfleget das Schiffsvolk in zwo Hälften zu theilen, die man die Wachen der rechten und linken Seite nent, (*Starboard* und *larboard watches*) die Wechselsweise von vier zu vier Stunden die Wache auf dem Schiffe haben. In das Logbuch werden die Nachrichten eben nach der Eintheilung des Logbretes aufgezeichnet, und diejenigen, welche auf dem Schiffe Tageregister halten, schreiben sie davon ab, die nöthigen Folgerungen wegen des Ortes, wo sich das Schiff befindet, daraus zu machen. Die Bewegung des Schiffes aber, wird durch vielerley Ursachen gestöret; es wendet sich links und rechts um den Mittelpunct seiner Schwere, und lenket sich sowohl dadurch, als wegen der ungleichen Sorgfalt der Steuerleute von dem vorgesetzten Laufe ab, die Wellen stossen das Schiff vorwärts oder zurücke, und machen dadurch die Messung des Weges unrichtig, der Wind ist nicht immer von gleicher Stärke; man geräth in unbekante Ströhme, es entstehen plötzliche Stürme, alle diese Umstände machen die Stelle, die vermittelst der todten Rechnung bestimmt wird, zweifelhaft, daher suchen die Seeleute täglich die Breite, in der sie sind, durch Beobachtungen zu bestimmen; wenn sie nun mit denjenigen übereinkommt, welche die todte Rechnung giebt, so hat man Ursache, diese für richtig zu halten, sonst aber mus man die Rechnung der Länge verbessern; auf die beobachtete Breite verlässt man sich allemahl. Man sieht bey diesen

Ver-

Verbeſſerungen beſonders auf die Irrungen, die von Strömen können ſeyn verurſachet worden, die ganze Sache aber iſt ungewis, und nichts weiter, als eine Muthmaſſung.

Die Entfernung der Oerter zu ſchätzen, die man von einem Schiffe ſieht, dienen theils die gewöhnlichen Lehren der Feldmeskunſt, theils die Bewegung des Schalls, theils die Krümmung der Erde. Der Verfaſſer nimmt aus Erfahrungen an, daß ſich der Schall in 1 Secunde, 1142 Fus oder 380 Yards, folglich in einer Minute 22840 Yards oder ohngefehr 13 Landmeilen bewege, welches eine Meile in 4, 6 Sec. oder eine Leaugue in 14 Sec. beträgt. Nun verhalten ſich die Seemeilen zu Landmeilen beynahe wie 7: 6, alſo durchläuft der Schall eine Seeleaugue in 12 Sec. Geſunden Leuten aber ſchlägt der Puls an der Hand etwa 75 mahl in einer Minute; aus dieſen zuſammen genommen kan man alſo leichte befinden, wie weit ein Stücke entfernet iſt, wenn man die Pulsſchläge zwiſchen den Augenblicke zählet, da man das Feuer ſieht und den Schall höret. Wie die Krümmung der Erde dienen könne, die Weite eines Gegenſtandes zu finden, deſſen Höhe man weis, z. E. des Maſtbaumes und von einem Schiffe, iſt bekant.

Der Anhang von der Befeſtigungskunſt, lehret Werke anlegen, die einen Hafen gegen Angriffe von

Schiffen

Schiffen vertheidigen können, zu welcher Abſicht Begriffe von der Befeſtigungskunſt überhaupt mitgetheilet werden. Der Verfaſſer beſtätiget durch verſchiedene Exempel, daß Schiffe, die mit gutem Winde und gehöriger Fluth in einen Hafen einlaufen, von den Forts, die den Eingang des Hafens beſchützen ſollen, eben nicht ſoviel zu befürchten haben. Eine ſtärkere Hindernis iſt ein Baum, der aber ſchief über den Strohm geleget werden mus, damit die Schiffe nicht ſo leicht darauf anlaufen und ihn zerſprengen können. Der Verfaſſer handelt von der Anlegung eines ſolchen Baums ausführlich, und ſchlieſſt mit einigen merkwürdigen Erzählungen, wie Schiffe in befeſtigten Hafen angegriffen worden.

V.

Religio Philoſophi: Or, the Principles of Morality and Chriſtianity illuſtrated from a View of the Univerſe and of Man's Situation on it. By *William Hay* Eſq. the ſecond Edition London 1754. 8.

So viel Aufmerkſamkeit auch der bloſe Titel dieſes Buches ſchon erwecken kan, ſo wird ſie doch ohne Zweifel noch gröſſer werden, wenn man die übrigen Umſtände dazu ſetzt. Der Verfaſſer ſtehet in England in einer anſehnlichen weltlichen Bedienung: er iſt ſchon als ein vortreflicher Schriftſteller aus ſeinem ſo ſchön geſchriebenen Buche von der Häslichkeit bekant; er widmet dieſe Schrift dem Herrn Onslow, Sprecher in dem Hauſe der Gemeinen; er hat ſich ſorgfältig gehütet, ſo lange er an dieſem Werke gearbeitet hat, etwas neues von denen Sachen zu leſen, die der Gegenſtand ſeiner Betrachtung waren; ſein groſſer Endzweck iſt, die Religion auf einen feſten Grund zu ſetzen; er will nicht dem Anſehen und der Gewohnheit, ſondern der Natur und Vernunft folgen. Wir glauben daher, daß ein vollſtändiger Auszug aus dieſem Buche unſern Leſern nicht misfällig ſeyn werde. Das ganze Werk hängt genau zuſammen, und wir wollen uns hüten, daß wir nicht die Aufmerkſamkeit des Leſers durch

durch Anmerkungen und Widerlegungen zerſtreuen. Die Unwiſſenheit in dieſen beyden Stücken: wo und was der Menſch iſt? iſt allezeit die Quelle der gröſſten Irrthümer geweſen, und wird ſie auch noch ferner ſeyn. Wo iſt alſo der Menſch? Er iſt auf den dritten Planeten unſers Sonnenſyſtems geſetzt. Dieſer Planet iſt weder der gröſſte noch der kleinſte in dieſem Syſteme. Allein, gegen die unendlich groſſe Maſchine der Welt gehalten, iſt er nur ein kleines Rad davon. Der Menſch iſt ſein vornehmſter Bewohner, und gleichſam nur eine Gattung von einer unzähligen andern Art vernünftiger und verſtändiger Geſchöpfe. Wer hat ihn aber darauf geſetzt, und von wem hat er ſeine Exiſtenz? Man kan ſagen von den Aeltern. Allein man kömmt endlich auf Stammältern zurück, die ihr Daſeyn auf eine andere Art müſſen erhalten haben. Sie haben es ſich nicht ſelbſt gegeben. Die Erde hat es ihnen nicht geben können, denn dieſe hat das Vermögen nicht, neue Arten von Geſchöpfen hervorzubringen. Die erſten Aeltern müſſen alſo ihren Urſprung einem weiſen und verſtändigen Weſen zu danken haben. Auf dieſe Art ſind auch alle Dinge aus unſerer Erde entſtanden, unſere Erde ſelbſt, unſer Sonnenſyſtem, alle andere Syſteme, und das ganze Weltgebäude. Wenn aber dieſes Ganze ſeinen Anfang gehabt hat, wenn es ſein Ende haben wird, dieſes weis Gott allein. Er hat es nach ſeinem Gefallen erſchaffen, er kan es auch nach ſeinem Gefallen erhalten, zernichten, oder ver-

ändern. Die verschiedenen Flächen, die man an einem Sterne wahrgenommen hat, können uns auf die Gedanken bringen, daß Gott eine solche Veränderung wirklich vornimmt. Wird alles durch diese Veränderung vertilget, so wird sie von denen, die auf dem Planeten wohnen, für eine Zerstörung des Ganzen angesehen; und werden neue Einwohner auf denselben gesetzt, so ist diese Verneurung einer Schöpfung gleich. Dieses ist die Beantwortung der Frage: wo ist der Mensch? Allein man mus auch wissen, was er ist.

Er ist von der Art der Geschöpfe, die vor allen andern auf dieser Erde einen grossen Vorzug haben. Weil er gewisse Eindrücke empfindet, die doch nur auf seinen Körper gehen, weil er in andern solche Empfindungen gleichfalls verursachen kan, weil er seinen Körper beweget, so mus mit demselben ein Wesen vereiniget seyn, daß von seinem Körper unterschieden ist. Dieses Wesen nennet man den Geist, um es von der Materie zu unterscheiden, und den Geist, mit dem Körper eines Menschen vereiniget, die Seele dieses Menschen.

Wie die Seele in den Körper wirket, weis ich nicht. Daß sie es aber thut, weis ich gewis aus der Wirkung. Beyde, Seele und Körper, sind auf das allergenaueste verbunden. Die Seelen der Menschen und die Seelen der Thiere sind einander in vielen Stücken ähnlich. Allein jene sind von diesen auch ganz besonders unterschieden. Sie haben mehr Vernunft, ihre Leidenschaften zu bändigen,

die

die Folgen einer Handlung zuvor zu überſehen, und, wenn ſie geſchehen iſt, mit Zufriedenheit oder mit Unruhe darüber nachzudenken, vergangene Dinge mit den gegenwärtigen, und gegenwärtige mit den zukünftigen zu vergleichen. Die Seele des Menſchen iſt eines beſtändigen Wachsthums fähig. Die geringe Käntnis, die er ſich durch das Leſen durch den Umgang, durch Betrachtungen erworben hat, erwecket in ihm ſtets einen Durſt nach mehrern; ſein Geiz darnach iſt ohne Gränzen. „Er weis „nur wenig, und doch rühmt er ſich alles zu wiſ„ſen. Er iſt in dieſem Leben auf einen Punkt der „Zeit eingeſchränkt, und doch erſtrecken ſich ſeine „Blicke vorwärts und hinterwärts durch Millio„nen von Menſchenaltern, bis er ſich verlieret in „der Ewigkeit. Er iſt auf einen ſehr kleinen „Theil der Erde eingeſchränkt, und doch, indem „ſeine Füſſe auf derſelben ſtehen, durchreiſet ſeine „Seele die Sterne, durchgehet unendliche Räu„me von Welt zu Welt, bis er ſich endlich verlie„ret in der Unendlichkeit. Er rühmt ſich mit der „Natur und mit Gott bekant zu ſeyn, und fürch„tet die Gedanke der gänzlichen Vernichtung. „Und kan man ſich einbilden, daß Gott ein We„ſen zernichten wird, daß in ſeiner eignen Natur „unſterblich iſt, ein Weſen, in das er ſelbſt eine „ſo groſſe Leidenſchaft nach Unſterblichkeit gelegt „hat? Oder ſollte Gott nur den Menſchen mit ei„ner groſſen Fähigkeit, und mit einer lobenswür„digen Begierde, ihn und ſeine Werke zu betrach„ten, vergnügen und hintergehen wollen, ohne

„ihm Gelegenheit zu geben, sie zu sättigen? Höchst „unanständige Begriffe von der Gottheit! Aus „ihrer Gütigkeit allein, ohne einen andern „Grund, habe ich Ursache zu glauben, daß mei„ne Seele unsterblich ist“. Wegen dieses Geschenkes der Unsterblichkeit sollte der Mensch ohne Aufhören Lob und Dank opfern dem, der ihm dasselbe gegeben hat. Und dieses thun auch alle andere Bewohner nicht nur der Planeten unsers Systems, sondern auch der unzähligen andern Systeme. Aus allen Theilen des Ganzen steiget beständig ein einstimmiger Gesang des Lobes und des Dankes zu dem einzigen grossen Vater so vieler Geschöpfe empor. Dieses ist gleichsam eine allgemeine Religion, eine allgemeine Kirche, die durch ihre Hallelujahs, welche sie einem Herrn bringt, auf das genaueste vereiniget ist. Nichts kan unsere Liebe mehr erweitern, als dieser Gedanke. Dieser erhebt uns von der Erde in die Sterne, und zeiget uns alle sterbliche vernünftige Wesen, die in dem Ganzen zerstreuet sind, als unsere Nächsten. Eben auf diese Art hat Gott auch alle vernünftige Creaturen durch einerley Grundsätze der Moral vereiniget. Wir sollen alles das, was um uns ist, zu dem Endzwecke gebrauchen, wozu es bestimmt ist. Allein, Gott hat dem Menschen eine Freyheit gegeben, wodurch er diesen Grundsätzen zuwider handeln kan. Und daß es täglich geschiehet, ist ausser Zweifel, Gott ruft ihn deswegen durch Zeichen und Wunder durch Unterricht und Bestrafungen zu seiner Schuldigkeit zurück.

Dieses

Dieſes kan man die moraliſche Haushaltung Gottes nennen. Sie kan in einem jeden verſchieden ſeyn; auf dieſem alle Einwohner vertilgen und neue ſchaffen; auf jenem darf nur die Oberfläche verändert werden, um die Bewohner zu ſtrafen. Die Meinung von ſolchen Veränderungen ſtimmet mit der Vernunft und mit der Natur überein. Sie verbannet die Thorheit eines blinden Schickſals, welchem einige die Gewalt des Allmächtigen unterwerfen wollen: ſie verbannet den unanſtändigen Begrif von Gott, als wenn er die Seele der ganzen materiellen Welt, dieſe aber gleichſam ſein Körper wäre: ſie verbannet die Meinung der Epicurer, die alle göttliche Vorſehung läugnen; ſie erweitert unſere Begriffe von der göttlichen Macht, Weisheit und Gerechtigkeit; ſie beſtätiget das Anſehen der heiligen Schrift, in welcher die Veränderungen von unſerer Erde offenbaret ſind. Wird darinnen nicht von einen neuen Himmel und von einer neuen Erde geredet? Wird nicht geſagt, daß die Himmel veralten werden, wie ein Gewand, daß ſie werden verwandelt werden, wie ein Kleid? Haben wir nicht die Geſchichte einer ſolchen Veränderung auf unſerm Erdboden bey der Schöpfung und bey der Sündfluth? Und haben wir nicht die Weiſſagung von einer ſolchen zukünftigen Veränderung durch eine allgemeine Verbrennung? Schrift und Vernunft ſtimmen auf das genaueſte hier überein.

Wir haben oben geſagt, daß der Menſch oft den Grundſätzen der Moral zuwider handelt. Er

iſt dem Irrthume unterworfen, er wird ein Sclave ſeiner Leidenſchaften. Sollten wir glauben, daß Gott den Menſchen in einem ſo elenden Zuſtande laſſen ſollte? Iſt es nicht wahrſcheinlich, daß Gott gewiſſe Perſonen, mit höhern und ungewöhnlichen Gaben ausrüſten ſollte, und die gleichſam die Führer des ganzen übrigen menſchlichen Geſchlechts wären? Allein woran ſoll man dieſe Führer erkennen? Es iſt vielleicht der beſte Weg, ſie von andern zu unterſcheiden, wenn man auf ihren Character, auf ihre Lehren, und auf die Umſtände, die die Bekantmachung ihrer Lehren begleitet haben, genau aufmerkſam iſt. Sie müſſen verſtändige und gelehrte Leute ſeyn, deren einzige Abſicht die Ehre Gottes und die Wohlfarth der Menſchen iſt, ohne Rückſicht auf weltliche Gewalt, und Eigennuß. Ihre Lehre mus mit der Vernunft übereinkommen; ſie mus allgemein ſeyn und ſich auf das ganze Geſchlecht der Menſchen erſtrecken; ſie mus uns nähere Nachricht von dem Weſen und den Eigenſchaften Gottes geben; ſie mus uns mit uns ſelbſt bekant machen, ſie mus uns unſern Urſprung und unſere Abſicht zeigen, ſie mus uns unſere Pflichten gegen Gott, gegen uns ſelbſt, und gegen die andern Creaturen genauer beſtimmen. Das Andenken dieſer Lehre mus ſich ſo lange auf dieſer Erde erhalten, als das Geſchlecht Adams fortdauert. Welche Lehre hat nun dieſes Kennzeichen? Nicht die Lehre der heidniſchen Poeten und Weltweiſen. Auch nicht der gröſſte Theil von den Bewohnern unſerer Erde,

die

die den Götzen dienen. Es giebt drey Religionen, welche einen einzigen wahren Gott bekennen, die Jüdiſche, die Chriſtliche, die Mahometaniſche. Wer aber war der Urheber dieſer letztern? Wer war Mahometh? Ein Betrüger, der ſeine Anhänger durch liſtige Ränke hintergieng, und durch dieſe Mittel ſich ſelbſt zu einer weltlichen Macht und Gröſſe erhob. Die Methode, ſeine Religion fortzupflanzen, iſt das Schwerd, nicht vernünftige Vorſtellung, ſie iſt Sieg, und nicht Ueberzeugung. Seine Belohnungen der Ewigkeit verachtet ſchon hier ein vernünftiger Menſch; wie ſollte ſich eine von dem Körper befreyte Seele daran vergnügen können? Endlich wird dieſe Religion durch die Wallfahrt nach Mecca nicht allgemein, ſondern nur einem beſondern Orte eigen.

Die jüdiſche Religion iſt gleichſam der Stamm, auf welchem die chriſtliche Religion eingepfropfet iſt. Juden und Chriſten mus alſo die Frage: iſt ihr Urſprung göttlich? von der gröſſten Wichtigkeit ſeyn. Sie iſt in den Schriften Moſis enthalten. Wir wollen alſo ihren Urheber, ſeine Schriften, und ihre Bekantmachung betrachten. Moſes war an dem Hofe des Pharao erzogen. Er wollte aber lieber mit dem Volke Gottes alles Elend ertragen, als ein Sohn der Tochter des Pharao ſeyn. Gott beruſte ihn wunderbar zum Befreyer ſeiner Landsleute, und er bewies ſich dabey als den weiſeſten Geſetzgeber, den redlichſten Richter, und das erhabenſte Exempel von Gottesfurcht und Tugend. Seine Schriften ſind philo-

sophisch, historisch, prophetisch; sie betreffen die Moral, die Politik und Religion. Zu der Philosophie gehöret die Beschreibung von der Schöpfung des ganzen Weltgebäudes, von der Bildung der Oberfläche unserer Erde, von dem Ursprunge der Menschen und aller Creaturen auf derselben. Als ein Geschichtschreiber verdienet er unsere grösste Bewunderung. Er ist der einzige, der uns von den Begebenheiten, die sich in 25 Jahrhunderten zugetragen haben, Nachricht giebt. Die Wahl unter so vielen Begebenheiten, die Art mit der er sie erzählet, lassen uns keine Gelegenheit übrig, an seiner Glaubwürdigkeit zu zweifeln. Seine Nachrichten stimmen mit demjenigen überein, was die ältesten Völker von der Sündfluth erzählet haben. Der stärkste Beweis von der Wahrheit der mosaischen Geschichte ist das jüdische Volk. Dieses waren Augenzeugen von dem, was in Aegypten und in der Wüsten geschehen war, und auch jetzt noch stehen die Bücher Mosis seit noch mehr als 3000 Jahren in dem grössten Ansehen bey ihnen.

Seine Prophezeyungen betreffen entweder das ganze menschliche Geschlecht, oder die Juden alleine. Zu der ersten gehöret die Weissagung von dem Weibessaamen, und von dem Seegen der Nationen, in dem Saamen Abrahams, Isaacs und Jacobs. Zu dem andern aber die Verheissung Gottes, daß er dem jüdischen Volke das Land Canaan geben, und sie zu einem grossen Volke machen wollte. Diese Verheissung geschahe vor mehr

als 450 Jahren, ehe Moſes ſeine Brüder an die Gränzen dieſes Landes brachte, unter der Regierung Davids und Salomons aber kamen ſie zu einer groſſen Macht.

Der moraliſche Theil der moſaiſchen Schriften iſt in den zehn Gebоten enthalten. „Dieſe Gebоte ſind ſo kurz, daß ſie ein jeder in das Gedächtnis faſſen kan; ſo klar, daß ſich niemand „irren wird, ſo vortreflich, daß ſie ein jeder billigen mus: ſie ſind würdig, daß ſie der Finger „Gottes geſchrieben, und in das Herz der Menſchen eingegraben hat.“ Der politiſche Theil enthält die Geſetze von der weltlichen Regierung der Juden. Sie ſind ein niemals betrügender Beweis von der Weisheit des Geſetzgebers. Sie machen das vollkommenſte Syſtem einer menſchlichen Policey aus, und die Juden haben unter denſelben, ihre Gefangenſchaft ausgenommen, von den Zeiten Moſis an bis zu der Zerſtörung Jeruſalems länger gelebt, als die Spartaner unter den Geſetzen des Lykurgus. In demjenigen Theile der moſaiſchen Schriften, die die Religion betreffen, findet man eine allgemeine Geſchichte der Religion von Adam bis auf die Zeiten Moſes. Die Vernunft, bereichert mit einigen mündlichen Nachrichten von Gott und von der Schöpfung, war die einzige Führerin der erſten Menſchen von Adam bis auf den Noah. Nach dem Tode des Noah überſchwemmte eine andere Sündfluth von Gottloſigkeit die Menſchen. Gott erwählte den Abraham, und bezeichnete ihn und ſeine Nachkommen

als

als Leute, die die Ehre seines Namens und seiner Verehrung erhalten sollten. Die Abgötterey nahm überhand, so, daß Aaron selbst den Juden in der Wüsten ein goldenes Kalb machen musste. Es gefiel deswegen Gott, der Vernunft durch ein geschriebenes Gesetz zu Hülfe zu kommen. Er schrieb ihr selbst die Art und Weise vor, wie sie ihn verehren sollte. Allein eben diese Verehrung verhinderten die jüdische Religion, daß sie nicht allgemein werden konte. Dieses bezeuget selbst Moses in seinen Schriften. Endlich wurde auch die Lehre Mosis durch Wunder bekant gemacht, und auf viele Prophezeyungen folgte die Erfüllung; eine gewisse Versicherung, daß auch die übrigen noch werden erfüllet werden. Die wichtigsten Weissagungen in den Schriften Mosis betreffen ohne Zweifel den Messias, den Weibessaamen, den Saamen Abrahams, in dem alle Geschlechter der Erden sollten geseegnet werden. Diese Titel führte JEsus von Nazareth. Er musste äusserliche Kennzeichen an sich haben, diesen Titel zu behaupten; und diese hatte er. Er musste ihn aber auch durch sein Leben und seine Lehre behaupten. Von seinem Leben haben wir die sichersten und untrüglichsten Nachrichten, die man nur von einer geschehenen Sache haben kan. In diesen werden wir oft auf dasjenige gewiesen, was von dem Messia vorhergesagt war. Verlanget man noch mehr Beweise, daß er wahrhaftig der Messias sey, so dürfen wir uns nur auf seinen Character, auf sein Leben, auf seine Wunder, auf seine Weissagun-

ſagungen, und auf ſeine Lehre berufen. Er war ſelbſt das vollkommenſte Muſter von allen denen Tugenden, die er ſeinen Nachfolgern anbefahl. Sein Leben war ein Schauplatz von lobenswürdigen und zum Heil der Menſchen gereichenden Handlungen. Seine Wunder bewieſen theils die Wahrheit ſeiner Sendung und ſeiner Lehre, theils zeigten ſie auch der Welt, daß er mehr als ein Menſch wäre, und daß ſeine Macht alle menſchliche Macht weit überſtiege. Seine Weiſſagungen gehen auf ihn ſelbſt, auf ſeine Jünger, auf die Juden, auf die Chriſten, und endlich auf das menſchliche Geſchlecht überhaupt. Alle dieſe Weiſſagungen ſind höchſt merkwürdig. Ein groſſer Theil iſt auf das pünctlichſte erfüllet worden; haben wir wohl Urſache, an der zukünftigen Erfüllung der noch übrigen zu zweifeln? Seine Lehre enthält Pflichten des Willens und des Verſtandes. Er war der groſſe Prophet, der den Menſchen den Willen Gottes, ſowohl in Abſicht auf Gott, als auch auf die Menſchen, kund thun ſollte. Seine Lehren, wie wir unſer Leben einrichten ſollen, machen auch in der That das vollkommenſte Syſtem der Sittenlehre aus. Es verdient von allen angenommen und ausgeübt zu werden. Dieſe Religion war nicht der jüdiſchen gleich, die mit Ceremonien und äuſſerlichen Gebräuchen ſo beſchweret war. Sie verlanget nur eine Rechtſchaffenheit des Gemüths, und eine vernünftige Anwendung der Seelenkräfte. Zwey Stücke befiehlt ſie uns, um der Welt zu zeigen, daß wir ihre

Beken-

Bekenner ſind, nämlich die beyden Sacrament. Was verlanget aber dieſe Religion von uns, das wir glauben ſollen? „Einen Gott: daß dieſer „ſich unterſcheide als Vater, Sohn und heiliger „Geiſt: daß der Sohn an ſich genommen, oder „mit ſich vereiniget habe, JEſum aus dem Hauſe „Davids, um ein ewiger Regent zu ſeyn über „das ganze menſchliche Geſchlecht: daß JEſus, „nachdem er die Menſchen unterrichtet hatte, und „für ſie geſtorben war, nunmehro in einem Stande der Herrlichkeit für dieſelben bey Gott bete: daß er in Zukunft nochmals kommen werde, ihr Richter zu ſeyn, und alle Gerechten von „dem Geſchlechte Adams mit ſich in die Wohnungen einer immerwährenden Seligkeit zu führen". Dieſes iſt gleichſam das weſentliche des chriſtlichen Glaubens. Seine verſchiedenen Artikel liegen in der heiligen Schrift zerſtreuet. Sie ſind geſammlet und in verſchiedene Glaubensbekäntniſſe gebracht worden zum Gebrauch derer, die ſie nicht ſelbſt aus der heiligen Schrift hätten ſammlen können. Sie ſind von Menſchen, haben alſo auch nur menſchliches Anſehen, und die Schrift bleibt die einzige Regel unſers Glaubens. Sie können vorgeleget aber nicht aufgedrungen werden. Ein ieder mus für ſich ſelbſt denken. Hat er von den Geheimniſſen der chriſtlichen Religion eine Meinung, die von den gewöhnlichen unterſchieden iſt, ſo thut er nichts mehr, als was vor ihm ſchon verſchiedene Päbſte, Zuſammenkünfte und Concilien gethan haben. Wir müſſen gegen ihn voller

Liebe

Liebe seyn, nicht dictatorisch entscheiden, was die Schrift nicht entschieden hat. Alle aber müssen darinnen übereinstimmen, daß die heiligen Bücher nichts enthalten, was der Vernunft widerstreitet, obgleich einige Dinge in ihnen unsere Begriffe übersteigen. Die Wahrheiten, die die christliche Religion von allen andern unterscheiden, und die wir alleine der Offenbarung zu danken haben, betreffen 1) die Gottheit, 2) die Vereinigung Christi mit der Gottheit, 3) die Auferstehung und das Gerichte, das vor einem zukünftigen Zustande vorhergehen wird. Was das erste anbelanget, so hat es Gott gefallen uns zu offenbaren, daß drey Personen in der Gottheit sind, nicht etwa nur drey Qualitäten oder Eigenschaften; denn die verschiedenen Handlungen und Wirkungen, die ihnen zugeschrieben werden, erfordern auch verschiedene Personen. Sie sind von gleichem Wesen und Eigenschaften, aber unterschieden dem Verstande und den Wirkungen nach. Der Vater ist selbstständig, der Höchste, der Urheber aller Wesen, die Quelle aller Macht, und in dem erhabensten Verstande Gott. Der Sohn ist abgeleitet (oder gezeuget) von dem Vater alleine, und weil er sein Wesen von ihm hat, so ist er also nicht ursprünglich Gott, sondern Gott vom Gott. Er ist ewig, aber nicht in der strengsten Bedeutung wie der Vater, denn von dem Vater erhielt er erst sein Daseyn. Er ist gezeuget und nicht geschaffen, das ist, er hat eben das Wesen, das der Vater hat. Allein der Vater ist doch gröſſer als

der

der Sohn. Dieſes ſaget ausdrücklich die heilige Schrift. Wenn man dahero ſaget, daß der Sohn dem Vater gleich ſey, ſo mus dieſes nur von dem göttlichen Weſen, nicht aber von dem Anſehen verſtanden werden, denn der Sohn thut in allen Dingen nur den Willen des Vaters. Nicht mein Wille, ſagt er, ſondern dein Wille geſchehe. Die dritte Perſon, die im Anfang ſchon war, iſt der heilige Geiſt, der durch die Propheten und durch die Apoſtel redete, durch welchen JEſus empfangen war, der Tröſter vom Vater und Sohne geſandt, um die Welt tugendhaft und heilig zu machen, der die Menſchen in alle Wahrheit leiten will. Dieſe Lehre von den drey Perſonen in der Gottheit verdienet unſere ganze Bewunderung. Wir können uns die Gottheit beſſer vor der Erſchaffung des ganzen Weltgebäudes vorſtellen. Die göttliche Regierung der Welt wird uns ſichtbarer. Allein es bleiben zwo Schwierigkeiten übrig. Die erſte iſt: wie kan dieſe Dreyeinigkeit mit der Einigkeit beſtehen? die andere: wie ſtimmet ſie mit der Ewigkeit des Sohnes und des heiligen Geiſtes überein? Die erſte Frage beantwortet der Verfaſſer dadurch, daß die göttliche Natur uns unbegreiflich iſt. Die Einigkeit beſtehet in dem Weſen und Willen. Auf die andere Frage ſaget das Athanaſianiſche Glaubensbekäntnis, daß keine Perſon in der Gottheit eher oder ſpäter wäre, ſondern daß ſie alle gleich ewig wären. Der Verfaſſer getrauet ſich dieſes kaum zu behaupten. Doch ſetzt er hinzu, daß wir dieſen

Punkt

Punkt in unſerm gegenwärtigen Leben nicht begreifen können, die Vereinigung JEſus mit der Gottheit, der Gottmenſch, der Chriſtus iſt eben ein ſo unausſprechliches Geheimnis, als die Dreyeinigkeit. Der Menſch kan viel davon reden und ſchreiben, allein ſie niemals erklären. Der Glaube an eine Auferſtehung des Leibes iſt ebenfalls ein Grundartikel, wodurch ſich die chriſtliche Religion von andern unterſcheidet. Dieſer Glaube betrift theils die Auferſtehung Chriſti, die ſchon geſchehen iſt, theils die Auferſtehung aller Menſchen, die noch geſchehen wird. Die Auferſtehung Chriſti iſt ein Factum, und niemals hat ein Factum mehr Beweis für ſich gehabt, als dieſes. Die Gewisheit der Auferſtehung Chriſti kan uns auch von der Gewisheit unſerer Auferſtehung verſichern; denn jene iſt gleichſam das Vorſpiel von dieſer. Der Verfaſſer beſchreibt das, was vor derſelben vorhergehen wird, und das, was darauf folgen ſoll, nämlich eine ewige Seligkeit oder Unſeligkeit, ſehr erhaben. Dieſes iſt der Plan der chriſtlichen Religion, den der Verfaſſer hat entwerfen wollen. Allein, wie ſehr iſt nicht dieſe beſte Religion verderbet worden? Die Religion, welche Freyheit iſt, iſt Knechtſchaft worden, welche zum Heil der Menſchen gereichet, hat Verwüſtung angerichtet. Die Schreibart des Verfaſſers wird ſtärker und heftiger, da er von den Streitigkeiten der Geiſtlichen anfängt, die über verſchiedene Punkte geführet worden ſind. Er erwähnet der Taufe und des heiligen Abendmals. Chriſtus hat keine Form

des öffentlichen Gottesdienſtes, oder der Regierung in der Kirche vorgeſchrieben. Allein was für Streitigkeiten über den Ort, über die Zeit, über die Art und Weiſe des öffentlichen Gottesdienſtes, was für Krieg wegen der Regierung der Kirche! Der Verfaſſer führet noch mehrere Beyſpiele an, wodurch die Religion ſo viel gelitten hat. Allein alles dieſes gehet auf die Zeiten der Unwiſſenheit und des Aberglaubens. Er iſt vielmehr mit dem itzigen Zeitalter ſeines Vaterlandes ſehr wohl zufrieden. Die jetzige Engliſche Geiſtlichkeit erhält von ihm den gröſſten Lobſpruch. Sie ſtreitet nicht nur wider die verachtungswürdigſte und unwiſſendſte Art von Leuten, wider die Atheiſten, ſondern auch wider die, die zwar einen Gott glauben, allein an der Wahrheit der Offenbarung zweifeln, wider die Deiſten, mit dem glücklichſten Erfolge. Die wahre Urſache iſt, weil ſie ſich auf Vernunft und Schrift, nicht aber auf Anſehen und Traditionen beruffet, weil ſie ſich, durch ſich ſelbſt, nicht aber durch Hülfe des Staats, vertheidiget, weil ſie ſich auf Beweiſe und Ueberzeugung, und nicht auf Macht und Verfolgung verläſſt.

Wir haben geglaubt, daß wir den Leſer einen ſehr vollſtändigen Auszug von dieſem Buche ſchuldig wären. Es iſt wahr, man findet in demſelben verſchiedene in Deutſchland noch ungewöhnliche Meinungen, wozu wir beſonders die Auslegung der Schöpfungsgeſchichte rechnen. Der Verfaſſer giebt ſich alle Mühe, dieſe Geſchichte nur von einer Veränderung oder Vernauerung unſerer Erde

zu

zu erklären, und durch verschiedene Gründe zu unterstützen. Auch seine Lehre von der Dreyeinigkeit, und sein Tadel der alten Glaubensbekäntnisse ist ohne Zweifel ungegründet. Allein dürfen wir uns wohl darüber so sehr verwundern, da oft genug die Geistlichen selbst in England in diesen Puncten ihre verschiedenen Meinungen ohne Zurückhalten an den Tag legen? Die Sorgfalt, mit der unser Verfasser, als ein vernünftiger Christ, die Religion untersuchet hat, mus eine Hochachtung gegen ihn in uns erwecken. Seine freymüthige Redlichkeit, womit er diese Untersuchungen niedergeschrieben hat, verlanget zur Belohnung nichts, als daß er mit eben dieser Redlichkeit möge gelesen werden. Dieses Verlangen ist billig. Wir wünschen ihm nur Leser von dieser Beschaffenheit.

VI.

Nachricht von den Lebensumſtänden und Schriften der Frau Eliſabeth Rowe.

Wenn jemals ein Frauenzimmer gelebt hat, das die Verehrung und Bewunderung aller Weiſen und Tugendhaften verdient: ſo iſt es Frau Eliſabeth Rowe. Sie war zu Ilcheſter in der Grafſchaft Somerſet den 11. September 1674. gebohren, und die älteſte unter drey Töchtern würdiger und gottſeliger Aeltern, des Herrn Walter Singers und der Frau Eliſabeth Portnell. Herr Singer verlies, nach dem Tode ſeiner Gattin, Ilcheſter, und begab ſich in die Nachbarſchaft von Frome, wo er von allen, die ihn kanten, ungemein hochgeachtet wurde. Sein Leben war ein Zuſammenhang edler und tugendhafter Handlungen, und die heilige Ruhe und Unerſchrockenheit der Seele, die er bey ſeinem Tode verrieth, waren für alle, welche um ihn waren, ſo rührend und ſo erbaulich, daß ſo gar eine dabey gegenwärtige Perſon, die um den elenden Ruhm buhlte, ein Freydenker zu ſeyn, zu dem Geſtändnis gebracht wurde, Herr Singer habe ihn faſt überredet, ein Chriſt zu werden.

Frau Rowe lies ſchon in den Jahren ihrer zarteſten Kindheit vieles an ſich wahrnehmen, das die auſſerordentlichen Vorzüge verſprach, die in ihrem

ihrem reifern Alter an ihr bewundert wurden. Herr Singer, der eben so viel Einsicht besas, als er väterliche Zuneigung für sie hatte, empfand ein unbeschreibliches Vergnügen, an den frühen Merkmalen der grossen und edlen Seele seiner geliebtesten Tochter. Sie durfte zu Gott sagen:*) Frühe in meiner Kindheit hob ich meine Hände auf zu dir, und bald habe ich den Gott meiner Väter kennen und bekennen gelernt.

Sie hatte eine besondere Neigung zum Zeichnen. Ihr Vater lies sie darinnen unterrichten, und sie fand bis an ihr Ende, immer Vergnügen daran. Sie liebte auch die Musik, und vorzüglich ernste und feyerliche Melodien. Aber der Trieb zur Dichtkunst war in ihr stärker, als alle andere. Alles, was sie schrieb, auch ihre Prose, hatte das Feuer und die Stärke der Poesie. Ein jeder freundschaftlicher Brief von ihr verrieth die Poetin.

Im Jahr 1699. im 22sten ihres Alters, erschien, auf Verlangen zweer Freundinnen von ihr, eine Sammlung ihrer Gedichte bey verschiedenen Gelegenheiten. Von dieser Zeit an bekam sie ihren poetischen Namen, Philomele. Man glaubt, dieser Name sey eine Anspielung auf den Character ihrer Gedichte, die eben so reizend und melodisch sind, als die Lieder der Nachtigall, wenn sie den Hayn mit ihren melancholischen Klagen füllt.

*) In ihren andächtigen Uebungen.

Die französische und die italiänische Sprache erlernte sie vom Herrn Thynne, einem Sohn des Lord Viscount Weymouth, auf dessen Tod sie ein Gedicht verfertigt hat. Sie hatte seinen Unterricht nur wenige Monathe genossen, als sie schon des Tasso befreytes Jerusalem lesen konte. Der Beyfall, welchen sie diesem Gedicht geschenkt, ist daraus zu erkennen, daß sie sich mit der Uebersetzung vieler Stellen aus demselben beschäftigt hat, worunter die Geschichte der Erminia aus dem siebenten Buche den Vorzug verdient.

Unter den französischen Büchern scheinen Pascals Gedanken ihr besonders gefallen zu haben. In den Briefen an die Gräfin von Hertford führt sie sehr lange Stellen daraus an, und sie spricht niemals anders als mit Entzücken davon. In eben diesen Briefen hat sie auch einer Schrift der Marquisin von Lambert und der Predigten Saurins mit vielen Lobeserhebungen erwähnt.

Ihre Verdienste, und die Reizungen ihrer Person und ihres Umgangs gewannen ihr viele Verehrer, unter welchen auch der berühmte Dichter Prior sich befand. Gern hätte er die Freuden und die Sorgen dieses Lebens mit ihr getheilt; aber dieses Glück war dem Herrn Thomas Rowe vorbehalten.

Herr Rowe war der Sohn eines gelehrten und geschickten Predigers, Benoni Rowe, und zu London im Jahr 1687. gebohren. Er hatte es in den Wissenschaften, und besonders in der Geschichte

ſchichte ſehr weit gebracht. Er hat das Leben acht verſchiedener berühmter Perſonen des Alterthums beſchrieben, von welchen Plutarch keine Lebensgeſchichte aufgezeichnet hat, und die als eine Fortſetzung dieſes Schriftſtellers angeſehen werden können. Der Abt Bellenger hat dieſes Werk des Herrn Rowe ins Franzöſiſche überſetzt. Herr Rowe war auſſerdem nicht nur ein Kenner guter Gedichte, ſondern er beſas auch ſelbſt in der Dichtkunſt keine gemeine Stärke.

Im Jahr 1709. kam er nach Bath, wo er durch Vermittelung eines Bekanten, in die Geſellſchaft der Tochter des Herrn Singers kam, welche ſich nicht weit von dieſer Stadt aufhielt. Er hatte ſie bewundert, ehe er ſie kante; und er liebte ſie, nachdem er ſie geſehen hatte, bezaubert von ihrer Schönheit, Vernunft und Tugend. In einem poetiſchen Sendſchreiben, das er damals an einen ſeiner Freunde ſchrieb, drückt er ſich, voller Entzückung, von ihr unter andern ſo aus: „Die „lebhafteſte Blüthe der Jugend, ein unverwelkli„cher Reiz, und mehr, als Schönheit, lächelt auf „ihren Wangen. Wie geſchwind fühlt das un„terwürfige Herz ihre Gewalt. Jeder Blick, je„de Mine, jeder zauberiſcher Ton iſt uns ge„fährlich. Aber dieſe liebenswürdige Geſtalt „erregt keine verwerflichen Begierden. Sie rei„nigt die Glut, die ſie in uns entzündet, und „flöſſt uns Leidenſchaften ein, die ſo rein ſind, „wie ihre eigene Seele: ihre Seele, das edelſte „Werk des Himmels, beſtimmt, ein verderbtes

„Zeitalter zu beglücken, dem menschlichen Ge-
„schlecht beyzuspringen, und der unterdrückten
„Tugend wieder aufzuhelfen.“

Unter den Briefen der Frau Rowe finden sich einige, die sie an den Herrn Rowe ohne Zweifel damals geschrieben hat, da ihre Verheirathung mit ihm noch bevorstand. Hier ist einer:

„Ich müsste sehr eitel seyn, wenn ich glauben
„wollte, daß ich Ihnen etwas zu schreiben im
„Stande wäre, das Ihnen nur die Hälfte so viel
„Vergnügen machen könte, als mir Ihr Brief
„gemacht hat. Ob Sie mir gleich sehr oft Versiche-
„rungen von ihrer unveränderlichen Zuneigung
„gegeben haben: so höre ich doch Ihre zärtlichen
„Betheurungen allemal mit neuem Vergnügen.
„Ich lese Ihren Brief unzählichemal, und ich
„bin stolz darauf, daß ich das Herz eines Man-
„nes von Ihrem Verstand und Ihren Verdien-
„sten zu gewinnen gewusst habe. Es wird die
„Beschäftigung meines Lebens seyn, mir Ihre
„Achtung zu erhalten, und ich werde dieselbe für
„eine Belohnung ansehen, die aller meiner Sorg-
„falt werth ist. Ich habe grosse Ursache, über
„die Entfernung von Ihnen ungeduldiger zu seyn,
„als Sie, über die Abwesenheit von mir, seyn
„können. Ich hoffe ganz gewis, mit der näch-
„sten Post Nachricht von Ihnen zu erhalten;
„nichts als dieses kan mir, bey der Trennung von
„Ihnen, einige Freude machen. Ich bitte Sie,

„kom-

„kommen Sie ja, ſo bald als möglich, zu uns; bis „dahin leben Sie wohl. Die Wachſamkeit der „Engel beſchütze Sie!

Hier iſt noch ein anderer, der zwar kürzer iſt, aber vielleicht die Sprache einer ſtärkern Liebe redet:

„Ich wäre damit noch nicht befriedigt geweſen, „wenn ich mich Ihnen durch den Herrn — nur „hätte empfehlen laſſen. Dieſes kam mir ſo kalt„ſinnig, ſo förmlich vor, und es that der Zärt„lichkeit, die ich ausdrücken wollte, ſo wenig „Gnüge, daß ich mich entſchlos, Ihnen zu ſchrei„ben, und Ihnen meine ganze Seele zu ſenden; „aber die aufrichtige Zuneigung, die Freundſchaft „und die Hochachtung, welche ihre Verdienſte in „mir hervorgebracht haben, laſſen ſich durch keine „Worte beſchreiben. Unterdeſſen ſchmeichle ich „mir, daß Ihnen Ihr eignes Herz von demjeni„gen, was ich ſagen wollte, etwas vorſagen und „Sie benachrichtigen wird, mit wie vieler Unge„duld Sie erwartet werden von

Ihrer Philomele.

Die Verheirathung *) ſelbſt wurde im Jahr 1710. vollzogen. Sie hatten eine unausſprechliche

*) Herr Johann Ruſſel hat bey dieſer Gelegenheit folgendes Sinngedichte gefertigt:

In nuptias Thomae Rowe *&* Eliſabethae Singer.

Quid doctum par vſque tuum, ſocioſque labores
Fabrae

Zärtlichkeit für einander, und der Beſitz verminderte ihre Liebe nicht. Herr Rowe erkante es allemal für eine unſchätzbare Wohlthat der Vorſehung, daß er die liebenswürdigſte Perſon ihres Geſchlechts in ſeinen Armen ſah. Eine geraume Zeit nach ihrer Verheirathung ſchrieb er noch eine ſehr zärtliche Ode, unter dem Namen der Delia, an ſie, worinnen die ſtärkſten Empfindungen der ehelichen Liebe und Freundſchaft ausgedrückt ſind. Folgende Stelle aus dieſer Ode iſt vor allen andern merkwürdig, weil es dem Himmel gefallen hat, die darinnen enthaltenen Wünſche zu erfüllen:

„Lange mögen deine reizenden Schriften und „dein groſſes Beyſpiel dieſes Zeitalter beglücken! „Deine Seele verlaſſe erſt ſpät ihr reizendes Ge„fängnis, und erſt ſpät wandle du den dir wohl„bekanten Weg hinauf, die Gegenden des Lichts „mit einer neuen Zierde auszuſchmücken! Der „Himmel wird mir gewis dieſe Bitte nicht verſa„gen: Die ungewiſſe Zeit meines Lebens ſey kurz, „und lange vor der deinigen, komme meine „Stunde des Todes! Wann ſie dann kömmt; „ſo ſey du um mich, ſtehe mir bey, wenn ich da„hin.

Fabrae & Dacerii, Gallia vana, crepas?
Par maius gens Angla dedit, iuuenem atque puellam,
Quos hodie ſacro foedere iunxit amor.
Namque ea, quae noſtri Phoebo cecinere docente,
Explicuiſſe tuis gloria ſumma ſoret.

„hinsinke, und lehre mich wie ich sterben soll;
„verscheuche alle Kleinmüthigkeit von mir hinweg,
„lehre mich auf ein gelindes Urtheil hoffen, und
„mache mich auf die Freuden der Zukunft auf-
„merksam! Mit Augen voll Zähren werde ich
„dann noch deine Reizungen betrachten, und sier-
„bend dich noch in meine entkräfteten Arme fas-
„sen: und dann werde ich, sanft an deine Brust
„gelehnt, in die ewige Ruhe still hinüber schlum-
„mern. Ohne zu seufzen werde ich den Athem
„aufgeben, und ich werde vor den kalten Armen
„des Todes nicht erzittern. In meinem Antlitz,
„mit der Todesblässe überzogen, wird noch eine
„gefällige lächelnde Mine zurückbleiben, weil der
„Himmel und du zugegen bist. Wenn ich nun
„unsterbliche Kronen tragen, und unter den sel-
„gen Geistern Gott anbeten werde, dann werde
„ich alle Sorgen der Sterblichen vergessen. Nur
„meine Liebe zu dir wird niemals aufhören.
„Wenn Ungewitter drohen, will ich mich dir nä-
„hern, die Gefahr abwenden, und deiner Furcht
„zuvorkommen. Oft will ich mich unter die
„glänzende Schaar herabsteigender Engel mi-
„schen, und von dir erhabene Gesänge lernen;
„und wenn du einst dem unvermeidlichen Schick-
„sal dich unterwerfen musst: so will ich auf deine
„abscheidende Seele warten, und meine Schöne,
„voll Entzücken, auf den ersten Pfad jener seligen
„Gefilde führen. Dann werde ich, von dir gelei-
„tet, einen höhern Weg wandeln, und mich bis
„in die obersten Gegenden kühn hinaufschwin-
„gen

„gen. Dann werde ich in das weite mir vorher „unbekante Reich der Seligkeit und in die inner„sten Palläste des Himmels gelangen, und das „Anschauen eines gütigen Gottes genieſſen. Neue „Kräfte, neue Gaben werden meine Seele schmü„cken, und sie wird faſt so erhöht und verfeinert „seyn, wie die deinige. Meine Liebe wird mit „meiner Stärke zunehmen; wir werden Gott ein „harmonisches Opfer bringen (denn von dir unter„richtet werde auch ich singen) und die ganze Un„endlichkeit hindurch werden wir den Urheber un„serer Liebe ehren und loben.

Herr Rowe hatte keine starke Leibesbeschaffenheit, und vielleicht rührte der üble Zustand seiner Gesundheit, von seinem unermüdeten Fleiſſe und ununterbrochenen Studieren her. Zu Ende des Jahrs 1714. nahm seine Schwachheit zu; und er starb an einer Auszehrung, den 13. May 1715. da er gerade 28 Jahr alt war. Den Schmerz der Frau Rowe über seinen Tod, kan nur die Elegie ausdrücken, die sie auf diese traurige Begebenheit verfertigt hat, und die wir unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen:

„In welcher zärtlichen Sprache soll ich meine „Gedanken ausdrücken, wenn ich von dir rede, „mein geliebtester Alexis? Ihr Musen, ihr „Gratien, und du holdes Gefolge weinender Lie„besgötter, steht meinem tiefsinnigen Gesange „bey. Allein warum will ich eure rührende Kunst

„anru-

„anrufen? Ich darf nur das ſagen, was mein „Herz mir gebietet, und alle diejenigen, welche „den liebenswürdigſten Mann gekant haben, „werden ihre freundſchaftlichen Klagen und ihre „tugendhaften Thränen mit den meinigen verei„nen: denn alle, die ſeine Verdienſte gekant „haben, müſſen geſtehen, daß man den Jammer „über ſeinen Verluſt nicht übertreiben kan.

„Seine vortrefliche Seele war zu jeder edel„müthigen und ruhmvollen Handlung bereit, und „ſie war von Eitelkeit und Verſtellung unbefleckt. „Es entſtand in ihm keine Gedanke, die er „nicht dem Himmel und der Erde frey hätte ent„decken dürfen. Von ihm ausgeübt, wurde je„de Tugend liebenswürdiger nnd gewann einen „höhern Glanz. Er beſas alle edle Geſinnungen, „die einen aufrichtigen, thätigen und beſtändigen „Freund empfehlen können — Aber ach! ein „theurerer Name, ein zärtlicheres Band fordern „von mir unendlichen Jammer! In Verzweif„lung geſtürzt, ſinnlos und auſſer mich ſelbſt ge„bracht, beweine ich den Liebhaber und den zärtli„chen Ehemann. Alles, was man nur ungemei„nen Verdienſten ſchuldig iſt, alles, was die „ſtärkſte Zärtlichkeit uns empfinden laſſen kan, „empfand ich für dich, geliebteſter Freund. „Meine Freude, meine Sorge, mein Gebet ſelbſt „war dein, und nur dann war meine Tugend „vollkommen, wenn ſie auf dich ſich bezog. „Wenn ich für deine Glückſeligkeit betete: ſo ſagte

„ich

„ich nichts mattes, nichts gewöhnliches. Meine „brünstigsten Wünsche schickte ich deinetwegen zum „Himmel, und immer war die Liebe mit meiner „Frömmigkeit vermischt.

„O du warst mein einziger Ruhm, mein einziger „Stolz, mein beständiger Führer auf den unge„wissen Wegen des Lebens. Unbekümmert um „den Beyfall der Welt hatte ich nur den rühmli„chen Ehrgeiz, den deinigen zu erhalten.

„Warum hat mein Herz sich an diese zärtliche „Verbindung gewöhnt? Oder warum hat der „Himmel dieses Band so bald aufgelöset? War„um war mein liebenswürdiger Freund geschaffen, „mich zu rühren? Oder warum war meine ganze „Seele zur Liebe gebildet? Aber umsonst hätte „die Tugend sich zu vertheidigen gesucht, da er „ihr so viele Verdienste, so eine einnehmende Be„redsamkeit entgegen stellte. Denn was er sag„te — entzückte jeden, der ihn hörte, und es „war Wonne und Harmonie für jedes Ohr! „Ewige Musik wohnte auf seiner Zunge, sanft „und einnehmend, wie der Gesang der Muse. „Wenn ich ihm zuhörte, entschliefen alle meine „Sorgen, und Liebe und stilles Entzücken füllten „meine Brust. Unvermerkt entflohen uns unsere „frohen Augenblicke und unsre Zeit wurde nur „nach unsern Vergnügungen abgemessen. Im„mer höre ich noch die geliebten schmelzenden Ac„cente, immer fühle ich noch die angenehme zärt„liche

„liche Entzückung. Noch einmal ſehe ich in ihm „lebhafte Leidenſchaften entſtehen, und Leben und „Freude in ſeinen Augen glänzen. Meine Phan„taſie ſtellt ſich ihn mit jeder Anmuth vor; aber „ach der angenehme Betrug ſpottet meiner zärt„lichen Umarmung. Das lächelnde Geſicht eilt „auf geſchwinden Fittigen davon, nnd Scenen voll „Entſetzen ſind vor meinen Augen. Schmerz „und Verzweiflung umgeben mich, mit allem, „was ſie Schreckliches haben. Ein ſterbender „Liebhaber liegt vor mir, bleich, entſeelt und mit „dem Tode ringend. Ich ſehe jeden ſchrecklichen „Zufall vor Augen, und immer erneuert ſich vor „mir das ganze traurige Bild. Ich fühle ſeine „Angſt mit der lebhafteſten Empfindung, und „noch immer höre ich dieſe klägliche, dieſe rüh„rende Rede:

„Meine theureſte Gattin! meine letzte, meine „zärtlichſte Sorge! der Himmel hört gewis das „Gebet eines Sterbenden für dich: Die göttliche „Vorſicht ſey ſtets deine Beſchützerin und Ver„theidigerin, wenn ich nun dahin ſeyn werde! Un„zählige Seligkeiten müſſen dein Haupt krönen, „wenn ich erkaltet und unter der Zahl der Todeu „bin. Denke an deine Gelübde, ſey gegen mein „Andenken gerecht, ich vertraue dir meinen künfti„gen Ruhm und meine Ehre. Ich bin nunmehro „von allen Verbindungen mit der Welt frey, auf„ſer von denjenigen, welche meine zaudernde „Seele mit dir unterhält. Wie ſehr ich dich

„liebe,

„liebe, kan dir dein blutendes Herz ſagen, wel-
„ches, gleich dem meinigen, die Schmerzen un-
„ſrer Trennung fühlt. Aber eile, mich in jenen
„glückſeligen Gefilden wieder zu finden, wo un-
„ausſprechliche Liebe in ewigen Triumphen
„herrſcht.

„Er ſchwieg; denn gab er ſtill ſeinen Geiſt
„auf, und dem Tode fiel ein blühendes Opfer.
„Aber ach! welche Worte welche Zahlen können
„die Gröſſe meiner Betrübnis ausdrücken, wel-
„che Gedanken können ſie faſſen! Warum riſſt
„ihr mich weg von ſeinem entſeelten Leichnam?
„Ich würde neben ihm ſtehen geblieben ſeyn, und
„mein Leben dahin geweint haben. Doch, ge-
„liebteſter Schatten, in welchen ſeligen Thälern,
„in welchen ewiggrünenden Hainen du nun auch
„wandelſt, höre einen Augenblick auf mein Kla-
„gen, und nimm das zärtlichſte Gelübd, das ei-
„ne beſtändige Liebe dir bringen kan:

„Um deinetwillen entſage ich allen Gedanken
„der Freude; um dich ſollen meine Zähren un-
„aufhörlich flieſſen; um deinetwillen entferne ich
„mich von der Welt, um in einſamen ſtillen
„Schatten meine hoffnungsloſe Liebe zu nähren.
„In meiner Bruſt wird dein ganzes Bildnis in
„dem genaueſten Abdruck zurückbleiben, und da
„du mein treues Herz die reinſte, die edelſte, die
„vollkommenſte Liebe gelehrt haſt: ſo will ich die-
„ſe heilige Leidenſchaft auch nur auf dich einſchrän-
„ken,

„ken, und meine unverletzte Treue iſt auf ewig „dein.

Frau Rowe iſt dem Verſprechen, das die lezten Zeilen dieſes vortreflichen Gedichts enthalten, auf das genaueſte nachgekommen. Man findet unter ihren Gedichten noch eins auf die Zurückkunft des Tags ſeines Todes. In ihren Briefen hat ſie die fortdauernde Betrübnis über ſeinen Verluſt ſehr oft zu erkennen gegeben. Da ſie in einem Schreiben an die Gräfin von Hertford in einem ſehr ernſthaften Ton geſprochen hatte; ſo fährt ſie fort: „Ich befürchte, daß dieſe ernſthafte Schreibart Ihrem Geſchmack nicht angenehm ſeyn wird, und „Sie werden dieſelbe für die traurige Wirkung „meiner ſchwermüthigen Betrachtungen anſehen. „Allein, es wird mir ewig unmöglich ſeyn, froh „und heiter zu werden, woferne ich nicht den Herrn „Rowe vergeſſen lerne; und ich werde eher mich „und die ganze Welt vergeſſen. . . „ Noch kurz vor ihrem Tode vergas ſie Thränen, da der Name des Herrn Rowe genent wurde. Auch in den lezten Augenblicken ihres Lebens war ihr ſein Andenken heilig, und ſie bezeigte allemal eine beſondere Achtung für ſeine Anverwandten.

Sie hielt ſich blos aus Gefälligkeit gegen den Herrn Rowe, den Winter über, zu London auf. Nach ſeinem Tode begab ſie ſich nach Frome in der Grafſchaft Somerſet, an welchen Ort der gröſſte Theil ihrer Güter gränzte. Hier widmete ſie ſich ganz der Einſamkeit, zu der ſie eine unbezwingliche Neigung hatte. Bey dem Abſchied aus London faſſte ſie den Entſchluß, ihren ſtillen ein-

samen Aufenthalt niemals wieder zu verlassen, und nur in einigen wenigen Gelegenheiten hielt sie es für ihre Pflicht, von diesem Entschlus abzugehen. Auf inständiges Bitten der Frau Thynne, brachte sie mit derselben, nach dem Tode ihrer Tochter, der Lady Brooke, einige Monate zu London zu; und, nach dem Absterben der Frau Thynne selbst, konte sie dem Befehl der Gräfin von Hertford nicht widerstehen, welche verlangte, einige Zeit mit ihr zu Marlborough zuzubringen, und, durch ihre Freundschaft und ihren Umgang, die Betrübnis zu lindern, worein der Verlust einer so vortreflichen Mutter sie versetzt hatte. Ausserdem hat die Frau Rowe sich noch einigemal, wenige Monate, auf den Landgüthern dieser Dame aufhalten müssen. Aber auch bey diesen Veranlassungen verlies sie ihre einsame Wohnung ungern, und sie suchte in dieselbe so bald wieder zurückzukehren, als sie sich, ohne Beleidigung des Wohlstands, von ihren Freundinnen losmachen konte.

In dieser Entfernung von der grossen Welt verfertigte sie ihr vortrefliches Werk *): die Freundschaft

*) Dieses Werk kam im Jahr 1728 heraus, unter der Aufschrift: *Friendship in death, in twenty letters from the Dead to the Living.* Die Briefe führen den Titel: *Letters moral and entertaining, in prose and verse.* Der erste Theil davon kam 1729, der zweyte 1731, der dritte 1733 heraus. Diese beyden Werke der Frau Rowe sind im Jahr 1740 zu Amsterdam ins Französische übersetzt worden, unter der Aufschrift: *L'amitié apres la mort, contenant les*

ſchaft nach dem Tode, in zwanzig Send-ſchreiben von Verſtorbenen an Lebende, und einige Theile von moraliſchen und ergötzenden Briefen. Der Endzweck der Briefe der Verſtorbenen iſt, (wie die Verfaſſerin in der Vorrede ſagt), den Begrif von der Unſterblichkeit

les lettres des morts aux vivans et les lettres morales et amuſantes par Madame Rowe. Die Ueberſetzung iſt ſehr gut gerathen, und der Verfaſſer derſelben hat in der Vorrede die Frau Rowe wider einige Einwürfe, welche man ihr in der *bibliotheque britannique Tom. XIII. p. 206* gemacht hat, gut vertheidigt. Dieſe Einwürfe beſtehen hauptſächlich darinnen, daß in der Freundſchaft nach dem Tode, worinnen die Abſicht herrſche, die Gewisheit der Unſterblichkeit der Seele zu beſtätigen, gar keine Gründe aus der Philoſophie und aus der Offenbarung angeführet würden, und daß dadurch viele Leute, an ſtatt überzeugt zu werden, veranlaſſt werden könten, alles für eine Art von Schwärmerey, und für die Wirkung einer erhitzten Einbildungskraft zu halten. Hierauf wird geantwortet, die Abſicht der Frau Rowe ſey keineswegs, die Gewisheit der Unſterblichkeit der Seele zu beſtätigen, ſondern nur den Menſchen die groſſe Wahrheit lebhaft vorzuſtellen, und den Begrif davon in ihre Herzen zu prägen, kurz, ſie anzugewöhnen, daß ſie, ohne es ſelbſt gewahr zu werden, unaufhörlich darüber nachdenken mögen. Im Jahr 1745 kam zu Göttingen eine deutſche Ueberſetzung der franzöſiſchen Ueberſetzung heraus, von der ſich nichts ſagen läſſt, wenn man nicht ſagen will, daß ſie ſchlecht iſt. Wir müſſen hier noch anmerken, daß im Jahr 1753 *Briefe von Verſtorbenen an hinter-*

der Seele in das Herz zu prägen, ohne welche alle Tugend und Religion mit ihren zeitlichen und ewigen guten Folgen, dahinfällt. Man kan noch hinzusetzen, daß sowohl dieses Werk, als die moralischen und belustigenden Briefe zur Absicht haben, die Leser, durch erdichtete Beyspiele der vollkommensten Tugend, zur Ausübung aller Handlungen, welche die menschliche Natur adeln, anzureitzen, und sie hingegen durch die Vorstellung des Unglücks, welches lasterhafte Thaten begleitet, für allen Ausschweifungen zu warnen.

Im Jahr 1736 erschien auf inständiges Anhalten einer ihrer Freundinnen die Geschichte Josephs im Druck. Sie hatte dieses Gedicht in ihren jüngern Jahren verfertiget, und bey der ersten Herausgabe endigte es sich mit der Verheirathung Josephs. Eine vornehme Dame verlangte, die Entdeckung Josephs gegen seine Brüder darinnen zu lesen; und, dieses Verlangen zu erfüllen, fügte

hinterlassene Freunde, d. i. Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde, in Hexametern, erschienen sind. Der Verfasser davon ist Wieland, der unter die Genies gehöret, deren die Natur in Einem Jahrhundert, vielleicht auch in Einem Jahrtausend, nur wenige hervorbringt. Die Anlage seines Werks ist vortreflich, und es ist voll wirklich erhabener und entzückender Stellen. Aber warum ist Wieland darinnen um die Richtigkeit des deutschen Ausdrucks so unbesorgt gewesen, und warum hat er nicht alle Mühe angewendet, sein vortrefliches Werk mit keinen übertriebenen Metaphern, mit keinen ungeheuren Bildern zu bedecken?

fügte Frau Rome noch zwey Bücher hinzu, mit deren Verfertigung sie nicht länger als drey oder vier Tage zubrachte. Diese zwey Bücher waren ihre letzte Arbeit, und sie kamen nur wenige Tage von ihrem Tode heraus.

Dieser wichtige Vorfall, auf welchen sie sich ihr ganzes Leben hindurch vorbereitet hatte, ereignete sich ihren Wünschen gemäs, in ihrer geliebtesten Einöde. Sie hatte eine gesunde Natur, und in vielen Jahren war ihr keine Krankheit angestossen, die sie bettlägerig gemacht hätte. Ungefehr sechs Monate vor ihrem Absterben fühlte sie eine Schwachheit, die sowohl andre, als sie selbst, für gefährlich hielten. Sie gestand gegen einige ihrer vertrautesten Freundinnen, daß dieser Zufall ihre Seele nicht in ihrer gewöhnlichen Heiterkeit und Zubereitung angetroffen hätte; allein, durch heilige Betrachtungen, wofnete sie sich gegen die Schrecken des Todes, und sie empfand bey der Annäherung desselben ein so göttliches Vergnügen, daß sie mit Thränen der Freude sagte, sie erinnere sich nicht, dem gleichen in ihrem Leben empfunden zu haben. Bey dieser Gelegenheit wiederholte sie oft Hopens Verse: der sterbende Christ, an seine Seele, und sie fühlte wirklich die fromme Entzückung ganz zu fühlen, welche in diesem heiligen Gedicht herrscht. Diese Schwachheit verlies sie wiederum, und sie befand sich vollkommen wohl. Da ihre Freundinnen den guten Zustand ihrer Natur, und die von keinen Leidenschaften erschütterte Ruhe ihrer Seele kannten, so schmeichelten sie sich, daß sie noch lange leben würde. Allein die Vorsicht

„ner eigenen, dazu vermögend. Denn meine be„ste Verfassung ist nichts als Eitelkeit: und ich „bin eine elende hülflose Sünderin. Aber durch „das Verdienst und die vollkommene Gerechtig„keit Gottes meines Erlösers hoffe ich gerechtfer„tigt vor dem höchsten Richterstuhl zu erscheinen, „vor welchem ich in kurzer Zeit werde stehen müs„sen, mein Urtheil zu empfangen.

E. Rowe.

Sie hinterlies auch ein Packet an den D. Watt in Newington, worinnen die Handschrift eines von ihr verfertigten Werks: *) andächtige Uebungen des Herzens, befindlich war. In einem dabey liegenden Briefe ersuchte sie den D. Watt, dasselbe zu übersehen, und zum Druck zu befördern. D. Watt ist diesem Verlangen nachgekommen, und hat diese Schrift mit einer **) Vorrede herausgegeben.

Ihre

*) *Devout Exercises of the heart.*

**) D. Watt hat in dieser Vorrede das Werk der Frau Rowe, welches ihrer erhabenen und himmlischen Seele würdig ist, gegen verschiedene mögliche Einwürfe, wider den Inhalt und Ausdruck, vertheidigt. Er sagt unter andern, man müsse die Gleichgültigkeit, welche sie oft gegen alles, was nicht göttlich und unsterblich ist, verräth, keinem Misfallen an den Vergnügungen des itzigen Zustandes, und an den Dingen der Sterblichkeit zuschreiben. Sie habe nur alsdenn alle Gröſſe und alle Freuden für gering angesehen, wenn sie, in den Stunden der Andacht, ihre Augen und ihr Herz, auf Gott, als den höchsten Inbegrif aller Vortreflichkeit und Herrlichkeit, gerich-

Ihre vermischten Schriften hat Herr Theophilus Rowe, ein Bruder ihres Mannes, in zween Bänden ans Licht gestellt. Sie enthalten ihre Gedichte bey verschiedenen Gelegenheiten, und ihre Briefe, welchen die Gedichte ihres Mannes beygefügt sind.

Unter den vielen Gedichten, welche auf ihren Tod verfertiget worden, verdienet dasjenige, welches der erwähnte Herr Theophilus Rowe zum Verfasser hat, einen vollständigen Abriß von dem Charactere dieser vortreflichen Frauenzimmers, und wir wollen mit demselben diese Nachricht von ihren Lebensumständen und Schriften beschliessen.

Geliebteste Schatten! Traurig sitze ich bey deiner Urne, und beweine dich, die du die Freundin, die Schwester, und die Tugendhafte. O hätten doch meine Lieder den harmonischen Reiz, tönten sie so sanft, wie die Gesänge, welche den verlornen Mevis beweinten! O möchte doch, indem ich über deinen Verlust seufze, und deinen Nahmen besinge, meine Poesie sich erheben, und etwas von der himmlischen Glut, die dich entzündete, an sich nehmen. Dann würde mein Gedicht meinem Gegenstand angemessen, von den Musen mit vorgesungen, und deiner würdig seyn.

Wie schön war deine Gestalt, wie geschickt, zum Auge, und Liebe dem Herz zu reizen! Doch [illegible] gewichen gänzlich. Sollte nicht diese Anmerkung eine gereimte Antwort auf die Erinnerung seyn, welche der Verfasser der Sympathien auf der 132 Seite wider dieses Werk der Frau Rowe gemacht hat? Eine deutsche Uebersetzung desselben ist 1744 zu Erfurt herausgekommen.

des Stolz deines Geschlechts, wegen einer vorzüglichen Schönheit die Bewunderung der Welt zu gewinnen, war für dich der niedrigste Ruhm; erhabene Tugend, und eine göttliche Seele, (Reizungen, die unsterblich sind und selbst von Engeln geliebt werden,) waren dein. So lächelt, unter den blühenden Zierden des Frühlings, eine schöne Blume, mit den gewählteſten Farben ausgeschmückt, aber sie schmeichelt nicht blos dem Auge mit ihrer vortreflichen Gestalt; sie erhöht ihre Schönheit durch seltene Tugenden, und sie enthält Balsam für unsere Wunden und Linderung für unsere Schmerzen.

O du, die du die Gunst der Musen hatteſt, in welcher sich sapphische Anmuth und pindarisches Feuer vereinigte, was für mannichfaltige Schönheiten glänzen in deinem glücklichen Gesang! Er ist reizend, wie deine Gestalt, und ernst, wie deine Tugend. Er fliesst sanft, wie der dahingleitende Bach, der sich im Frühling, mit leisem Gemurmel, über die Fluren schleicht; und er tönt stark, wie ein gewaltiger Sturm im Winter.

Wenn deine dorischen Lieder im Hayn von edelmüthiger Freundschaft und schuldloser Liebe tönen, dann ist die Einsamkeit reizend, sie, der Musen Aufenthalt, und der Tugend geliebteſter Sitz! Die Pracht des Hofes entzückt nicht mehr, alle Grösse wird unschmackhaft, und jedes Herz seufzt nach ihren stillen Schatten. Wenn du den frühen Verlust des Alexis klagſt, und über dem Grabe eines gefälligen, weisen und tugendhaften Ehemannes weinſt, der in der Blüthe seiner männlichen

Schön-

Schönheit deinen verwaisten Armen entrissen würde; welches Herz bluket nicht bey deinem traurigen Gesang? welches Auge hält die dir und ihm schuldigen Thränen zurück? Oder weilt deine Muse, von göttlichern Flammen entzündet, sterbliche Gegenden verläßt, und den Namen des Allmächtigen singt; so erhebe uns dein Gedicht in himmlische Gegenden, die Erde wird klein in unsern Augen und hat keine Reizungen mehr; unsre entzückten Herzen theilen mit dir deine heilige Inbrunst, der Himmel ist unsre einzige Hoffnung, und die Tugend unsre einzige Sorge; voll Verwunderung neigen sich Engel vom Olymp herab, den Gesang zu hören, der so erhaben ist, wie der ihrige.

O du, die du gebohren wurdest, dieses Zeitalter zu beglücken, zu zieren und zu bessern. Du wagtest es, der Frömmigkeit Freunde zu verschaffen. Aber zu gutherzig zu sathrischen Streichen, und gelehrter, die verderbten Zeiten zu bemeinen, als sie zu züchtigen, vermied deine Muse die sanftbeißende Wut, und wählte einen Weg, der deiner Gemüthsart mehr gemäß war: du schilderst die unglücklichen Folgen kasterhaften Frevels, und entzündest in der Brust die Liebe zu göttlichen Thaten. Deinen Tagen war Elend fremd, du warest immer der Tugend treu, und stelltest dir den versprochenen Himmel vor. Jede göttliche That, welche aus deinen Schriften hervorstrahlt, glänzte mit nebelhaftem Reiz in deinem heiligen Leben. Glückliches Werk! welches jede Seele entzückt, die an einem ungemeinen Geiste, und einer vollkommenen Tugend Geschmack findet.

Der

Der lasterhafte, welcher, in Unreinigkeit und Wollust verloren, die Einladungen des Himmels verachtet und die Stimme der Predigers nicht hört, wird von deinen einnehmenden Erzählungen edelmüthiger Handlungen genommen werden, und den Wunsch in sich fühlen, das nachzuahmen, was er gelesen hat. Nicht mehr vom Laster gefesselt, wird die durch deine Hand befreyete Jugend den Weg der Wahrheit finden, sie wird durch dich gebildet, ihre bessere Hoffnung auf den festen Grund der Tugend bauen, und den Himmel erreichen.

So bezeugen deine Werke, deren immerwährender Ruhm dein Haupt mit unverblühlichen Lorbern schmückt, keine gemeine Ehre! Aber weit edler ist das Lob spanischer Heiligkeit, als lyrophischer Lieder. Der parnassische Kranz ist nur ein geringer Schmuck gegen die himmlischen Palmen, welche sich um deine Schläfe winden.

Von der ganzen Welt und allen ihren Sorgen entfernt, waren die Werke der Liebe und das Gebet die Beschäftigung deines Lebens. Niemals haben die verführerischen Reizungen des Goldes deine Brust eingenommen, und du kanntest keinen andern Gebrauch des Reichthums, als wohlzuthun. Die Güter, welche der Himmel dir verliehen hatte, theilte deine liebreiche Wildthätigkeit aus; die Nackenden wurden durch dich gekleidet und die Hungrigen gesättigt. Durch deine Hülfe unterstützt, trocknete die Witwe ihre Zähren, und die Waisen hörten auf zu wehklagen. Du warst eine wohlthätige Mutter und eine gütige Beschützerin; und

niemals durften Verdienſte klagen, ſo lange es in deiner Gewalt ſtand, zu geben.

Sey Zeugin, mitleidige Thüre, die den hinzudrangenden Armen immer offen ſtand, und ſie willig empfing. Niemals hat das weinende Gefolge der leidenden Tugenden, vor deiner Schwelle, ſein Elend vergeblich geklagt.

Stehe mir bey, himmliſche Muſe, die heilige Inbrunſt der anbetenden Chriſtin zu ſchildern. Die Stunden, da ſie ſich zu Gott wendete, zu ihm betete, und ihn prieß, voll göttlicher Entzückung und ſeraphiſcher Glut ſich hinwarf, und ihre ganze Seele vor ihm ausgoß! — Aber höre auf, mein Geſang, verſuche es nicht, dieſes Gemählde ganz zu zeichnen — vollendet es ſelbſt, ihr Göttlichgeſinnten, wenn ihr eure Gedanken ſo hoch erheben könnt!

Ihr Diener des Himmels, ihr gütigen Beſchützer der Tugendhaften, ihr Zeugen ihres Gebets und ihres Lobes des Höchſten, ſagt, ob ihr jemals ein aufrichtigeres Gebet, und Lobgeſänge, die dem ihrigen mehr gleichen, aus dem Munde einer Sterblichen vernommen habt.

Dieſe Freuden, welche du allein, o Tugend, gewähren kanſt, krönten mit ewigem Frieden ihre freye Stirn. Die Ruhe ihrer Seele, in welche die Gunſt des Himmels Heiterkeit goß, theilte ſich ihrem Körper mit, und glänzte in ihrer Miene, die ſanft und gefällig war, wie das Antlitz eines lächelnden Engels, und ſie athmete Güte und Anmuth umher.

Geſegnet warſt du in deinem Leben und geſegnet in deinem Tode. Du gabſt deinen Geiſt auf, ohne die mindeſte Angſt, ohne den ſchmerzhaften Kampf der ringenden Natur zu fühlen, wenn ſie das Leben verlaſſen ſoll. Eine Stunde ſahe dich in blühender Geſundheit, und in der nächſten empfiengen dich die Himmel zu ewigdauernden Freuden. So hörte der gütige

Gott deine Wünsche, und krönte deine Tugend mit dem Tode, den du dir selbst erwähltest. Um ein gleiches Schicksal bete ich zum Himmel; so sey mein Leben, und so sey meine letzte Stunde! Glückselige Stunde! da meine Ruhe zurückkehren, und dieses Herz für dich nicht mehr bluten wird!

Du, die du allen Weisen und Tugendhaften werth, aber vergeblich werth bist! auch die Thränen der Hertford können dich nicht wieder zurückrufen. O Freundin! o Schwester! du bist mir unter jedem Namen theuer, den meine Wehmuth mir darbietet. Meiner sehnsuchtsvollen Hoffnung entrissen, beweine ich in dir des Lebens süsseste Freude, die, ach! nimmer wieder zurückkehren wird. Nicht mehr werden diese Augen an deiner liebenswürdigen Gestalt haften, in welchen mehr als Schönheit, mit allen ihren Reizungen, blühete. Unvermerkt umgeben mich misgünstige Schatten, und zu bald verlässt die Sonnersonne den Himmel! Nicht mehr wird meine dahingerissene Seele an deiner Stimme hangen, in mehr als sterblichen Freuden verloren. O mit welcher Entzückung vernahm mein aufmerksames Ohr deine Gespräche, die mir Reden eines Engels waren! Heilige Wahrheiten, mit den süssesten Tönen ausgesprochen, athmeten den Himmel umher und erhuben meine Seele zu Gott. Ihr himmlischen Stunden (wenn man es wagen darf, etwas unter dem Himmel mit den himmlischen Freuden zu vergleichen) wie wird euer Andenken meine Gedanken peinigen. Auf ewig dahin, aber auf ewig unvergesslich! So ordnete es das Geschick! Mein ganzes künftiges Leben hindurch wird keine Freude mir lächeln, und nie wird mein Jammer um dich aufhören.

Aber keine ewige Abwesenheit wird diese tugendhaften Herzen trennen, welche die edelmüthigste Freundschaft verknüpft hatte. Wenn ich dir nachfolge, wird mein Fus auf den hohen Wegen wandeln

deln lernen, von welchen du dich niemals verirrteſt. Dieſe Bahn wird mich zu deiner heiligen Wohnung leiten, und vielleicht ſind mir nur noch wenige Schritte übrig. Dort, ob du gleich, erhöheter und deinem Gotte näher, in einer erhabenern Sphäre glänzeſt, werde ich doch von ferne deine Herrlichkeit betrachten, und dich den Höchſten in himmliſchen Liedern preiſen hören; und ungeachtet mein Stuhl niedriger ſtehen und mein Kleid minder weis ſeyn wird, ſo wird doch auch eine ungleiche Seligkeit unſre Seelen wieder vereinen.

Ja wir werden uns wieder finden, und nimmer getrennt werden. Die Hoffnung belebt mich, bey dieſem Worte, und beruhigt mein Herz. Selige Hoffnung! du hilfſt uns mit ſtarken Schritten den rauhen Weg des Lebens zurücklegen, an deſſen Ende du und der Himmel gränzt. Ob ich gleich, in Jammer verſunken, meine traurige Lebenszeit dahin ſchmachte und deiner beraubt bin: ſo ſoll mir auch jedes Unglück, das mich betroffen hat, oder künftig betreffen wird, willkommen ſeyn, wenn nur meine geringe Tugend hoffen kan, deinen Himmel mit dir zu theilen und in demſelben auch nur den niedrigſten Platz einzunehmen.

Unterdeſſen lebe wohl, ewig geliebter Bruder! Du wohneſt in menſchlicher Form; aber ich beſeufze den Verluſt eines Engels, der niemals wieder unter dem Himmel gefunden werden wird. Ach Freundin; wie langſam, wie träge werden mir die Stunden vorübergehn, bis der Himmel mich zu dir und der Seligkeit bringt.

---

hatte es anders beschlossen. An einem Sonnabend, einem Tage in der Woche, den sie zu ausserordentlicher Andacht bestimmt hatte, schien sie bey vollkommener Gesundheit zu seyn, und bis Abends um acht Uhr hatte sie sich mit einer Freundin, mit aller ihrer gewöhnlichen Munterkeit, unterhalten. Sie begab sich darauf in ihr Zimmer. Um zehn Uhr hörte ihre Bediente ein Getöse darinnen, und als sie hinein kam, fand sie die Frau Rowe auf der Erde liegend, sprachlos und in den letzten Zügen. Man holte sogleich einen Arzt und einen Wundarzt; aber alle angewendete Mittel waren fruchtlos. Sie starb des Sonntags Morgens, den 20 Hornung 1736. Da sie befürchtet hatte, die Schmerzen einer langwierigen Krankheit möchten ihren Geist niederschlagen, und sie zu einer melancholischen, und einer Christin unanständigen Furcht veranlassen: so hatte sie zu Gott um eine geschwinde Auflösung gebetet. Man muß also ihren plötzlichen Tod für eine Belohnung ihrer ungemeinen Gottesfurcht, und für ein Merkmal ansehen, daß Gott ihre Wünsche der Erhörung gewürdiget.

Sie wurde, ihrem Verlangen gemäs, zu Frome in das Grabmal ihres Vaters gelegt. Alle diejenigen, welche ihre Tugend und Verdienste gekant hatten, beklagten ihren Tod. Besonders wurden die Armen und Unglücklichen dadurch in eine unaussprechliche Betrübnis versezt, und sie bewein-ten, über dem Grabe der Frau Rowe, den Verlust ihrer Wohlthäterin.

Man fand in ihrem Zimmer verschiedene Briefe an ihre Freunde und Freundinnen, und sie hatte

Regiſter
über die ſechs Stücke des erſten Bandes.

Accente, griechiſche, ihr alter Gebrauch 606. ſind in jeder Sprache nothwendig 607. werden in der griechiſchen nach keinen Regeln geſetzt 607. ihr Nutzen 612. ihre Erfindung 613

Addiſons, Johann, Uiberſetzung des Anacreons 111

Addiſons, Joſeph, Leben und Schriften 85-112

Akenſides Vergnügen der Einbildung 381. ein Stücke daraus überſetzt 386

Alſton, Carl, eine Abhandlung von ihm 136

Andächtige Uibungen des Herzens 664. ſind überſetzt 665

Arius Ketzerey und Streitigkeit 72. 73

Aſhmole, Elias, Nachricht von ihm 566

Ausſprache, griechiſche, nach den Accenten wird beſtritten 605. einiger Diphthongen iſt verlohren gegangen 609. wenn ſie verderbt worden 613

Barthelemy, Unterſuchung des palmyreniſchen Alphabets 457

Beaumonts Moralen 294

Belohnung, wahre, eines Helden überſetzt 207 u. f.

Bibel, verſchiedene Stellen derſelben erkläret und vertheidiget 54, 159, 160, 163, 164, 165. wie die hebräiſche beſonders zu erklären 377

Bileam, die Geſchichte deſſelben wird vertheidigt 160

Blanc, Abt le, Urtheil über ſeine Briefe 115

Bolingbroke wird beſtritten 168, 169

Bower, Archibald, Anekdoten von ihm 196-206

Briefe von Verſtorbenen an hinterlaſſene Freunde 660

Briefe über die hebräiſche Sprache 374. vom Spielen überſetzt 296

Briefswechsel zwischen einer Mutter und einer Tochter 303
Brooke, ihre poetischen Werke 514. ihre Virginie beurtheilet 556. ihre Ode an Sappho übersetzt 558
Brossard von einem blutstillenden Mittel 251
Brüder, ein Trauerspiel vom Young 256 u. f. ist öfters schwülstig 260, 293
Butters, Wilhelm, Methode den Blasenstein zu erweichen 130

Cato, ein Trauerspiel, Anmerkungen darüber 105
Charten, Land- der Alten 26. was sie leisten sollen 27 allgemeine 26. besondere 30. Seecharten 31. ebene Charten 31
Christen werden aus Rom verjagt 52
Cibbers Leben der englischen Dichter 80. woraus sie gesammlet sind 82
Constantin ist noch abergläubisch 77
Corallinen werden eingetheilet 476

Daviels neue Methode den Staar zu curiren wird verbessert 245
Dichter, Römische, werden aus den Künsten erläutert 226. ihre verschiedenen Charakter 229 u. f.
Dichtkunst ist mit andern Künsten sehr genau verbunden 226
Dodd hat die Schönheiten des Shakespear gesammlet 405
Dodsleys Prolog übersetzt 258
Dodsons, Jacob, mathematisches Repositorium 313 was daran zu tadeln 318. 319
Drüsen ihr Zustand und ihre Absonderungen 588

Eichenschwamm stillet das Blut 251
Ellis, Johann, von den Corallinen 476
Erde, ihre Veränderungen sind wahrscheinlich 631, 642
Erzählung, morgenländische, übersetzt 213 u. f.

Euſebius, deſſen Character 75
Evagrius, Nachricht von ihm 77

Fluxionen, ihre Natur und Erfindung 142
Folard wird widerleget 500. ſeine Auslegung getadelt eben daſ.
Freundſchaft nach dem Tode 658. 659
Frewin, D. Eduard, Schreiben an ihn 603

Gagniers Nachricht von bodlejaniſchen arabiſchen Münzen 570. wird getadelt 580
Gally wider die griechiſche Ausſprache nach den Accenten 605
Geiſter, böſe, warum ſie zu Chriſti und der Apoſtel Zeiten ſo viel Macht gehabt 53
Gemählde, hiſtoriſche 119. moraliſche 119. Portrait 120. auf Glas 122. in Waſſerfarben 125
Geſchmack, eine Abhandlung davon 364. u. f.
Glaubensbekänntniſſe, ihr Anſehen 638. 643
Gnadenwahl, D. Sharps Gedanken davon 396. u. f.
Gottesgelahrheit, ein Schüler derſelben wie er ſtudiren ſoll 411. wie ſein Umgang ſeyn ſoll 412
Gorläus hat zuerſt in Engelland Münzen geſammlet 564
Gregorius ſoll viel Wunder gethan haben 67
Gregorius, David, von der practiſchen Geometrie 320

Händel, ein berühmter Muſikus 128
Hays, William, Religion der Weiſen 626
Hallifax, Gedichte an ihn 90, 91. rühmet Addiſon als einen Dichter 93
Hamptons Überſetzung des Polybius 494
Hanmer, Thomas, Herausgeber des Shakespear 494
Hebräiſch, eine neue Art, zu verſtehen 375
Humfrey, Herzog von Glouceſter 302
Hutcheſon, Franciſcus, ſeine Schriften 5, 6. eine Uiberſetzung ſeiner Sittenlehre wird angekündiget 19

Hutchinſon, der Erfinder einer hebräiſchen Sprachlehre 374 u. f.

Iſaacius, Matthäus, deſſen Abhandlung 70
Johnſons Gedichte zu Shakespears Andenken 406
Jones, Maria, Sammlung poetiſcher und proſaiſcher Stücke 34. ihr Gedicht über die Wünſche überſetzet 39
Jortin, Johann, ſeine Schriften 49. Uiberſetzung ſeiner Anmerkungen über die Kirchengeſchichte 79
Joſephus von der Zerſtörung Jeruſalem 55
Jungfer, alte, ein Wochenblatt 184. daraus überſetztes Stück 188
Juvenal, einige Verbeſſerungen deſſelben 52

Kalk iſt dienlich wider den Stein 130
Kalkwaſſer, wie man es in die Harnblaſe ſpritzen kan 132, 133. wie es zu gebrauchen 136. Whytts Abhandlung davon wird gelobt 139
Kneller, Gottfried, ein berühmter Portraitmahler 120
Künſte, ihr gegenwärtiger Zuſtand in England 115-119. werden nicht öffentlich belohnet 117
Kreuz Chriſti wird entdeckt 74

Langyſch, ſeine Verſuche 132
Legion, die donnernde, woher ihr Name entſtanden 165
Liebe, Oeconomie derſelben wird getadelt 176. einige Stellen daraus überſetzt 177, 178 u. f.
Longs, Roger, Aſtronomie 20

Maaſſe, Schottiſche, werden erzählet 320
Maclaurins Abhandlung von den Fluxionen 146
Mahler, Hiſtorien in England 118. Portrait 120
Mahomed, ſeine Religion 633
Manes ſeine Lehren 68
Manirspersonen können in drey Claſſen eingetheilet werden 308

Maſchine, um die Erſcheinungen der täglichen Bewegung zu erklären 24. ſtellet den Thierkreis vor 25
Maſſons, Johann, Anleitung zu 407
Maſſon ein berühmter Münzkenner 566. erkläret eine Münze 573
Mauſch, wer er 627. was iſt er 628
Moſes Character 633. ſeine Schriften 634
Münzen, erſte Erfinder derſelben, in England 564. einige erkläret 571. Einleitung in dieſelben 575 u. f.
Murtzer, Johann, ein Trauerſpiel 428
Origenes, Nachrichten von ihm 66
Palmyra, Ruinen von, wie ſie entdecket worden 451. Beſchreibung der Reiſe dahin 452 u. f. von dem alten Zuſtande dieſer Stadt 461 u. f.
Paſcals Gedanken 644
Pearce Erklärung Matth. 24, 28. 54
Philips, Ambros, Leben 425 u. f. einige Stellen aus ihm überſetzt 429. ſeine Schriften 432, 438. ſein Streit mit Popen 434. ein Gedicht von ihm überſetzt 435. ſein Trauerſpiel, the Briton, 439. ſein Humfrey, Herzog von Glocester 442
Philips, Johann, Leben 323 u. f. ſein Character 331 u. f.
Philoſtorgius wenn erzelebet 77
Polybius überſetzt ins Engliſche 494. ſeine Schreibart 496. die Wichtigkeit ſeiner Geſchichte 504. ſein Leben 510
Polycarpus, ein Märtyrer 65
Pope Herausgabe des Shakeſpear 402. 403. hat eine Vergleichung zwiſchen ſich und Philips angeſtellet 425. ein Feind des Ambros Philips 433
Porcellan, Engliſches 127
Prediger, wie ſeine Predigten einzurichten ſind 413. das Aeuſſerliche deſſelben 414. ſein Verhalten bey Kranken 416
Prior, ein Verehrer der Rowe 646

Proculus, ein Chriſte, macht den Kaiſer geſund 65
Rapin, eine Vergleichung zwiſchen ihm, dem Cowley und Philips 329
Recht der Natur, worauf es ſich gründet 10
Religion, Beweiſe ihrer Wahrheit 61, 62. jüdiſche, der Stamm der chriſtlichen 633. chriſtliche, iſt eine allgemeine 637
Richardſon, eine franzöſiſche Beurtheilung ſeiner Romane 125
Robertſon, wer er iſt 616. ſein Werk von der Schiffkunſt 616
Rouquet von den Künſten in England 115. ſeine Schriften 116. ſein Urtheil über die Richardſonſchen Romanen 115
Rowe, Sammler der Shakeſpeariſchen Werke 402. hat ſein Leben beſchrieben 406
Rowe, Eliſabeth, ihr Leben und ihre Schriften 644. einige Briefe von ihr überſetzt 649. ihre Elegie über ihres Mannes Tod 652
Rowe, ſein Gedicht auf den Tod der Frau Rowe überſetzt 665 u. f.
Rowe, Thomas, ſeine Schriften 647. ein Stück eines poetiſchen Schreiben von ihm überſetzt eben daſ. ein Stück einer Ode 650
Ruſſell wird gelobet 588. ſeine Schriften an den D. Frewin 603
Ruſſels, Johann, Sinngedichte 649

Sadducäer, ob ſie die Schriften der Propheten verworfen haben 69
Saunderſons, Nicolaus, von den Fluxionen 418
Schiffkunſt, Schriftſteller davon 616, 617, 621
Schiffsrechnung, Unterricht davon 622
Shmith, Edmund, ein Poet 326, 330
Shmith ein berühmter Kupferſtecher 125
Schriftſteller, wie ſie zu leſen ſind 409
Sewels, George, Lebensbeſchreibung des John Philips 323

Regiſter.

Shakeſpears Werke 402. ſeine Herausgeber 403
Shakleton, königlicher Mahler 117
Sharps, Johann, Werke 390. ſeine Gedanken von der Gnadenwahl 396
Simpſon, Thomas, von der Fluxionrechnung 142 u. f.
Sinngedichte auf die Verheirathung des Thomas Rowe 649
Sittenlehre, ihr Endzweck 10. eigne Glückſeligkeit iſt es nicht 11, 12
Socrates, Nachricheen von ihm 76
Somers, der Gönner des Addiſon 88, 89
Sozomenus, Nachrichten von ihm 76
Spence Polymetis 205
Spielen ein Brief davon überſetzt 296
Staar, wie er geſtochen worden 244. Daviels Methode ihn zu curiren wird verbeſſert 245
Steele, Richard, Freund des Addiſon 85. ſeine Wochenblätter 97 u. f. ſein zärtlicher Ehemann 96
Stein, eine Cur wider ihn 132 u. f. ihn zu ſchneiden iſt gefährlich 141. eine Erfahrung von ihm 250
Studiren, wie ein Schüler der Gottesgelahrheit ſoll 411
Swinton unterſuchet das palmyremiſche Alphabet 457
Sympathien ihr Verfaſſer widerleget 665

Tedmor, iſt der alte Name von Palmyra 462
Theobald hat den Shakeſpear herausgegeben 403
Theodoret, Urtheil von ihm 76
Thomſons, Jacob, Geſang an die Einſamkeit überſetzt 222
Tiberius, ein Fataliſt 51
Tickel, ein übertriebner Lobredner des Addiſon 88, 99, 100. hat Addiſons Werke geſammlet 87, 109
Trepanation, wie ſie zu unternehmen iſt 242 u. f.

Valens ſein Geſetz wider die Mönche 71

Register

Venus, mediciſche, erkläret die Beſchreibungen der Römiſchen Dichter 234
Vergnügen, das aus der Schönheit entſpringt 386
Verzeichnung, ſcenographiſche, orthographiſche, horizontale und meridionale, wie ſie unterſchieden 28
Virginia, etliche Trauerſpiele dieſes Nahmens 574

Warburton, der letzte Ausgeber des Shakeſpear 409
Warner, Joſeph, chirurgiſche Krankengeſchichte 241.
ſeine Verſuche vom Eichenſchwamme 253
Waſſerkopf iſt gefährlich zu öfnen 247
Watts Vorrede 664
Weiſſagungen der heil. Schrift, ihr Nutzen 57, 58.
müſſen dunkel ſeyn 59. des Moſes 634
Welt, eine Wochenſchrift 337. etliche Stücke daraus überſetzt 339 u. f.
Whytt, ſeine Entdeckung 141. ſeine Abhandlung vom Kalkwaſſer wird gelobet 139
Wiſe, Franz, beſchreibet das bodlejaniſche Münzbehältnis 565. ſein Schreiben an Maſſon 570
Wollüſtige, wird beſchrieben 171. ſein Gebet 173
Wood, Robert, von den Ruinen von Palmyra 451
Wunder unſers Erlöſers 61. nach den Zeiten der Apoſtel 62. ihre Glaubwürdigkeit wird in vier Claſſen eingetheilet 63. Abhandlung darüber 156. Einwürfe wider ſie 157. Moſis Wunder 636

Youngs Centaur 167. einige Stellen beurtheilet 170 171. deſſen Uiberſetzung gelobet 175. ſeine Trauerſpiele 256. Nachricht von ſeinem Trauerſpiele, die Brüder 257. wird getadelt 260

Zeit, wie ſie zu gebrauchen 409. wodurch ſie gemeiniglich verlohren wird 409
Zink, ein berühmter Portraitmahler 122

WIDENER LIBRARY
HX IHYT J
A FINE
ED IF THIS BOOK IS
ON